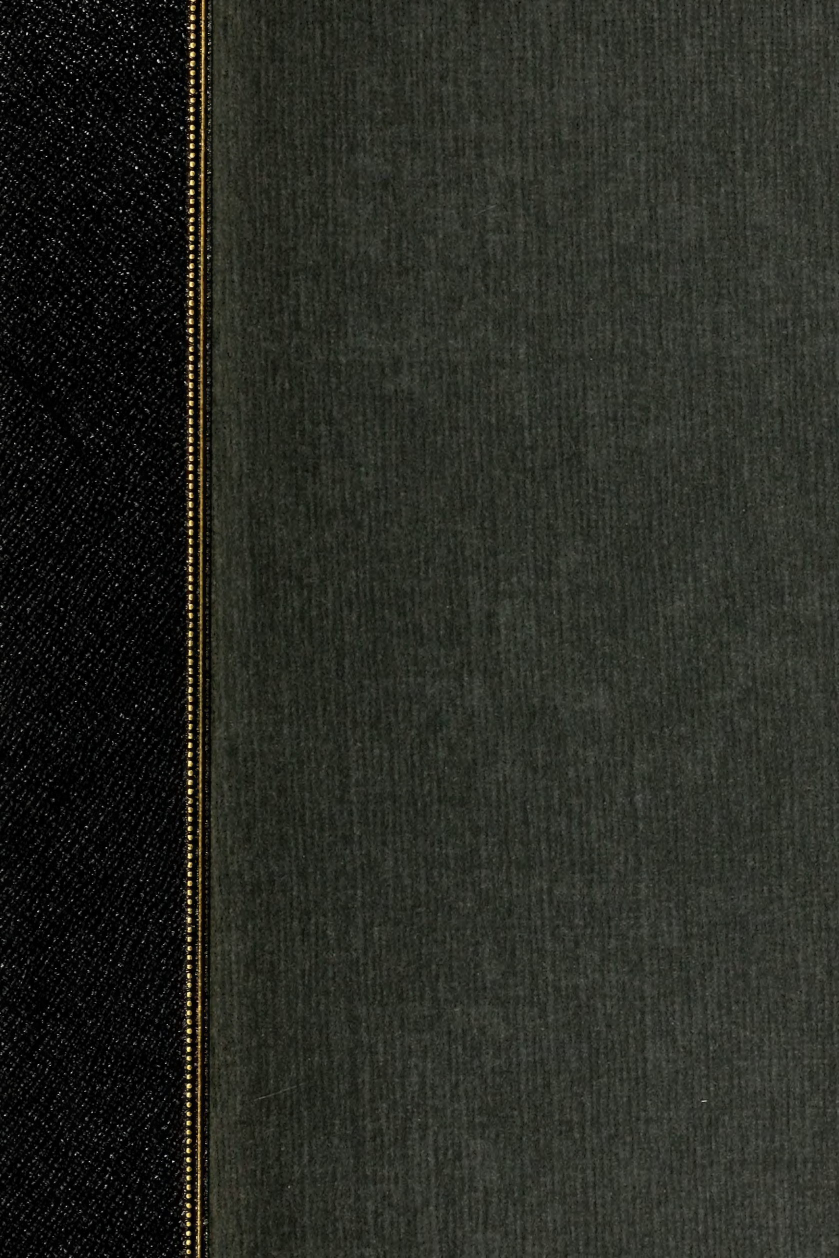












Propyläen-Ausgabe

von

Goethes Sämtlichen Werken



Goethes

Sämtliche Werke

Zwölfter Band

Georg Müller Verlag München


LIBRARY
JUL 10 1963
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt des zwölften Bandes.

Soldatenlied zu Wallensteins Lager

Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Most:
Das ist Soldatentrost!
Tra da ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht ist unser Knecht:
Das ist Soldatenrecht!
Tra da ra la la la la!

In Wäldern gehn wir birschen
Nach allen alten Hirschen
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih.
Tra da ra la la la la!

Heut schwören wir der Hanne
Und morgen der Susanne,
Die Lieb ist immer neu:
Das ist Soldatentreu!
Tra da ra la la la la!

Wir schmausen wie Dynasten,
Und morgen heißt es fasten;
Früh reich, am Abend bloß:
Das ist Soldatenlos!
Tra da ra la la la la!

Wer hat, der muß uns geben;
Wer nichts hat, der soll leben!
Der Ehmann hat das Weib,
Und wir den Zeitvertreib.
Tra da ra la la la la!

Es heißt bei unsern Festen:
Gestohlnes schmeckt am besten.
Unrechtes Gut macht fett;
Das ist Soldatengebet!
Tra da ra la la la la!

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüt!
Nenne, wenn du es darfst, vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied. —
„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;

Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Träne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands:
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein nährendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, so ernst? und hab ich gefehlet,
Oh! so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind! so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt.

Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
 Dir von dem trockensten Aug herrliche Tränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
 Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
 Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz:
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
 Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
 Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
 Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
 Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
 Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
 Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:
 Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
 Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
 Als du, zur Leiche verstellt, über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh ich dich mir in dem Glanze der Jugend,
 Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! das Mädchen
 Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
 Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und eh mein Auge sich schließet,
 Wünsch ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde,
 Deutend entwickelt ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
 Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet ich mich an deinen Augen und suchte
 Dich im tiefen Gedräng staunender Hörer heraus!

Doch dort wirst du nun sein und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt —
Guter! dann gedenkest du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir.
Vieles sagt ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht michs dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh heruntergesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen:
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich! und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt." —

Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
  Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
  Trat der herrliche Gott, Hermes, gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete: wallend verschlangen
  Wachsende Wolken im Zug beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stürzenden Wasser
  Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
  Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmut reißt durch die Saiten der Brust, die nächtlichen Tränen
  Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Deutscher Parnaß.

Unter diesen
Lorbeerbüschen,
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und so haben
Mich, im stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket
Und das keusche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem bescheidnen Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächst die Fülle
Der gesellig edlen Triebe,

Nährt sich Freundschaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Täler, seiner Höhen.
Süße, laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Diesen seh ich ernster wandeln;
Und ein andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben:
Ruh und Lust und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Auf, ihr Brüder!
Ehrt die Lieder!
Sie sind gleich den guten Taten.
Wer kann besser als der Sänger
Dem verirrten Freunde raten?
Wirke gut, so wirkst du länger,
Als es Menschen sonst vermögen.

Ja! ich höre sie von weiten,
Ja! sie greifen in die Saiten,
Mit gewaltgen Götterschlägen
Rufen sie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,
Zum erhabensten Geschäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantasieen
Blühen
Ringsumher auf allen Zweigen,
Die sich balde,

Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir schauen
In dem Land der höchsten Wonne,
Dieser Boden, diese Sonne
Locket auch die besten Frauen.
Und der Hauch der lieben Musen
Weckt des Mädchens zarten Busen,
Stimmt die Kehle zum Gesange,
Und mit schön gefärbter Wange
Singet sie schon würdge Lieder,
Setzt sich zu den Schwestern nieder,
Und es singt die schöne Kette
Zart und zärter um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu suchen,
Dort zu finden,
Was im stillen Myrtenhaine
Amor schalkisch ihr entwendet:
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Busens erste Fülle.
Und sie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert sich in die Felder.
Stört sie nicht auf ihren Wegen!
Muse, geh ihr still entgegen!

Doch was hör ich? Welch ein Schall
Überbraust den Wasserfall?
Sauset heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrein?

Ist es möglich, seh ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt ins Heiligtum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswut,
Weinesglut
Rast im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schar,
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall,
Rauher Schall,
Grellt ins Ohr.
Wer sie hört,
Wird gestört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut!
Wer begegnet ihrer Wut?

Brüder, laßt uns alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht:
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Durch die Haine.

Brüder, faßt sie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieser Brut entgegen
Und vertreib aus unsern milden,
Himmelreinen Luftgefilden
Diese Fremden, diese Wilden!

Doch was seh ich?
Ist es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Ist es möglich?
Keine Fremden —
Unsre Brüder
Zeigen ihnen selbst die Wege!
O die Frechen!
Wie sie mit den Klapperblechen
Selbst voraus im Takte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort soll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerschlag.
Worte sind des Dichters Waffen.
Will der Gott sich Recht verschaffen,
Folgen seine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket ihr
Gar Silens abscheulich Tier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,

Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O wie möcht ich gern mich täuschen!
Aber Schmerzen fühlt das Ohr:
Aus dem keuschen,
Heilgen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und -verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das so keusch erwärmte Nest,
Und in wütendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.
Hier wird ein Gewand zerrissen,
Dem Genusse folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich sehe schon von weitem
Wolkenzug und Dunst und Rauch.
Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbst den Busen des Verehrers
Schüttert das gewaltge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weitem an.
O vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unsern Grenzen fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug;
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Wert.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einst zu uns begehrt,
Wenn euch nichts so sehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt —
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran:
Tiefgefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Lethes Fluten
Um der Toten stilles Haus
Löscht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen —
Ihr gehört uns doppelt an!

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Musen —
Keine Morgenröte leuchtet,
Und es will kein Tag erscheinen;
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es statt Auror' und Phöbus
Meinen stillen Fleiß belebe!
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem späten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt ich zu den Nachtigallen:

Liebe Nachtigallen, schlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodieen,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber,
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich ist es Sommer worden,
Und beim ersten Morgenschimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geschäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt sie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig sie verscheuchet,
Lockt die unverschämten Schwestern,
Und von meinen Augenlidern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüstig spring ich von dem Lager,
Suche die geliebten Musen,
Finde sie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen, —
Und den leidigen Insekten
Dank ich manche goldne Stunde.
Seid mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgepriesen
Als die wahren Musageten.

Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über den Garten umher:
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
 Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. O könnt ich dir, liebliche Freundin,
 Überliefern sogleich glücklich das erlösende Wort! —
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
 Stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
 Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
 Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
 Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
 Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
 Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung,
 Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
 Knoten auf Knoten getürmt, immer das erste Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt sich,
 Ausgebildet, du siehsts, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
 Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
 Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
 Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
 An und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
 Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
 Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
 Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
 Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin

Um die Achse gedrängt, entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume
Über dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zartesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ewgen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug:
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Weissagungen des Bakis.

Seltsam ist Propheten Lied;
Doppelt seltsam, was geschieht.

1.

Wahnsinn ruft man dem Kalchas, und Wahnsinn ruft man Kassandren,
Eh man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Übermorgen? Nicht einer!
Denn, was gestern und ehgestern gesprochen — wer hörts?

2.

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünschelruten sind hier: sie zeigen am Stamm nicht die Schätze,
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

4.

Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menschengesichte,
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt,
Läßt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem Schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.

5.

Zweie seh ich! den Großen! ich seh den Größern! Die beiden
Reiben mit feindlicher Kraft einer den andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der größere sei, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein tätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

7.

Sieben gehn verhüllt und sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die andern sinds, die Verräter! von keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget, als Maske, den Schalk.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säk'lum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt auf hölzernem Fuß vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einsam schmückt sich, zu Hause, mit Gold und Seide, die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur einer von allen
Kennt sie: es zeiget sein Aug ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluten,
Über Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh ich! Er sitzt und harfeniert der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig bist du! gebildet zugleich, und alles verneigt sich,
Wenn du mit herrlichem Zug über den Markt dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder;
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern seh ich gestürzt, und Mauern seh ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest?

14.

Laß mich ruhen, ich schlafe. — „Ich aber wache." — Mit nichten! —
„Träumst du?" — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redest im Traum." —
Wachender, sage, was hast du? — „Da sieh nur alle die Schätze!" —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

15.

Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Rätsel zu lösen,
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.

Jene nenn ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen: es bringt wohl der Tag Rätsel und Lösung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Rätsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige: beides
Schließt an heute sich rein als ein Vollendetes an.

17.

Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlta
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

18.

Sag, was zählst du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreif
Dann ein anderes Zehn, Hundert und Tausend hernach.“ —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?“ –
Sage zur Zehne: sei zehn! Dann sind die Tausende dein.

19.

Hast du die Welle gesehen, die über das Ufer einherschlug?
Siehe die zweite, sie kommt! rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht ich gefallen! so denkt das Mädchen; den Zweiten
Find ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, so wäre mir dieser der liebste.
Ach, daß der Unbestand immer das Lieblichste bleibt!

21.

Blaß erscheinest du mir und tot dem Auge. Wie ruffst du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?
„Wär ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg.“

22.

Zweimal färbt sich das Haar; zuerst aus dem Blonden ins Braun
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errate das Rätsel! so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erste bezwingst.

23.

Was erschrickst du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch; zeig mir ein Menschengesicht!
Ja, nun seh ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter —"
Aber ich sehe dich nun selbst als betrognes Gespenst.

24.

Einer rollet daher — es stehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott, Kegel und Kugel zu sein.

25.

Wie viel Äpfel verlangst du für diese Blüten? — „Ein Tausend;
Denn der Blüten sind wohl zwanzig der Tausende hier.
Und von zwanzig nur einen, das find ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst einen von Tausend behältst.

26.

Sprich, wie werd ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf."

27.

Klingeln hör ich: es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Torheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst du? Mich deucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen dir leis um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen versichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn ich verehrt, ja angebetet zu Füße;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste,
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.

Nur im Schlürfen genieße du das und koste nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erst nach Norden und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so: er gehorchet den Winden,
Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

Vom Grabe Virgils.

Als das heilige Blatt von Maros Grabe getrennt ward,
Naht es, der Asche getreu, welkend polarischer Nacht;
Aber im Lande bedeckt von Schnee ergrünt es aufs neue,
Bietet unwelkenden Schmuck traulich den Grazien an.

Die Burg von Otranto.

Sind die Zimmer sämtlich besetzt der Burg von Otranto,
Kommt voll innigen Grimms der erste Riesenbesitzer
Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
Wehe den Fliehenden! weh den Bleibenden! Also geschieht es

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1798.

Der lang ersehnte Friede nahet wieder,
Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wut die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erscheinen heute, deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu deinen Füßen,
Und Blumen streuen wir vor deinem Schritt.
Die Eintracht darf sich wieder fest umschließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt,
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

Und Ceres wird versöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Ähren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunst der schönste Wunsch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenschlägt,
Und in der Ferne sehen wir, aufs neue,
Der edlen Schwestern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen
Und teilt mit Freunden freudiges Gefühl;
Man eilet sich, harmonisch zu vereinen,
Und wir sind hier an der Erscheinung Ziel;
Du zählst mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihest mild das bunte Maskenspiel.
O sei beglückt! so wie du uns entzückest,
Im Kreise, den du schaffest und beglückest.

Abschied.

[1797.]

Zu lieblich ists, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Torheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken!
Sei offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt ichs entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was ich gesollt, hab ich vollendet,
Durch mich sei dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet
Und still in sich zurücke kehrt.

Aufsätze aus den Propyläen

1798 1799

Anzeige der Propyläen.

Propyläen.

Eine periodische Schrift

herausgegeben von Goethe.

Ersten Bandes erstes und zweites Stück, Zweiten Bandes erstes Stück,
Tübingen 1799 in der Cottaschen Buchhandlung.

Den Wunsch des Verlegers, in einem Blatte der Allgemeinen Zeitung eine Anzeige der Propyläen zu sehen, nimmt der Herausgeber keinen Anstand, selbst zu erfüllen. Wenn der Dichter wohltut, sein Werk ohne Vorrede aufzustellen, und ruhig abzuwarten, wie man es genießen oder verschmähen, loben oder tadeln werde, so kann den Verfassern einer Schrift, die nicht sogleich ein Ganzes ausmacht, die, außer manchen Darstellungen, auch Maximen, Meinungen und Urteile enthalten soll, nicht gleichgültig sein, was ihr für eine Aufnahme widerfährt, besonders wenn man seine Arbeiten stückweise und periodisch zu liefern gedenkt und erst nach einer gewissen Zeit der Zweck so wie die Legitimation der Mitarbeiter klar vor den Augen des Publikums liegen kann.

Man würde sich nur traurigen und vergeblichen Betrachtungen überlassen, wenn man hier anzeigen wollte, wie diese Arbeiten, welche teilweis und sukzessiv dem Publiko vorgelegt werden können, in einer andern Gestalt und zu einem erfreulichern Ganzen hätten verarbeitet werden sollen, wenn nicht am Ende des Jahrhunderts der alles bewegende Genius seine zerstörende Lust besonders auch an Kunst und Kunstverhältnissen ausgeübt hätte. Wir wünschen, daß die Teile, die wir gerettet haben, da wir das Ganze aufgeben mußten, in diesen

Zeiten der allgemeinen Auflösung wieder bindend für Künstler und Kunstfreunde werden mögen.

Da gegenwärtige Anzeige besonders an diejenigen gerichtet ist, welche sich für die Sache interessieren und die Einleitung, welche dem ersten Stück vorgesetzt ist, wohl lesen und beherzigen möchten, so gedenkt man sich hier im allgemeinen nur auf dieselbe zu beziehen und anzudeuten: daß das Werk überhaupt Beobachtungen und Betrachtungen über Natur und Kunst enthalten soll, welche von einer Gesellschaft harmonisch gebildeter Freunde angestellt worden. Wir gehen von gewissen Standpunkten aus, unsre Ansichten sind vorzüglich von gewissen Seiten hergenommen, und doch können wir hoffen, nicht einseitig zu werden.

Wenn nun in der angeführten Einleitung umständlicher ausgeführt ist, von welcher Art dasjenige sei, was man vorzulegen gedenkt; so hat gegenwärtige Anzeige die Absicht, deutlicher zu machen, inwiefern der Inhalt der drei ersten Stücke in einem gewissen Zusammenhang betrachtet werden könne.

Die Verfasser der Propyläen wünschen besonders auf würdige Kunstwerke aufmerksam zu machen, und die reine Ansicht derselben immer mehr befördern zu helfen; diese ist jetzt möglicher als sonst, wird aber noch immer auf mancherlei Weise gehindert.

So stand der reinen Ansicht griechischer Kunstwerke lange Zeit eine gewisse Vorliebe für römische Antiquitäten, sowie eine unmittelbare Vergleichung mit Dichterwerken entgegen. Winckelmann und Lessing, zwei den Deutschen nie genug verehrte Männer, haben ein Großes geleistet, indem sie jene beiden Übel verminderten, der eine, indem er die griechischen Kunstwerke auf mythologischen Grund und Boden zurückführte, der andere, indem er das Verfahren des Poeten von dem Verfahren des bildenden Künstlers scharf zu sondern begann.

Auch in der neuern Zeit steht noch manches jener reinen Ansicht entgegen. Man stellt gar oft ein Bild, das unsere Empfindung, unsere Phantasie bei Gelegenheit eines Kunstwerks erschuf, an den Platz des Werkes selbst und spricht, indem man sich darüber äußert, gar manches Gute, nur nicht den Kunstbestand des Werks aus. Dieser Verwechslung ist die Jugend, das Frauenzimmer, ein großer Teil der nordischen Kunstliebhaber ausgesetzt, die wir nur nach und nach anlocken und von den Vorteilen einer ruhigen und heitern Ansicht der Natur und Kunst überzeugen möchten.

Ferner findet sich unter Gelehrten die entschiedene Neigung, bei

Kunstwerken zu mythisieren, zu allegorisieren und sie durch allerlei Art von fremden Deutungen zu überkleiden. Jeder muß sein Handwerk machen, und es ist dieser schätzbaren Klasse nicht zu verargen, wenn sie das Kunstwerk, das der Kunstliebhaber so gern ganz isoliert betrachtet, dagegen in allerlei fremde Beziehungen stellen mag. Ja, der Antiquar hat um so weniger Ursache, seiner Methode zu entsagen, als er auf seinem Wege so viel Nützliches und Schätzbares fördert, und, indem er das Kunstwerk vielleicht verdunkelt, Literatur und Geschichte von so vielen Seiten aufklärt und erleuchtet.

Laokoon, ein kleiner Aufsatz, Stück 1, ist in der Absicht geschrieben, um auf die Intention der Künstler, die dieses Werk verfertigten, genauer, als es bisher geschehen, aufmerksam zu machen.

Wenn der bildende Künstler in einem isolierten Werke nur einen einzigen Moment darstellen kann, wenn er denselben so prägnant als möglich zu nehmen weiß, wenn er in den Teilen seines Ganzen, welche alle nebeneinander stehen, sich nicht wiederholen darf, wenn er gegeneinander stellen, verbinden, kontrastieren, harmonieren, abstufen und ins Gleiche bringen muß, so ist es wohl der Mühe wert, Künstlern, die sich hierin vortrefflich bewiesen, nachzuspüren. Ja, und man kann wohl sagen, daß keine beobachtende Nachwelt jemals aus dem Kunstwerke heraus forschen kann, was der Künstler hineingelegt hat.

Was die Stellung des Laokoon betrifft, so ist sie schon gleich bei der Entdeckung dieser Gruppe ganz richtig beurteilt worden, wie man sich aus den Versen Sadolets überzeugen kann:

Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.

Über den jüngern Sohn hingegen fiel man gleich anfangs, wahrscheinlich durch Virgils Beschreibung verführt, in den Irrtum, daß auch er gebissen sei. Denn Sadolet sagt:

Iamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis.

Hievon sieht man nichts in der Gruppe! und doch ist es in Zeichnungen und Kupferstiche und andre Nachahmungen übergegangen. Man hat nicht gedacht, daß ein Künstler seinen Vorteil wenig verstehen würde, wenn er zwei Figuren von dreien seiner Gruppe auf gleiche Weise verwunden ließe. Nur ein Künstler ganz ohne Gefühl und Nachdenken würde die eine Figur so darstellen, daß der verwundete Teil flieht und die übrigen Glieder sich gegen ihn zusammen-

ziehen; die andere Figur aber so, daß sich der Körper von der Wunde her ausdehnt. Der leichtsinnigste Manierist würde, um Kontrast zu machen, nicht einerlei spezielle Ursache zu ganz verschiednen Effekten gebraucht haben.

Dieses ist nach unserer Überzeugung die Hauptansicht: der Vater wird im Augenblicke verwundet, der jüngste Sohn ist aufs äußerste verstrickt und geängstigt, der älteste könnte sich vielleicht noch retten. Das erste erschreckt uns, das zweite quält uns mit Furcht, und das dritte tröstet uns durch Hoffnung.

Wenn sich nun gedachter Aufsatz nur im allgemeinen hält, so ist ein andrer über Niobe und ihre Kinder, Stück 3, mit der größten Sorgfalt für das Besondere geschrieben. Die Augenblicke, in welchen sowohl die Mutter als die verschiednen Glieder der übrigen Familie genommen sind, werden bestimmt, Stellung und Komposition angezeigt, das Kunstverdienstliche daran gewürdert, Original von Kopie geschieden, zufällig hinzugefügte Statuen von der Familie getrennt, über Originalität und mutmaßliches Altertum gehandelt, Verletzungen und Restaurationen genau angegeben, sowie alles an Ort und Stelle selbst aufgezeichnet worden. Genug, man hat die ganze Darstellung der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt. Eins der folgenden Stücke wird einen Nachtrag hierzu enthalten.

Eine reine heitere Ansicht neuerer Kunstwerke sucht der Aufsatz über Raffael zu befördern. Stück 1 und 2. Daß man zuerst nach den Alten diesen Künstler unter den Neuern gewählt hat, wird wohl niemand befremden. Sein glückliches Naturell, die Größe seines Talents, die Anmut und Lieblichkeit desselben, sowie die sichtbare Stufenfolge seiner Entwicklung in den Werken, die wir von ihm besitzen, alles gab zu mannigfaltigen Betrachtungen Anlaß, welche meistens an Ort und Stelle niedergeschrieben und nur später in Verbindungen gebracht worden sind. Außer einigen einzelnen Werken seiner frühern Zeit sind besonders die im Vatikan zurückgelassenen durchgeführt. Die übrigen späteren Werke werden folgen.

Im Gegensatz dieser höchsten Kunstwerke werden Etrurische Reste, zu Florenz befindlich, geschildert, Stück 1, und also die beschränktesten Kunstanfänge zum Gegenstande der Betrachtung aufgestellt.

Man wird nach und nach der ältern Zeiten anderer Kunstschulen und Kunstepochen gedenken, jedoch sich nicht länger dabei aufhalten, als es die dorther entstandenen Werke verdienen, die meistenteils wenig

erfreulich sind. Unserer Meinung nach halten sich Liebhaber gewöhnlich viel zu lange bei der ägyptischen, ältestgriechischen, altitalienischen, besonders aber der altdeutschen Kunst auf, deren Verdienste meist nur ein historisches, selten ein höheres Kunstinteresse haben, und die sich gegen die freie Größe vollendeter Werke wie das Buchstabieren zum Lesen, wie Stottern zum Rezitieren und Deklamieren verhalten.

Indessen wird man, was zur Geschichte der Kunst gehört, nicht versäumen. Man verkennt die Schwierigkeit nicht, das Alter der Kunstwerke zu bestimmen; doch muß jeder Liebhaber, jeglicher, der zum Kenner aufstrebt, annehmen, daß diese Bestimmung möglich sei, weil durch das Bestreben dazu der Kunstsinn aufs höchste geschärft werden kann. Man wird sich nicht scheuen, seine Meinung hierüber auszusprechen, indem man sie motiviert und mit Gründen unterstützt, ebenso wird man aufmerksam die Meinungen und Gründe anderer prüfen.

Es gibt im Publiko manche Freunde, welche sich an Beschreibung einer interessanten Gegend ergötzen, auch diesen wird man von Zeit zu Zeit etwas darbieten, wie es in dem kurzen Aufsatze über die Gegend bei Fiesole, Stück 1, geschehen ist.

Wenn wir nun auch von der Darstellung zur Theorie übergehen, so müssen wir vorerst erklären, daß wir Theorie nicht in dem Sinne nehmen, wie sie der Philosoph auf strenge Weise aufzustellen verlangt. Jeder, der über das Geschäft, das er treibt, zu denken fähig ist, setzt bei sich nach und nach etwas Allgemeines fest, wodurch er sich gefördert oder gehindert gefunden hat; so entstehen Grundsätze, die gewissermaßen Konfessionen des Künstlers genannt werden können, wornach er sich richtet, und wornach er wünscht, daß andere sich richten mögen.

Eins der größten Hindernisse, welches selbst vortrefflichen Künstlern entgegenwächst, entsteht daher, wenn sie sich in dem Gegenstande vergreifen. Die Erfahrung zeigt uns traurige Beispiele, und die größten Meister konnten, von Umständen genötigt, solche Fälle nicht immer vermeiden. Wir haben daher in einem Aufsatz über die Gegenstände der bildenden Kunst, Stück 1 und 2, unsere Gedanken hierüber angedeutet und wegen der Wichtigkeit dieses Punktes unsern Aufsatz nicht zurückhalten wollen, ob wir gleichwohl fühlen, daß künftig noch manches nachzuholen sein wird.

Wir bemerken nur vorläufig, daß eine Abhandlung über die Gegenstände der griechischen Kunst, von denen uns Anschauung

oder Nachricht übriggeblieben, sobald es die Umstände erlauben, nachgebracht werden soll.

Da Künstler und Liebhaber, oder vielmehr Künstler und das große Publikum sehr oft über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit im Widerspruche stehen, indem die Menge nach gewissen Vorstellungsarten das Kunstwerk so wahr als möglich haben, der Künstler aber auf seinem Wege es nicht einmal immer zur Wahrscheinlichkeit bringen, sondern verlangen kann, daß man sich in seine Welt versetze, so ist diese Frage in einem heitern Gespräche ausgeführt. Stück 1.

Ebendiese Materie wird in den Anmerkungen zu Diderots Versuchen über die Malerei, Stück 2, ausführlicher behandelt. Diese kleine geistreiche Schrift gibt Gelegenheit, über manches zu sprechen und zu streiten, und man hofft, durch diese Art des Vortrags verschiedene wichtige Fragepunkte manchem Leser näher zu bringen. Hier kommt in dem ersten Kapitel bei Gelegenheit, da vom Zeichen gesprochen wird, vorzüglich jene Frage vor: inwiefern der Künstler sich der Natur zu nähern oder sich von ihr zu enthalten, was er von ihr zu nehmen, und was er ihr zu geben habe. Die unter Liebhabern und Künstlern hierüber obwaltenden Mißverständnisse hindern jene an der Ausübung, diese am Genuß. Vielleicht lassen sich nach und nach diese Hindernisse beseitigen.

So ist die Farbenlehre ein wichtiger Teil der bildenden Kunst, in welchem man immerfort nur empirisch herumtastet, und worüber man, weder bei den Theoretikern, noch bei den Mustern ja kaum in den Schulen eine hinreichende sichere Belehrung findet.

In den Anmerkungen zu Diderots zweitem Kapitel, Stück 3, wird, soviel es die Form zuläßt, im allgemeinen über das Bedürfnis und über die obwaltenden Verhältnisse gesprochen; was hingegen den Grund der Sache selbst betrifft, so kann man darüber nur einige Winke geben, und erst die Zeit muß entscheiden, ob man über diese, in ihren Elementen so einfache, in ihren Erscheinungen so mannigfaltige und in Anwendung auf Kunst so verwickelte und zarte Materie etwas Befriedigendes und Brauchbares werde liefern können.

Unter die Hindernisse und Störungen des Kunstgenusses müssen auch vorzüglich die Beschädigungen gerechnet werden, durch welche Zeit und Unfälle die dauerhaftesten Werke entstellen. Wie wenige der alten Kunstwerke sind ganz vollkommen zu uns gelangt! und wie vieles der mittlern Zeit hat auch schon von seinem Werte und Glanze verloren! Leider wird dadurch der Genuß weder natürlich noch ästhetisch,

sondern er wird kritisch, oder er muß wenigstens durch diese Prüfung durchgehen. Ist man nun oft bei Betrachtung solcher Werke genötigt, etwas hinzuzudenken, um, womöglich, durch die Einbildungskraft in ihrer Vollkommenheit wieder herzustellen, so wird man durch falsche und ungeschickte Restaurationen, die durch ihre Gegenwart dem Sinn imponieren, nur zu oft an dieser Operation gehindert. So wie nun der Verfasser jenes Aufsatzes über Niobe ganz genau die Beschädigungen und Restaurationen dieser kostbaren Denkmale bemerkt hat, so hielt man es der Sache gemäß, einen eigenen Aufsatz über Restaurationen, sowohl der plastischen als der malerischen Kunst den Freunden vorzulegen. Stück 3. Man sucht dadurch die verschiedenen Arten der Beschädigungen deutlich zu machen und zu zeigen, wie durch Restauration sie leider nicht wieder hergestellt, sondern aufs höchste nur verborgen werden.

Da wir auf unserm Wege leider manches werden zu tadeln haben, was in der jetzigen Zeit von vielen geschätzt wird, so muß es uns um desto angenehmer sein, daß wir gleich anfangs von mehreren vaterländischen Künstlern, die in ein würdiges Institut vereinigt sind, mit völliger Überzeugung das Beste sagen können. Wir meinen die Kalkographische Gesellschaft zu Dessau, die unter dem Schutze eines um vaterländische Kunst auf manche Weise verdienten Fürsten, unter Aufsicht einsichtsvoller Männer zum Vorteile der Kunst und der Künstler und zur Freude der Liebhaber ja recht lange bestehen und immer mehr gedeihen möge! Eine detaillierte Rezension der vorzüglichsten von derselben bisher gelieferten Blätter wird, Stück 3, vorgelegt.

Durch Arbeit einer subalternen, obgleich nicht gering zu schätzenden Kunstart, haben die Engländer seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich gezogen. Sie haben nämlich in ihren Holzschnitten einen Effekt zu erreichen gewußt, den man sonst nur bei Kupferstichen und schwarzer Kunst hervorzubringen imstande war. Ein kleiner Aufsatz über den Hochschnitt, Stück 2, zeigt den Unterschied dieser neuen Holzschnitte von den bisher so genannten, und man wird künftig auch über das Mechanische dieser Arten vielleicht etwas beibringen. Auch solche Kunstzweige, welche zwar nicht an das höchste Interesse Anspruch machen, doch aber zu Verbreitung des Gefälligen und Nützlichen geeignet sind, verdienen von Zeit zu Zeit unsere Aufmerksamkeit. Und es ist der Wunsch, der Verfasser sowohl als des Herausgebers, künftig in den Aufsätzen eine solche Proportion zu

halten, daß der wichtigsten Kunststämme vorzüglich gedacht, doch aber den äußersten Zweigen nicht alle Aufmerksamkeit entzogen werde.

Übrigens werden wir bei so ernsten und nicht immer allgemein interessierenden Gegenständen die billige Forderung des Lesers, gelegenheitlich auch auf eine bequeme Weise unterhalten zu werden, so viel an uns liegt, zu befriedigen suchen, indem wir in der Form unseres Vortrags abwechseln. Daher wird man in dem vierten Stück wahrscheinlich einen kleinen Kunstroman in Briefen vorlegen, der einen Sammler mit seiner Familie darstellt; wobei denn die verschiedensten Liebhabereien und Neigungen zur Sprache kommen und von den verschiedensten Seiten dargestellt erscheinen.

Zuletzt wünschen wir auf eine Nachricht, welche sich am Schlusse des dritten Stücks befindet, sowohl Maler als Bildhauer aufmerksam zu machen, indem wir sie einladen, um den dort aufgestellten Preis gefällig zu konkurrieren.

Venus, die dem Paris die Helena wieder zuführt, nach der homerischen Dichtung am Ende des dritten Gesanges der Ilias, ist der aufgegebene Gegenstand.

Die Zeichnungen werden vor dem 25. August dieses Jahres an den Herausgeber nach Weimar gesendet.

Diejenige, welche für die beste erkannt wird, erhält einen Preis von zwanzig, die nächste einen Preis von zehn Dukaten.

Alle Zeichnungen, auch die, welche den Preis erhalten, werden den Künstlern zurückgesendet.

Die nähern Erfordernisse und Bedingungen sind am angeführten Orte umständlicher auseinandergesetzt.

Womit wir uns den Künstlern und Kunstfreunden, die es sind oder werden können, in diesen, für Kunstbildung überhaupt, durch den Untergang Italiens und durch die Zerstreuung jener einzigen Kunstmasse so traurigen Zeiten, bestens empfehlen wollen.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Tor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Äußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Atheniensischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stetiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und, in gewissen Fächern, welche mehr als die deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nötig sein sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessieren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft achtgeben, die Gegenstände und ihre Teile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner früheren Zeit alles soviel möglich zu eignem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gerne mitteilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was unter mancherlei Umständen von uns seit mehreren Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer bescheidet sich nicht gern, daß reine Bemerkungen seltner

sind als man glaubt? Wir vermischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urteil mit dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsres Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehrern stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegenteil von unserer Überzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß sein, daß sie sich auf den vielfachsten Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie voneinander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vorteile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! Allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschritts: jeder Moment des Wachstums ist fixiert, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung gibt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unablässiges Fortschreiten hoffen läßt.

Kurze Aufsätze, in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Überzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hilfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sei, die sich, im allgemeinen, zu Künsten nnd Wissenschaften

auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch eines solchen Vorteils nicht ermangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhältnis zu dem Publikum ebenso günstig als es ein Bedürfnis wird. Was man irgend allgemeines denkt oder leistet, gehört der Welt an, und das, was sie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken; er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder angebornen Fähigkeit nötig ist, um die öffentliche Gunst festzuhalten, die wohl auch durch Glück und Zufall auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer früheren Zeit sein Verhältnis zum Publikum, und selbst in späteren Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bestimmt sein mag, andere zu belehren, so wünscht er doch sich denen mitzuteilen, die er sich gleichgesinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist; er wünscht sein Verhältnis zu den ältesten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzusetzen, und in der letzten Generation sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und, indem er die Vorteile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verband sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufsätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von mehreren verfaßt sind, in Hauptpunkten hoffentlich niemals miteinander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche sein sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft einen Grundsatz, den sie sämtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich in seinen Anschauungen und Urteilen nicht immer selbst gleich: frühere Überzeugungen müssen späteren weichen. Möge immerhin das einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andere wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser untereinander und mit einem großen Teil des Publikums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Mißton entgegenklingen wird. Sie haben dies um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgendeines Dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigne Meinung fest aussprechen, und, wie es die Umstände geben, einer Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten und besonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu tun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche sein werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, sowie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die: daß er sich an die Natur halten, sie studieren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst ohne äußere Hilfsmittel zu überschreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff, und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Übung und Versuche, dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt, so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltener, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eignen Gemüts zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich Wirkendes, sondern wetteifernd mit der Natur, etwas geistig Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst; um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntnis der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, sowie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie zum Beispiel Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste sein muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfnis des Künstlers denken sollten. Deshalb ist unsere Absicht, hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht voraussehen, die nötige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch, teils im ganzen eine Übersicht zu geben, teils im einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Teile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganze in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier wie in andern Fällen den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, sieht man erst! denn wie derjenige, der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, von dem er sich wieder entfernt, als einen, dem er sich erst nähert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hilfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntnis die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Teile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauflegt.

Sowie nun eine genauere Kenntnis der einzelnen Teile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Überblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt, daß der

Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen vorbereitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsre Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntnis zu nehmen, so können wir es um so eher tun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und schnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntnis der Steine, um sie charakteristisch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeister, um sie zu nutzen, der Steinschneider kann eine Kenntnis der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler geraten, sich von allgemeinen Nachwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn besonders interessieren, teils um sich nach mehr Seiten auszubilden, teils um das, was ihn betrifft, besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punkt noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vorteil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Übung, eine praktische Notwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermutung, daß die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältnis, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwie-

fachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Diese Lehre umständlich und für den Künstler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um so mehr hoffen, hierin etwas zu tun, das ihm vollkommen sei, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinkt getan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht sein werden.

Soviel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzuteilen hoffen; und nun das Notwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werkes von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar teilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannigfaltigen Teilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nötig sein, baldmöglichst allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im einzelnen unsere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst beschäftigen, worin die bekannten Rubriken nach unserer Vorstellungsart und Methode vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht sein, die Wichtigkeit eines jeden Teils der Kunst vor Augen zu stellen und zu zeigen, daß der Künstler keinen derselben zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgendeinen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblicke erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schöneren Proportionen, die edleren Formen, die höheren Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wenn sie übrigens in ihrer großen Breite leicht in Häßlichkeit ausartet und sich ins Gleichgültige verliert.

Ebendasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sei Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht

vergreift! Der das Kunstgemäße zu wählen, oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird, in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stocken oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüt, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische einteilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurteilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichtum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus den Sinnen faßlich, angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgendein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu sein hoffen und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rates, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so dringt sich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen sowie jeder Mensch von seinem Zeitalter ebensowohl leide, als man davon gelegentlich Vorteil zu ziehen im Fall ist, und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten.

Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht nebeneinander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anleitungen zu gewissen Übungen, mit Vorstellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben: man will jetzt noch ein guter Künstler und Dichter sein oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber,

wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht jedem klar, und warum sollte man leugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorsatz spielend ausführen könnte.

Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen sei, und meistens wird sich der Künstler gern darnach bequemen, denn er ist ja auch ein Teil des Publikums, auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselbigen Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, sowie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet sein.

Anstatt uns hierüber ins Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und nordischen, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.

Jeder Künstler, der eine Zeitlang in Italien gelebt hat, frage sich: ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die menschliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studieren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt? Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben heruntersinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, genießen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk obenhin ansehen, dabei etwas Beliebiges denken und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen.

Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung,

aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsere Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genötigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhöht und verbessert wieder zu erhalten.

Daß dies keine Träume sind, werden wir nach und nach im einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen; besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene beständig ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen ist.

Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.

Die Künste selbst sowie ihre Arten sind untereinander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber ebendarin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des echten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isolieren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, ebenso verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halberhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flacherhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Teile, dann Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte und so halb Malerei halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider

haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sei, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im allgemeinen, bei der Anordnung im besondern, sowie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann ist es Zeit, einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden sein, ob wir durch ihn den großen Mustern und allem, was wir an ihnen schätzen und lieben, näherkommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwicklung, Schätzung und Beurteilung alter und neuer Kunstwerke dienen und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nötiger, sich auch hier daran zu halten, weil, unerachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Altertums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Übel bewahren. Deshalb sei hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie notwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sei, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommener Gipsabguß eines trefflichen alten Werkes noch immer eine große Wirkung tun; denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, soviel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird.

Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich: es wird mehr ein dunkles unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand in seinem Wert und in seiner Würde solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern: daß eine allzugenaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach bei weiterer Erfahrung und Übung ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne sowie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, insofern man das Mangelhafte einzusehen imstande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Teilen, die Kopie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgendeiner Kenntnis abgibt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugeteilt sei; zur Kenntnis, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein jeder, der sich selbst verleugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß derjenige, der über Kunstwerke schreibt, bloß im allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug getan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk hintritt.

Aber ebendeswegen werden wir in mehreren Abhandlungen vielleicht in dem Falle sein, das Verlangen der Leser mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau zergliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist, zu genießen, und was die Teile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urteil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke teils gesehen haben, teils künftig sehen werden, so hoffen sie für solche, die sich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Möglichste zu tun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen, wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst besonders den Deutschen sich näher befinden, und so echter Liebhaberei und Kunstkenntnis, soviel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Denn nur auf dem höchsten und genausten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen imstande war, kann der psycho-logisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst sowie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Tätigkeit in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden sowie des Bedeutenden verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemütlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann, begleitet von Kenntnis, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter günstigen Umständen die Kunst bis zum Höchsten hinaufstieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hilfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sei. Da der Gipfel dessen, was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden gereizt, sichs leicht zu machen und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im ganzen sowie im einzelnen. Wenn wir uns aber hievon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittleren Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am meisten bei Beurteilung der neuen und neuesten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz verstorbener Künstler so leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge sich einzumischen, so brauchen wir Grundsätze um so nötiger, um über unsere Zeitgenossen ein Urteil zu äußern. Die Untersuchung kann alsdann sogleich auf doppelte Weise angestellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höheren Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst sowie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punkt doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß der lebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hätten, unsere Urteile auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn jeder, der diesen Namen verdient, ist zu unsrer Zeit genötigt, sich aus Arbeit und eignem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben diese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird seine eigene Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausübung der bildenden Kunst ist mechanisch und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühesten Jugend mit Recht vom Mechanischen an, seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger sein sollte als die Bildung anderer,

welche Gelegenheit haben aus dem Leben selbst Vorteil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen rohen Menschen bald höflich, ein geschäftiges Leben den offensten vorsichtig; literarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung; nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt, er hat fast nur mit dem zu tun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publikum, das oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit solchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit, diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigstens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tages anbieten, soll nicht ausgeschlossen sein, und so sei denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen.

Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befanden; es war eine Zeit, in der sie, geringere Dislokationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im ganzen sowohl als im besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Ursache als jemals, Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch bestand. Ist es möglich, davon eine Übersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Teile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.

Was in dem Akt des Abreißens selbst zugrunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode, wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, sowie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer, tun sollten, um in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes mit einem wahren, welt-

bürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann, die mannigfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das, was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Teilnehmer wünschen.

Über Laokoon.

Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschöpfen, es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge dieses bald wieder so aufgestellt sein, daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nötig, von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln; deswegen sei hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar, die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgeteilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisierte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntnis des menschlichen Körpers in seinen Teilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntnis des Abweichens dieser Teile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln

dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältnis gegeneinander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Teile sich bedeutend gegeneinander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Teile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

Anmut. Der Gegenstand aber und die Art, ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung usw., wodurch er für das Auge schön das heißt anmutig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme, zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsere Gruppe sie alle erfüllt, ja, daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntnis des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben, so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmutig sei. Hierüber also nur einige Worte:

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmut nennen.

Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Teile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Kontraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannigfaltige Massen gegeneinander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahiert, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmutigen Gruppierung, und es würde vielleicht möglich sein, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen, daß die Gruppe des Laokoon neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen teils sinnlich, teils geistig dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmut und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vorteil für ein Kunstwerk, wenn es selbständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein, er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbständigen Naturen stehen und ruhen, gibt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Gestalten in bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder

auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die untereinander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmutigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanischnationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht, es ist ein Vater mit zwei Söhnen in Gefahr, zwei gefährlichen Tieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun, erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Äußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Teil genötigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixierter Blitz, eine Welle, versteinert

im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im ganzen als nach allen Teilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vorteilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt, und zwar in den weichen Teil der Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurierten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben, glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Teil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Teile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Überrest der vorgehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengung und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht, den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Gebärde würde verändert sein, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt

die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts seh ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sei es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sei, nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist; der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Übergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergötzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung teilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Übersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von den man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Übergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämtlicher Teile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sich denken lassen. Menschen mit gefährlichen Tieren im Kampfe und zwar mit Tieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgeteilte Kräfte wirken, nicht von einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralysieren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird bei der großen Bewegung über das Ganze eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt: ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Wert verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die selbst dem Maße nach gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz.

Der jüngere strebt unmächtig, er ist geängstigt, aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Teilnehmer bei der Tat, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will sich das gegenwärtige Übel erleichtern und das größere verhindern: der höchste Grad von Tätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt sich von den Schlangen loszuwinden und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste Sohn ent-

setzt sich vor der Bewegung des Vaters und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahndungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sei nun wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so gibt es nur einen Moment des höchsten Interesse: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden! Man suche die Rollen anders, als sie hier ausgeteilt sind, zu verteilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwert gleich sei. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder, wenn er sie reizen sollte, in seinem völlig hilflosen Zustande noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Teilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie angezeigt werden sollten, ekelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen, dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Teilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame

Vorstellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde teilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen eines sich annähernden Übels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Teilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchsten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunst ihr Höchstes getan; allein teils um den Zirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, teils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngern Sohns und Furcht für den ältern, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen und vollendeten sowohl ein geistiges als ein sinnliches Ganze.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, so wie auch der Gruppe des Farnesischen Stiers; sie gehören unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Skulptur übrig geblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neuern bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Teilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche

Anstrengung, ein hilfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältnis des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Äneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Äneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Torheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Übertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie; umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hilfe eilenden Vaters und ragen mit ihren Köpfen triumphierend hoch empor, indem der Unglückliche unter den Windungen vergebens um Hilfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick, niemand wagt es mehr, ein Patriot zu sein, und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, gibt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So steht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei.

Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Ein Gespräch.

Auf einem deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, teilnähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übelnehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser

Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgendeinem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich sein soll?

Zuschauer. Nein! Ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele leugne und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zuschauer. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Dekorateur die Mühe, alle Linien aufs genaueste nach den Regeln der Perspektive zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studierte man aufs Kostüm? Warum ließe man sich es soviel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer, als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuschauer. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortspiel sein könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unsers Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfnis des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operieren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zuschauer. Gut denn! Nur erklären Sie sich deutlicher und, wenn ich bitten darf, in Beispielen.

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vorteil aufbringen können. Zum Beispiel also wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollständiges Vergnügen?

Zuschauer. Wenn alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und bekomplimentieren, Billetts absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung oder auch nur ein Teil derselben wahr scheine? Ja ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnre mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessenungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener sie geworden ist.

Anwalt. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer. Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwalt. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu sein scheint.

Zuschauer. Nur ruhig, wir wollen schon ins klare kommen.

Anwalt. Sobald wir im klaren sind, werden wir einig sein. Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punkt, wo wir stehen, einige Fragen zu tun?

Zuschauer. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anwalt. Sie möchten also die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Zuschauer. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas, das ganz nahe mit ihr verwandt ist.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergessen beinah sich selbst?

Zuschauer. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Teil gut ist.

Anwalt. Sie sind entzückt?

Zuschauer. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

Anwalt. Können Sie wohl sagen, unter welchen Umständen?

Zuschauer. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer sein würde, sie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am meisten, wenn alles zusammenstimmte.

Zuschauer. Ohne Widerrede.

Anwalt. Stimmte eine solche vollkommne Aufführung mit sich selbst oder mit einem andern Naturprodukt zusammen?

Zuschauer. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

Anwalt. Und die Übereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zuschauer. Gewiß.

Anwalt. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keinesweges das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Zuschauer. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurteilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt sein will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei, und daß der Künstler keinesweges streben solle noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es erscheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht leugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig sein?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns diesmal nicht auf Komplimente angesehen.

Anwalt. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und wert, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur solange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden sein, niemals wird er sich mit dem echten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sichs hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiterzugehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwalt. Desto lieber.

Zuschauer. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Zuschauer. Nun beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren.

Anwalt. Keineswegs, vielmehr beweist mirs, daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch deswegen nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber, als Räsonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforscher besaß unter seinen Haustieren einen Affen, den er einst vermißte und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort saß das Tier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundnen naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwalt. Und passend, hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminierten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht ebendeswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es ist meine feste Überzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun so sagen Sie mir: warum erscheint auch mir ein vollkommnes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten wohl ähnliche Empfindungen gehabt und das ungefähr geahndet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke achtgeben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Lizenz verteidigen und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Teilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs.

Anwalt. Und die gemalten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

Diderots Versuch über die Malerei.

Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geständnis des Übersetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhangende Abhandlung zu schreiben? Eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtiget, ihn so gut man nur konnte geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man anzufangen.

In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermutet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegenteil unserer Überzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigne Vorstellung, unser eignes Gefühl durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich, das Gespräch schwankt solange hin und her, kehrt solange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich voneinander, mit dem Gefühl, daß man sich für diesmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft, man wünscht, daß ein Geschwindschreiber

das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege sowie durch Umwege das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sei noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Daher mag es kommen: Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns, und so ist auch diese Übersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

Eben als ich im Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst nach unserer Überzeugung zu entwerfen, fällt mir Diderots Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs neue, ich tadle ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifre über seine Paradoxe, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit seiner Überblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiednen Gegner zu tun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst! Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorsätzlich gegen pedantische Manieristen der französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr stattfindet und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß seine Grundsätze, die er mit ebensoviel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Kunstgebäude zu errichten; daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Übergang vom Manierierten, Konventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit als theoretische Grundmaximen fortspuken und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen, dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner in gewissem Sinne schon veralteten Schrift, sondern mit denen zu tun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken half, an

ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur hinschleifen und ebensowenig geneigt sind, eine gründliche Kenntnis der Natur als eine gegründete Tätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Grenze zwischen dem Reiche der Toten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ergeben sind, bei allen, denen es Ernst ist, befestigen helfen!

Erstes Kapitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Inkorrektes. Jede Gestalt, sie mag schön oder häßlich sein, hat ihre Ursache, und unter allen existierenden Wesen ist keins, das nicht wäre wie es sein soll."

Die Natur macht nichts Inkonsequentes, jede Gestalt, sie sei schön oder häßlich, hat ihre Ursache, von der sie bestimmt wird, und unter allen organischen Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht wäre wie sie sein kann.

So müßte man allenfalls den ersten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen sollte. Diderot fängt gleich von Anfang an, die Begriffe zu verwirren, damit er künftig nach seiner Art recht behalte. Die Natur ist niemals korrekt! dürfte man eher sagen. Korrektion setzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Mensch selbst bestimmt nach Gefühl, Erfahrung, Überzeugung und Wohlgefallen und darnach mehr den äußern Schein als das innere Dasein eines Geschöpfes beurteilt; die Gesetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den strengsten innern organischen Zusammenhang. Hier sind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Ursache als Folge und die Folge als Ursache betrachten kann. Wenn eins gegeben ist, so ist das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Dasein, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes, unbekümmert, ob es schön oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu sein bestimmt war, kann durch irgendeinen Zufall in einem Teile verletzt werden, sogleich leiden andere Teile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Teil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nun nicht mehr, was es sein sollte, sondern was es sein kann. Nimmt man in diesem

Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Sehet diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmähliche Wachstum der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie sind in der Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbrauen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen, und so sind alle Teile des Gesichtes gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? Glaubt ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sei, und die Schultern und die Brust? Ja freilich für eure Augen und die meinen. Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen, dies sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn auseinander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: es sind die Füße eines Bucklichten."

Vielleicht scheint manchem die vorstehende Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr, daß die Konsequenz der organisierenden Natur im gesunden Zustande sowohl als im kranken über alle unsere Begriffe geht.

Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu tun, als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Ursachen, desto zufriedener würden wir sein."

Hier kommen die Grundsätze Diderots, die wir bestreiten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Äußerungen geht dahin, Natur und Kunst zu konfundieren, Natur und Kunst völlig zu amalgamieren; unsere Sorge muß sein, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisiert ein lebendiges gleichgültiges Wesen, der Künstler ein totes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüt selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Sinne möglich, der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Äußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Lebenvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Notwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig ist, die Labyrinthe des organischen Baues wie den Grundriß eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch sowie der Künstler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher als in seinem Vaterlande herumwandelt, dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respekt vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixieren und der Welt mitzuteilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern, nicht achtet und hinwegwirft.

So stehen Natur und Kunst, Kenntnis und Genuß gegeneinander, ohne sich wechselsweise aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältnis.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist die folgende Periode, ja noch schlimmer, denn diese leidige, groß- und schwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde

man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch konsequent wäre. Überdies kann sie auch der Physiolog nicht brauchen, denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor; der Patholog ebensowenig, denn sie ist nicht krankhaft, noch monströs, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wunderlicher trefflicher Diderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen und aus eben dieser Unwissenheit uns an konventionelle Regeln gebunden haben, so würde doch ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Knie, lästiger und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang der vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zuziehen will. Er sagt, wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deswegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns in Ermangelung einer bessern Einsicht zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisierten Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können — darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Teile, im Gefühl, daß eine Kenntnis, die durchs Studium erlangt wird, nötig sei, und besonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntnis, die durchs Studium erlangt wird, nötig sei; damit er sich nicht zu weit aus seinem Kreise entferne, damit er das Unnötige nicht aufnehme und das Nötige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie konvenieren nicht über dies und jenes, das aber anders sein könnte, sie reden nicht miteinander

ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genies liegen, als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig tätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sei, ob man hie und da etwas Konventionelles dem Gesetzmäßigen substituiert habe; ja es ist nicht einmal die Frage, ob die echten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind; sondern man muß kühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vorschreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu dem folgenden Perioden sagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist paradox hingestellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil alles zusammenhängt, man wird auf diesen Übelstand durch kleine nachbarliche Veränderuugen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Nase, indem das Übrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel aussehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochne Nase."

Wir dürfen wohl nochmals fragen, was soll das hier bedeuten? was beweisen? Und warum wird hier Antinous gebracht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? Weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Teile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede sein, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgender Periode, hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbeigehen sehen, er sei übel gemacht. Ja, nach unsern armen Regeln; aber nach der Natur beurteilt, wird es anders klingen. Wir sagen von einer Statue, sie habe die schönsten Proportionen. Ja, nach unsern armen Regeln, aber was würde die Natur sagen?"

Mannigfaltig ist die Komplikation des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß und dadurch ihre lebendige produktive Realität auf das kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, produktive und reproduktive Realität macht, sondern die Natur auf dem würdigsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht, mit der Natur in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; sie fixiert die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als ein Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerte, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein, und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufne Künstler nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichtum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichtum der Natur als den Reichtum seines Gemüts beherrschen und brauchen lernt.

„Es sei mir erlaubt, den Schleier von meinem Bucklichten auf die medizeische Venus überzutragen, so daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Übernähme nun die Natur zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden, so würdet ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer entstehen sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegenteil geschähe."

Der falsche Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personifizierte göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen, und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Fratze zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage, ob der Sperling lebendig oder tot sei? hier auch diese ungeschickte Zumutung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze und vernimmt, warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen ruft sie ihm zu: Du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen oder hebe ihn weg; ich weiß, was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Teil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Übereinstimmung sei. Ich sage dir, diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüte ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin, ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch dieses merke, der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die törichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann verdient er die Demütigung, die du ihm zudenkst; aber du hast ihn nicht gekannt oder ihn mißverstanden, kein echter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturprodukt oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es täte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbst hervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das gibt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges

Märchen. Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu einem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig, eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, gesprochen hat. Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannigfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer, in ihren Anfängen unmerklichen Inkonsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur wegwerfen müssen."

Ja! der Künstler verdiente diese Demütigung, daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes, seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturprodukt herabsetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturprodukts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer supponierten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künstler zu sein, wenn er mit in der Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserm Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählich zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der Künstler sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nötigendes, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen sein, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfnis gefunden haben, sie anzunehmen. Das ists, was wir behaupten, und

wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugesteht. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gesetzlich sein soll, hinaus, er lehnt es beiseite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen, denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der Natur sich nicht halten können; daß das Alter, der Zustand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken."

Dies ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen leugnen, wenn man sie gleich erst beiseite setzen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräftigen glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt ist."

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher sehe ich das Kind entspringen, den erwachsenen Mann und den Greis, den wilden so wie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Soldaten und den Lastträger."

Niemand wird leugnen, daß Funktionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit, zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natnr muß das Ihrige getan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte es ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren sein, der schnell, auf einmal, aus der Erde entstanden wäre und nichts getan hätte; aber dieser Mensch ist eine Chimäre."

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und

doch muß man sich gegen das Kaptiose, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Übung, in einer absoluten Ruhe ausgebildet hätten, und doch denkt sich der Künstler, indem er seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper, welcher durch die mäßigste Übung zu seiner größten Ausbildung gekommen ist; allen Begriff von Mühe, von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine solche Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht werden und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Karikatur, dasselbe kann man von dem Alter sagen; das Kind ist eine unförmliche flüssige Masse, die sich zu entwickeln strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und trockne Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich nach und nach auf nichts zu reduzieren."

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der schönen Kunst zu verbannen sind. Insofern der Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Zyklus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler seine Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung; da ist es, wo das poco più und poco meno, eine Abweichung hinein oder heraus, Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden im strengen Sinne die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vorteile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Zentauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja, in der weisen Vereinigung dieser

Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiterführen, er bringt uns durch einen leichten Übergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und die Funktionen verhalten mögen, indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht — Das gebe ich zu — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht leugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu studieren hat.

Das Studium des Muskelmannes hat ohne Zweifel seine Vorteile; aber sollte nicht zu fürchten sein, daß dieser Geschundene beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine Befestigung, sein Einschmiegen! Wird er nicht alles zu stark ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? Werde ich nicht den verwünschten Geschundenen auch in Weiberfiguren wiederfinden?

Weil ich denn doch einmal nur das Äußere zu zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Äußere nur recht gut sehen und erließe mir eine gefährliche Kenntnis, die ich vergessen soll."

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtgesinnten Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werter Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus. Ja, das Äußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Äußere einer organischen Natur anders als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Äußere, diese Oberfläche ist einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Dasein, sowie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntnis erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studieren soll, damit sie ihm nicht den Schaden

bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lerntest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Komponist wird bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten den Generalbaß, der Dichter das Silbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mir Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohltätig gegen deine Schüler sein, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen, denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwerfen, sowie eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studiert die Muskeln am Leichnam nur deshalb", sagt man, „damit man lerne, wie man die Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man nach diesem Studio gar viele Mühe hat, die Natur nicht anders zu sehen, als sie ist."

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei schönem Talente, immer angenehm erscheinen; der Künstler, der sich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen, und hier ist auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl oder übel tut.

Hat nun bisher unser Freund nnd Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so zieht er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu tun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Punkte bewegt er sich durch einen raschen Übergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein lesen, und darum darf ich schreiben, was mir beliebt. Die sieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? und wollt ihr wissen, was ich davon denke? Eben während diesen sieben mühseligen und grausamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an; alle diese akademischen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen Teufel aus-

gedrückt werden, und immer durch ebendenselben armen Teufel, der gedungen ist, dreimal die Woche zu kommen, sich auszukleiden und sich durch den Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in eurem Hofe Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen hat und, mit zwei Armen in der Höhe, auf dem Schulgerüst diese Handlung ungeschickt simuliert? Wie verhält sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt oder den man auf der Straße totschlägt? Was für ein Verhältnis hat der Ringer in der Akademie zu dem auf meiner Kreuzstraße? Welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, schläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten erstickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!"

Von dem Modelle gilt im allgemeinen, was von dem Muskelkörper vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist teils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, teils ist es eine Beihilfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die üblen Wirkungen, die unser Freund von dem, freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Ebensogut möchte man die Künstler, um ja das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Vestris oder Gardel oder zu irgendeinem andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter sein könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun kommen sie heraus, um sich ans Tuch zu hängen. So oft der Künstler seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespenster und treten vor ihn, er wird sie nicht los, und nur ein Wunder kann sie aus seinem

Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menschen, voll Geschmack, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand tat, Gott auf seinen Knien anrief und vom Modell befreit zu werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig, ein Gemälde zu sehen, das aus einer gewissen Anzahl Figuren besteht, ohne hie und da einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem Mann von Geschmack unerträglich mißfallen und nur denen imponieren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist denn doch das ewige Studium des Schulmodelles Schuld.

Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Übereinstimmung der Bewegungen, die Übereinstimmung, die man sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, so werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen, sie hebe den Kopf wieder auf, und halte ihn gerade, sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine."

Durch die Behandlung bei der französischen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten Zweck des Modells, den Körper physisch kennen zu lernen, und um der Mannigfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemütsbewegungen ausdrücken. Da denn unser Freund freilich ganz im Vorteil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell zu stellen; man darf nur sehen, was der Herr Professor sich darauf zugute tut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen gedungenen Teufel sagen könnte: Mein Freund, stelle dich selbst! mache, was du willst! Viel lieber gibt er ihm eine sonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders.

Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, die mir auf dem Wege zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr da? Zwei Jahre. Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Kartäusern, dort werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen Feste: geht in die Kirche, schleicht euch zu den Beichtstühlen, dort werdet ihr sehen, wie der Mensch sich sammelt, wie er

bereut. Morgen geht in die Landschenke, dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menschen sehen; mischt euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf Märkten, in Häusern, und ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. Seht! gleich hier! zwei von euren Kameraden streiten. Schon dieser Wortstreit gibt, ohne ihr Wissen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lektion eures geschmacklosen Professors und die Nachahmung eures geschmackleeren Modells vorkommen! Was werdet ihr nicht zu tun haben, wenn ihr künftig an den Platz aller dieser Falschheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Le Sueur setzen sollt; und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu sein verlangt."

Dieser Rat wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn gibt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Vorübungen fremd, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante oder das auf sentimentalen Abwegen falsch Interessante darstellen.

„Etwas anders ist eine Attitude, etwas anders eine Handlung. Alle Attitude ist falsch und klein, jede Handlung ist schön und wahr."

Diderot braucht das Wort Attitude schon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien, hier ist es aber nicht übersetzlich, denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Überhaupt bedeutet Attitude in der französischen akademischen Kunstsprache eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt und insofern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses, was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände, gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein deutsches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Kontrast über und mit Recht. Denn aus der mannigfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, sowie aus mannigfaltigen Richtungen der Glieder zusammen-

gestellter Figuren entsteht der Kontrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

„Der übel verstandene Kontrast ist eine der traurigsten Ursachen des Manierierten. Es gibt keinen wahren Kontrast als den, der aus dem Grunde der Handlung entspringt, aus der Mannigfaltigkeit der Organe oder des Interesse. Wie geht Rafael, wie Le Sueur zu Werke? Manchmal stellen sie drei, vier, fünf Figuren grade eine neben die andere, und die Wirkung ist herrlich. Bei den Kartäusern, in der Messe oder der Vesper, sieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis fünfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung; und doch sieht keiner aus wie der andere. Sucht mir nur keinen andern Kontrast als den, der diese Mönche unterscheidet! hier ist das Wahre! Alles andere ist kleinlich und falsch."

Auch hier ist er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettantisch in seinem Rat. Aus ein paar symmetrischen Mönchsreihen hat Rafael gewiß manches Motiv zu seinen Kompositionen genommen, aber es war Rafael, der es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich immer mehr ausbildende und vollendende Künstler. Man vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunst-Anleitung zur Natur hinstößt, von Natur und Kunst zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er schon oben getan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über, er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen, daß eine Figur rund und vielseitig sei, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären, meinen Rat zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nachbildet? Versucht, meine Freunde, euch die Figur als durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Teile sich ausdehnen, indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite

des Gegenstandes, die euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Übereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nur eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaunlicher Zeichner seid."

Indem Diderot Künstlern den Rat gibt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu sein suchen solle. Denn gewiß, schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die vordere als Rückseite der Figur hineinzeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsres Verfassers Rat nicht ganz deutlich sein sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Kontur gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraktion aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im ganzen gut zusammengezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des auserlesenen Gefühls.

Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen: Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Mannes und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden, lebte ich in einem Sklavenlande, so hieße ich sie kommen.

Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufällig-

keiten, welche durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.

Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor, sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam und wendet seine Lektion auf das lebendige belebte Nackte an. Höchstens zwölfmal des Jahres zeichnet er nach der toten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichsam winklig sein müsse; er wird einsehen, daß, wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase oder wie ein Wollsack aussieht."

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abteilungen des Unterrichts aufeinander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben seien, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser zu hadern. Genug, daß er im ganzen den einschränkenden Pedantismus verbannt und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unsrer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunsenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manieriertes, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike."

Fürwahr, so schlimm du angefangen hast, endigst du, wackrer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Kapitels in Unfrieden von dir scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht jeder so gern, ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbst ergriffener Weg sei der beste und führe am weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren wert, so gescholten und diskreditiert zu werden, das kann ich nicht entscheiden, aber, im allgemeinen genommen, ist in deinen Schlußworten keine wahre Silbe.

Der Künstler soll nicht sowohl gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein. Durch die treuste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch

immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgeschiedner Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirst du im Ernste selbst nicht leugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierierte veranlasse, kann ebenso gut durch eine richtige Methode ein echter Stil verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: welches Genie der Welt wird auf einmal durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Überlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die echten Formen ergreifen, den wahren Stil erwählen und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entstünde und vollendete Glieder hätte, ohne sie jemals gebraucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßtest zu streiten, zu schwätzen, uns zu ereifern und wieder kühl zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder.

Zweites Kapitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich bei Behandlung dieser Materie seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sei. Schon in der Überschrift gibt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Kapitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Übersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten, alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er selbst mit einer bescheidenen Gebärde nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch, näher betrachtet, tut er sich unrecht, sie sind nicht klein, sondern meistenteils richtig, den Gegenständen angemessen, und seine Bemerkungen treffend; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug, und selbst das Naheliegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Kapitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu sondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückenhalt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfnis von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch man wäre fähig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden unvollständigen Aufsatzes, wohl schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit bei diesem Kapitel Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier nach seiner bekannten sophistischen Tücke die verschiedenen Teile seiner kurzen Abhandlung durcheinander, er führt uns wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher seine Perioden getrennt und sie unter gewisse Rubriken in eine andre Ordnung zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Kapitel keinen innern Zusammenhang hat und vielmehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nur durch eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Übersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

Hohe Wirkung des Kolorits. „Die Zeichnung gibt den Dingen die Gestalt; die Farbe das Leben; sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt."

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe aufs Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen nur durch das Gesicht gewahr werden. Man muß die Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

Seltenheit guter Koloristen. „Wenn es mehrere treffliche Zeichner gibt, so gibt es wenig große Koloristen. Ebenso verhält sichs in der Literatur, hundert kalte Logiker gegen einen großen Redner, zehn große Redner gegen einen vortrefflichen Poeten. Ein großes Interesse kann einen beredten Menschen schnell entwickeln und, Helvetius mag sagen, was er will, man macht keine zehn gute Verse ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde."

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die Stimmung alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung, wie zur Färbung und zum Ausdruck, sowie zur letzten Ausführung nötig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Teilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: es gibt mehr gute Koloristen als Zeichner, oder, wenn wir anders billig sein wollen: es ist in einem Falle so schwer als in dem andern, vortrefflich zu sein. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Koloristen gelten soll, so hoch oder so tief, als man will, so wird man immer zum wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Koloristen antrifft. Man darf nur an die niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und gibt es wirklich ebensoviel gute Koloristen als Zeichner, so führt uns dies zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigstens gewisse Grundsätze, gewisse Regeln und Maße, die sich überliefern lassen; bei dem Kolorit hingegen weder Theorie noch Grundsätze, noch irgend etwas, das sich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beispiele, er wird auf seinen eignen Geschmack verwiesen. Und warum ist es denn doch ebenso schwer, gut zu zeichnen als gut zu kolorieren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung sehr viel Kenntnisse erfordert, viel

Studium voraussetzt, weil die Ausübung derselben sehr verwickelt ist, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewisse Strenge fordert; das Kolorit hingegen ist eine Erscheinung, die nur aus Gefühl Anspruch macht und also auch durchs Gefühl gleichsam instinktmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück, daß es sich also verhält! Denn sonst würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundsätzen, noch weniger gut kolorierte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Ursachen. Diderot bringt in der Folge verschiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieser Rubrik in unseren Lehrbüchern aussehe, kann man sich überzeugen, wenn man zum Beispiel den Artikel Kolorit in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste mit den Augen eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist da nur eine theoretische Spur? Wo ist da nur eine Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewiesen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen setzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt gestoßen, dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da soll er beobachten, da soll er lernen, da soll er, wie ein Kind, das man aussetzt, sich in der Fremde durch eigene Kräfte forthelfen. Schlägt man deswegen das Buch eines Theoristen auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie im allgemeinen zur Kunst, so wie im besondern zu einem bestimmten Teile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich, freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst bestehen; dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfnis fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Weges, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

Urteil über die Farbengebung. „Nur die Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeichnung, die ganze Welt kann über die Farbe urteilen."

Hierin können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im ganzen, als auf Wahrheit des Dargestellten im einzelnen, leichter zu fühlen, insofern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Kolorit als eigentlichem Kunstprodukte kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urteilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit oder ein im besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urteilen darüber kann nur der Meister oder ein entschiedener Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Ähnlichkeit eines Bildnisses frappiert, es gibt gar vieles, das ein gesundes Auge im einzelnen richtig bemerkt, ohne im ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverlässig zu sein. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Kolorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muster des Kolorits anführt.

„Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammensetzung; das Auge hat niemals den Koloristen vernachlässigt."

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht sein! Ja, wenn man es streng nimmt, gibt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch, der echte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es gibt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angibt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst echte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

Seltenheit guter Koloristen. „Aber warum gibt es so wenig Künstler, die das hervorbringen könnten, was jedermann begreift?"

Hier liegt wieder der Irrtum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben ebenso wenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt, je vollkommener sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst, diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt sein kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen

seiner Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseins sowie um die verfließende Zeit betrügt.

Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen, und wer bringt etwas Ähnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von Tausenden und Abertausenden gesehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines echten Koloristen.

Wahrheit und Harmonie. „Wer ist denn für mich der wahre, der große Kolorist? Derjenige, der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegenstände gefaßt hat und der zugleich sein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte."

Ich würde lieber sagen: Derjenige, welcher die Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung usw. lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältnis zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte, sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modifiziert, und überdies sehen wir sie noch durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug auf tausenderlei Weise bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es ist diejenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen, die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen, sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert, und man kann ebensogut sagen, wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische, als man sagen kann, die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische. Diese Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Teil des Kolorits ruht, wurden bisher von den Physikern zufällige Farben genannt.

Leichte Vergleichung. „Nichts in einem Bilde spricht uns mehr an als die wahre Farbe, sie ist dem Unwissenden wie dem Unterrichteten verständlich."

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch ist es nötig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen? Bei allem,

was nicht menschlicher Körper ist, bedeutet die Farbe fast mehr als die Gestalt, und die Farbe ist es also, wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie uns interessieren. Der einfärbige, der unfarbige Stein will nichts sagen, das Holz wird durch die Mannigfaltigkeit seiner Farbe nur bedeutend, die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taft, Atlas, Samt, obgleich alle von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch, die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

Farbe des Fleisches. „Man hat behauptet, die schönste Farbe in der Welt sei die liebenswürdige Röte, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu sein; diese Mischung von Rot und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben bringen den Koloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das übrige ist nichts dagegen. Tausend Maler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben, ohne es zu fühlen."

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe, die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden wie alle andern Stoffe der Natur veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisierte Wesen ist der Mensch, und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenrassen innerlich und

äußerlich vollkommner organisierte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein tätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Ähnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannigfaltige und zarte Operationen des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu sein scheint. Ebenso ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Tiere und unorganische Beiwerke zu malen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um sich im Kolorit zu bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien ein Porträt malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräter ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zartwollige Pfirsche zu malen, ihr werdet sehen, wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Ebendeswegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht muntrer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers, er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierierter Maler aus Rigauds Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden

Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Äußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmut und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Koloristen noch endlich ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch heftet, indessen sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, so mußte ich vor Langerweile gähnen, zeigte sich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinsten Blutgefäße wurden erschüttert, und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerksamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese Leinwand, die sich rührt, sich bewegt, sich ausdehnt und so bald erschlafft, sich färbt und mißfärbt, nach unendlichen Abwechselungen dieses leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt."

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Widerblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde, als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisieren, zu charakterisieren weiß, und zwar in jedem Teile der Kunst, in Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine sowohl geistige als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand festzuhalten, zu determinieren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergessen, euch von der Farbe der Leidenschaft zu reden, und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigne Farbe? verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leidenschaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn. Entflammt

er das Gesicht, so brennen die Augen, ist er auf dem höchsten Grad, so verengt er das Herz, anstatt es auszudehnen. Dann verwirren sich die Augen, die Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, süßer Genuß, glückliche Befriedigung! färbt nicht jeder dieser Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?"

Von diesem Perioden gilt, was von dem vorigen gesagt worden: auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist; wenn er ihn auf die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen aufmerksam macht und ihn dadurch vor dem Manierierten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im Folgenden zur Absicht.

„Die Mannigfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe, unserer Gewänder hat nicht wenig beigetragen, das Kolorit vollkommener zu machen."

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne falsch zu sein."

Daß die Lokalfarbe sowohl in einem ganzen Bilde als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes gemäßigt werden und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir oben schon einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat recht, wenn man darunter versteht, daß es solche gibt, die sich schwer verbinden, die dergestalt nebeneinander absetzen, daß Licht und Luft, diese beiden allgemeinen Harmonisten, uns kaum die unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen können."

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgibt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt, so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an,

man vermischte das von dem Kolorit kaum getrennte Helldunkel auf eine unzulässige Weise wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man redete von Luftperspektiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzerische Kapitel vom Kolorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farbe sei, nicht herausgehoben, sondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu tun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existiert, auch durch Zusammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgendein Maler diese Partien besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk versteht."

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verstehen sich auf die Harmonie der Farben, die eine weiß, was ihr wohl ansteht, die andre, wie sie ihre Ware gefällig machen soll. Und warum begibt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht, was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Maler ist darauf hingewiesen, jeder fordert sie von ihm, und niemand sagt ihm, was sie sei. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmonieren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegenteil läßt sich die Stärke des Kolorits mit der Harmonie schwer verbinden."

Man gibt keineswegs zu, daß es leichter sei, ein schwaches Kolorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Kolorit stark ist, wenn die Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches

oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sei.

„Weiß malen und hell malen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Kompositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht."

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Kolorit genugtun und doch vollkommen hell und licht sein. Die helle Farbe erfreut das Auge, und ebendieselben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten ahnungsvollen Effekt hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes, hell malen als ein weißes kreidenhaftes Bild darstellen.

Noch eins! die Erfahrung lehrt, daß helle heitere Bilder nicht immer den starken kraftvollen Effektbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnolett zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es gibt eine Zauberei, vor der man sich schwer verwahren kann; es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu geben versteht. Ich weiß nicht, wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemälde steht eine Frau, in weißen Atlas gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und seht das Kleid allein, vielleicht erscheint euch dieser Atlas schmutzig, matt und nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsobald wird der Atlas und seine Farbe ihre Wirkung wieder leisten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhältnismäßig verliert, so ist nicht zu bemerken, was jedem einzelnen gebricht; die Übereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur bei Sonnenuntergang gesehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Übereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

Fundament der Harmonie. „Ich werde mich wohl hüten, in der Kunst die Ordnung des Regenbogens umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Malerei, was der Grundbaß in der Musik ist."

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei, was die französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also

gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als das Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht leugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen sowie die prismatischen Erscheinungen sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es gibt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere allgemeine Harmonie gibt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden, jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen, die wir bei der Refraktion gewahr werden, er ist so wenig der Generalbaß der Farben, als ein Durakkord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne gibt, so ist ein Durakkord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollakkord, der keineswegs in dem Durakkord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß, so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfnis weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille beiseite lehnen und eigensinnig behaupten darf:

„Aber ich fürchte, daß kleinmütige Maler davon ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die Grenzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte und beschränkte kleine Manier zu bereiten, das was wir so unter uns ein Protokoll nennen."

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Maler verfallen sein mögen, welche sich an die beschränkte Lehre des Physikers zu nahe anschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unleugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war, was

geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht, bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören oder sie dergestalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemälde wie auf der Palette nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemälde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzustellen, was er meint.

„Fürwahr es gibt solche Protokollisten in der Malerei, solche untertänige Diener des Regenbogens, daß man beständig erraten kann, was sie machen werden. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat, so kann man gewiß sein, diese oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, so weiß man alles übrige. Ihr ganzes Leben lang tun sie nichts weiter als diese Ecke zu versetzen; es ist ein beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit seinem Hof immer in einerlei Kleidern erschiene."

Echtes Kolorit. „So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerschrockner Pinsel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannigfaltigkeit und die vollkommenste Harmonie zu verbinden und so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen."

Hier fängt Diderot an, die Behandlung mit dem Kolorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannigfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundenen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Übereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessenungeachtet haben Vernet und Chardin eine eigne und beschränkte Art der Farbenbehandlung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich mir die Mühe geben wollte.

Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist."

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler Vernet und Chardin entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eignes, etwas Beschränktes schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung geraten sein, ebendasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturprodukte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenngleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins Allgemeine gehoben und kann so bis an die Grenzen der möglichen Produktion geführt werden. Auf diesem Wege erhuben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werte einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil sie der Einen wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer echten Methode nennt man Stil, im Gegensatz der Manier. Der Stil erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Rafael wie Tizian koloriert, da wo ihm die Arbeit am glücklichsten geriet. Die Manier hingegen individualisiert, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit

des Ganzen, ja sogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich sein könnten; er macht keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich selbst von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen, denn da alle Handlungen des Menschen aus einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu sein, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe, nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrtümer und Mängel.

Karikatur. „Es gibt Karikaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Karikatur ist im bösen Geschmack."

Wie eine solche Karikatur möglich sei und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich auseinandersetzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus, daß das Auge eine Übereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sei. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hineinsetzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen, und dann bringt man das Charakteristische hervor; geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Überlegung, so entsteht die Karikatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird, und wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

Individuelles Kolorit. „Warum gibt es so vielerlei Koloristen, indessen es nur eine Farbenmischung in der Natur gibt?"

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur ein Kolorit in der Natur gebe, denn beim Worte Kolorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Räsonnements zu geraten, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältnis ungefähr überein sehen. Denn auf diesem Glauben der Übereinstimmung solcher Apperzeptionen beruht ja alle Mitteilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am besten bei dem Maler sehen, der etwas Ähnliches mit dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können also aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Rot, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen, was er euch an Kraft entzog."

Dieses schwache sanfte Kolorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber ebenso finden wir auch, daß der gebildetere Teil die Farbe flieht, teils weil sein Organ geschwächt ist, teils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft schuld, wenn sein Kolorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie nebeneinander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Karikatur hervor, die er, insofern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Töten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers nicht auf sein Kolorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Einsamkeit und Finsternis sucht, werdet ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig, aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes

Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

Seid gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke ebensosehr, ja noch mehr als ein Schriftsteller in dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, überwindet die Natur und den Hang seines Organs. Er ist wie ein verschlossener schweigender Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler, der mit einem schwachen Organ geboren ist, wird wohl einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Kolorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird, und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht, ihm entgegenzuarbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot tut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle, wenn das Organ krankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

Einfluß des Meisters. „Was den wahren Koloristen selten macht, ist, daß der Künstler sich gewöhnlich einem Meister ergibt. Eine undenkliche Zeit kopiert der Schüler die Gemälde des einen Meisters, ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt sich, durch fremde Augen zu sehen, und verliert den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich eine gewisse Kunstfertigkeit, die ihn fesselt und von der er sich weder befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm ums Auge gelegt wie dem Sklaven um den Fuß, und das ist die Ursache, daß sich so manches falsche Kolorit verbreitet. Einer, der nach La Génrée kopiert, wird sich ans Glänzende und Solide gewöhnen, wer sich an Le Prince hält, wird rot und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violett, wer Chardin

studiert, ist wahr! Und daher kommt diese Verschiedenheit in den Urteilen über Zeichnung und Farbe selbst unter Künstlern; der eine sagt, daß Poussin trocken, der andere, daß Rubens übertrieben ist, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke, daß sie eine Albernheit gesagt haben."

Es ist keine Frage, daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mitteilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Sekten beweisen, daß man lernen könne, mit andern Augen sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierierte fortpflanzt, ebensogut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer echten Methode begünstigt. Wir rufen dir also, wackrer Diderot, abermals, so wie beim vorigen Kapitel zu: indem du deinen Jüngling vor den Afterschulen warnst, so mache ihm die echte Schule nicht verdächtig.

Unsicherheit im Auftragen der Farben. „Der Künstler, indem er seine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer, welche Wirkung sie in dem Gemälde hervorbringen wird, und freilich! womit vergleicht er diese Farbe, diese Tinte auf seiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit ursprünglichen Farben! Er tut mehr, er betrachtet sie an dem Orte, wo er sie bereitet hat, und überträgt sie in Gedanken an den Platz, wo sie angewendet werden soll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er sich bei dieser Schätzung betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Szene seiner Zusammensetzung übergeht, wird die Farbe modifiziert, geschwächt, erhöht, sie verändert völlig ihren Effekt. Dann tappt der Künstler herum, hantiert seine Farbe hin und wieder und quält sie auf alle Weise. Unter dieser Arbeit wird die Tinte eine Zusammensetzung verschiedner Substanzen, welche mehr oder weniger (chemisch) aufeinander wirken und früher oder später sich verstimmen."

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß, was er machen soll und wie er es zu machen hat, besonders aber das letzte läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durchs Feuer hervorgebracht wird,

so sollte doch der Ölmaler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen, was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen, daß wir unter dieser Rubrik das Betragen eines Künstlers, den er lobt und begünstigt, aufführen müssen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet seine Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist halb geöffnet, er schnaubt (ächzt, lechzt), seine Palette ist ein Bild des Chaos. In dieses Chaos taucht er seinen Pinsel und zieht das Werk seiner Schöpfung hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Blick auf sein Werk. Er setzt sich wieder, und ihr werdet so die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner Tafel entstehen sehen."

Vielleicht ist es nur der deutschen Gesetztheit lächerlich, einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offnem Munde schnauben zu sehen. Vergebens versuchte ich das französische Wort haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehreren gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst wahrscheinlich, daß weder Rafael bei der Messe von Bolsena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veronese vor einer Hochzeit zu Cana mit offnem Munde gesessen, geschnaubt, geächzt, gelechzt, gestöhnt, haletiert habe. Das mag denn wohl so ein französischer Fratzensprung sein, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht den Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halbtinten recht symmetrisch, rings um die Palette, geordnet hat oder wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durcheinander gestrichen ist, so entscheidet kühn, daß der Künstler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehilflichen schweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nötig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibtisch, kopiert die Zeile, die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang des Genies."

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht, die materielle Farbenerscheinung der abgesonderten Pigmente durch wohlverstandene Mischung zu tilgen, die Farbe seinen Gegenständen gemäß zu individualisieren und gleichsam zu organisieren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Überhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto dauerhafter sein, je sichrer der Maler von der Wirkung seines Pinsels, je kühner, je freier sein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehantiert und gequält, je einfacher und kecker er sie angewendet hat. Man sieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Übereinstimmung verlieren, man sieht alte, die sich ungeachtet der Zeit frisch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieser Vorteil scheint mir nicht sowohl eine Wirkung der besseren Eigenschaft ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu sein."

Ein schönes und echtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nötigst du uns, mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile, was der Künstler in einer Woche kaum entwirft, und zu seinem Unglück weiß er, sieht er, fühlt er wie ich und kann sich durch seine Darstellung nicht genugtun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das, was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück, denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Grenze seiner Kunst."

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er teilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe

das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher echte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das, was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da, wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst gerät und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sei und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sei auch für diesmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das malerische Kolorit im besondern das Beste, was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mitteilen und überliefern können.

Der Sammler und die Seinigen.

Erster Brief.

Wenn Ihr Abschied nach den zwei vergnügten, nur zu schnell verfloßnen Tagen mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, so hat Ihr Brief, den ich so bald erhielt, so haben die beigefügten Manuskripte mich wieder in eine behagliche Stimmung versetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unsers Gesprächs wieder erinnert, ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in so vielen Fällen als Kunstbeurteiler zusammentreffen.

Diese Entdeckung ist mir doppelt schätzbar, indem ich Ihre Meinung, so wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unsern theoretischen und praktischen Aphorismen zusammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal stoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir selbst einig werden. Indessen bewährt sich doch, daß man schon viel

gewonnen hat, wenn man in Hauptsachen miteinander übereintrifft, wenn das Kunsturteil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder schwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befestigt ist und nicht, wenn ich im Gleichnis verharren darf, Wage und Wagschalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch diese Probestücke meine Hoffnungen und meine stille Teilnahme verstärkt, und gern will ich auch auf irgendeine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Absichten mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es also gegangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichtum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch gestiegen sein, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allem Kenntnis zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigsten zu sagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf alles das, was sich von ihm herschrieb. Sie hefteten sich vorzüglich an diesen Pfeiler unsers seltsamen Familiengebäudes mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir wegen ihres Werts, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungsgeist, zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen, und ebensoviel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern, die er zuerst besucht, von den Nationen, mit denen er in irgendeinem Verhältnis steht. Gewiß von tausend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgendeine Weise beschränkt, überschauend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sei es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit,

in die glücklichste Lage kam, um das an sich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwärtig fast unmöglich sein würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen, und wie unverhältnismäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei aller Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Besitzungen, für mein Verhältnis und mein Urteil, was die Dresdener Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle echter Kenntnis für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer, heilsam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, die sich von meinem guten Alten herschreiben, sich neben jenen königlichen Schätzen schämen dürfte, hat mich nicht stolz, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieses Urteil schon selbst gewagt.

Ich schließe diesen Brief, ohne meinen Vorsatz erfüllt zu haben. Ich schwätzte anstatt zu erzählen. Zeigt sich doch in beiden die gute Laune eines Alten so gern. Kaum habe ich noch Platz, Ihnen zu sagen, daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen und daß Julie besonders sich öfter und lebhafter nach der lange verzögerten Dresdener Reise erkundigt, weil sie hoffen kann, unterwegs ihre neuen und so lebhaft verehrten Freunde wieder zu sehen. Und fürwahr, auch keiner ihrer alten Freunde soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundnen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Vorsätzen verschafften.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie, in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft, verbarg mir, wie sehr er sich in seiner Abwesenheit verändert hat. Als er auf Akademien zog, versprach er viel. Er trat aus der Schule, stark im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch

alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unserer größten Betrübnis als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet, und unsere kleine Sozietät, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessiert ihn nicht, und was ihn interessiert, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache, und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß, diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu sein, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem praktischen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind, ins Asyl der Kunst! geschwind zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle, weswegen er angefangen ist.

Als mein Großvater tot war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedene Liebhaberei habe, ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixiert worden wäre, und so hat er manche Abweichungen verschiedner Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erhub sich zum Porträt. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm wert, daher die Anlage jener Sammlung von Porträten.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Öl auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt, es

war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Malerei geworden, auf welche sich besondere Künstler legten.

Dieses Format hatte seine eignen Vorteile. Ein Porträt in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf oder ein Kniestück, nimmt für das Interesse, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiednen Epochen des Lebens, malen lassen. Von einem geschickten Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle seine guten Freunde um sich her versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Porträt hingegen macht gewöhnlicherweise, besonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden verändern sich so sehr, daß eine selbst gutgemalte Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

Indessen hängt der Künstler vom Liebhaber seiner Zeit, so wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künstler ab. Der gute Meister, der jene kleinen Porträte fast noch allein zu machen verstand, war gestorben, ein anderer fand sich, der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte schon lange einen solchen in der Nähe gewünscht, seine Neigung ging dahin, sich selbst und seine Familie in natürlicher Größe zu sehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Insekt, das vorgestellt wurde, genau ausgemessen ward und außer seiner übrigen Wahrheit auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch akkurat, wie er sich im Spiegel sah, auf der Leinwand dargestellt sein. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt, ein geschickter Mann fand sich, der sich auch eine Zeitlang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen, und man hatte nicht an einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich weder über Erfindung noch Zusammensetzung vereinigen konnte.

Überhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künstler hatte sich in der französischen Schule gebildet, die Gemälde waren harmonisch, geistreich und schienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde ver-

glichen, ließen sie vieles wünschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermutet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unsres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent, das ihn völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun, wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare teils um die Stirne fallend, teils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt, und eine Pfirsche in der Hand von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen, ohne abgeschmackt zu sein, mein Vater war entzückt, und der alte Maler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemalt, mit allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, insofern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabacksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nählade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat, sie stellte sich mit ebender Gebärde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war in Zeit von einem Jahre nun auch fast der ganze Hausrat abgemalt, und der junge Künstler mochte bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit sich öfters durch einen Blick

auf meine Schwester stärken, eine Kur, die um desto heilsamer war, als er in ihren Augen das, was er suchte, zu finden schien. Genug, die jungen Leute wurden einig, miteinander zu leben und zu sterben. Die Mutter begünstigte diese Neigung, der Vater war zufrieden, ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixieren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland tun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der Unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen, und ob er gleich sehr schnell zurückkam, so brachte er doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden, und unsere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Teilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr bequemer Mann, sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen seine Freundlichkeit. Er reiste den Sommer durch, kam wohlbelohnt wieder nach Hause; der Winter war der Familie gewidmet; er malte seine Frau, seine Töchter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm alles, bis auf die geringste Kleinigkeit, so wahrhaft, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist, sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Porträte hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Türe bemerkt, die noch weiter zu führen scheint, allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichsam heraus und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche teils durch die Umstände, teils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl aus einer Gesellschaft nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpunkte genau perspektivisch gehalten und die Kleidungen mit der größten Sorgfalt zum entschiedensten Effekte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele,

ward ein Fenster verrückt und alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst näherte, auch gar bald die Schicksale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Türbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Tür alle Luft abhielt, und so fand man nach einem strengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerstört, worüber wir uns um so mehr betrübten, als wir sie schon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, schien nichts weiter seine Freude dieser Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künstler meldete sich und schlug vor, die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und sie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzustellen. Das Bildnis eines jungen Gehilfen, den er bei sich hatte, zeigte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perücke, ein damastner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und so sitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb noch jung und schön, ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Töchter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter, gleichsam in zwei Portionen, darstellten, konnte er vor Wehmut nicht malen. Oft stellte er die kleinen Gerätschaften, die ihr angehört hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stilleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Gerätschaften das fromme Gemüt der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rotem Samt und goldnen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus

sie ihre Wohltaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmal empfing und den er gegen einen bessern der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man neben einem Brote das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samenkästchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher mit eingeschnittnem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich, ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit, länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig, das Gegenwärtige zu sehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verlust erinnert, konnte sein Gemüt sich nicht wieder herstellen, eine Art von unbegreiflicher Sehnsucht schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stilleben, das er malte, bestand aus Gerätschaften, die ihm angehörten und die, sonderbar gewählt und zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einigemal nachdenkend und pausierend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zustande — und Sie verzeihen mir wohl, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, aus der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unversehens gerückt hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schlusse nicht in Ihre Hand kommen; ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

Mein Oheim gibt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen, wie sehr er Ihnen ergeben sei. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt, am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu scheiden. Uns andern ist das nun schon nicht gelehrt worden; ein solcher Knicks scheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wirs nun, um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichere, daß Ihnen die Nichten so ergeben

sind wie der Onkel? Er hat mir verboten, sein letztes Blatt zu lesen, ich weiß nicht, was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel, wenn ich denke, daß er von mir gesprochen hat. Genug, er hat mir erlaubt, den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich, daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim, einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln, weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seien Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht ebendeswegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir, und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, und vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschaffte ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht, denn es scheint mir, als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerin spotten, als Sie ihr diese elfenhaften Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Füeßli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür, daß etwas Seltsames, Geistreiches sie aufreizt, daß sie gern etwas Wunderbares vorgestellt sieht und daß diese durcheinander ziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixiert, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleichwohl sehe, daß ich mir eine neue Rute aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! denn auch der kann es nicht lassen, die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich, diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei sein muß, so liebt sie nur das, was anmutig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Bräutigam (denn alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durch-

reise noch nicht ganz entschieden war) hat ihr aus England die schönsten gemalten Kupfer geschickt, womit sie äußerst zufrieden ist; aber was sind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßroten Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was sind das nicht für interessante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das alles einmal unter Glas und Mahagonirahmen, geziert mit den metallnen Stäbchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lilagrund das Kabinett der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschäftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus, als ob ich mich über meine Schwester aufhalte! denn das ist ja wohl das Klügste, was man tun kann, um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die andern ein wenig unverträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort geredet, leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet, über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältnis komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Anteil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei tätig ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühsten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe getan, und es hilft mir nichts, daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten liebe, als einen Ver-

wandten zu befördern wünsche, wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der deutschen Komödie, meinen Unmut auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich, daß es der Weg nicht sei, sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exagerieren, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten, wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren, Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Offizier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiednen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Porträts verstorbner sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldnen Dosen und brillantnen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reiste, wollte er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich, die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildnis eines Lebenden oder Verstorbenen aus irgendeinem Schmuckkästchen zugeflogen wäre; denn das Eigne hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht und selbst die Affektion eines Besitzers gegen irgendein einzelnes Kleinod durch die Gewalt der Masse gleichsam aufhebt und vernichtet.

Von den Porträten, unter welchen sich auch ganze Figuren z. B. allegorisch als Jägerinnen und Nymphen vorgestellte Prinzessinnen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemälde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert; nur weniges ist gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, doch auch oft genug inkommodierten Kustoden der wohlbekannten

und wohlbelobten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern findet, aus Geist des Widerspruchs mit vorsätzlicher Unart mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden, genug, wenn jener durch die genauste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem Naturwerke völlig auf einer Linie sehen wollte, wenn dieser eine kleine Tafel nur insofern schätzte, als sie durch die zartesten Punkte gleichsam ins Unendliche geteilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer solchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte: so konnte ich kein ander Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blätter von dieser Art, welche sich in meines Großvaters Sammlung befanden und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit ebensoviel Genauigkeit als Geist gezeichnet werden könnte, dienten, meine Liebhaberei anzufachen, ohne sie eben zu leiten. Das Kühnhingestrichene, Wildausgetuschte, Gewaltsame reizte mich, selbst das, was mit wenigen Zügen nur die Hieroglyphe einer Figur war, wußte ich zu lesen und schätzte es übermäßig; von solchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verlängerte und befestigte, als keiner die Art, sich mir oder mich ihm zu nähern, verstand.

Ob ich gleich, wie gesagt, nur meistens die geistreiche Hand schätzte, so konnte es doch nicht fehlen, daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es selbst recht gewahr zu werden, den glücklichen Übergang von einem geistreichen Entwurf zu einer geistreichen Ausführung schätzen; ich lernte das Bestimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung tat, daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden sein sollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radierungen verschiedner italienischer Meister, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige treulich

bei, und so war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollständigkeit waren die beiden Eigenschaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünschte; ich las die Geschichte der Kunst, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meistern und Jahren, ich machte Katalogen und muß zu meinem Lobe sagen, daß ich den Namen keines Meisters, die Lebensumstände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgendeiner seiner Arbeiten zu bemühen, um sein Verdienst nicht nur in Worten nachzusprechen, sondern es wirklich und anschaulich vor mir zu haben.

So stand es um meine Sammlung, um meine Kenntnisse und ihre Richtung, als die Zeit herankam, die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wissenschaft, welches nun einmal die Medizin sein sollte, die Entfernung von allen Kunstwerken, die neuen Gegenstände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit, mein Auge an dem Besten zu üben, was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen, ich fand Gelegenheit, Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligtum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anschauen! wie manche Lücke meiner historischen Kenntnis ward nicht ausgefüllt! und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein selbstgefälliger Rückblick auf die Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler sein konnte, so wäre ich in Verzweiflung geraten, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt gewesen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch getan, um in der Kenntnis nicht stehen zu bleiben, und wie diese Liebhaberei neben allen meinen Beschäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeist begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten, genug, daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wissenschaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis fast meine ganze Tätigkeit verschlang, und daß eine ganz heterogene Beschäftigung meine Liebe zur Kunst, meine Leidenschaft zu sammeln nur zu vermehren schien.

Das übrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzusetzen.

Als mein Vater starb und dieser Schatz nun zu meiner Disposition gelangte, war ich gebildet genug, um die Lücken, die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen, weil es Lücken waren, sondern einigermaßen als Kenner, weil sie ausgefüllt zu werden verdienten. Und so glaube ich noch, daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinstimmend finde. Ich bin nie in Italien gewesen, und doch habe ich meinen Geschmack, soviel es möglich war, ins Allgemeine auszubilden gesucht. Wie es damit steht, kann Ihnen nicht verborgen sein. Ich will nicht leugnen, daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hätte reinigen können und sollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben.

Für diesmal und für immer genug von mir selbst. Möge sich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mitteilung und Empfänglichkeit sei übrigens das Losungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der sich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem sie mir die ersten Stücke der Propyläen nicht nur so bald zugesendet, sondern mir außerdem noch manches im Manuskripte mitgeteilt, das mir bei mehrerer Breite ihre Absichten deutlicher, so wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schlusse meines vorigen Briefes recht schön und freundlich erwidert, und ich danke ihnen für die günstige Aufnahme, womit sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschafften, als Sie, der üblen Jahrszeit ungeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genugtat und deren Besitzer von ihnen ohne langes Bedenken mit einer aufrichtigen Freundschaft beglückt ward. Die Grundsätze, die sie damals äußerten, die Ideen,

womit Sie sich vorzüglich beschäftigten, finde ich in diesen Blättern wieder, ich sehe, Sie sind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, sie sind vorgeschritten, und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden, wie es mir in meinem Kreise ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte meiner Sammlung ist in Ihren Händen, auch darauf kann ich weiter bauen; denn nun habe ich Ihnen einige Wünsche, einige Bekenntnisse vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurteilung dessen, was der Künstler geleistet hat, den großen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingeteilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber so wie den Künstler immer an die Quelle zu weisen, ihn auf hohe Standpunkte zu versetzen, bei der Geschichte wie bei der Theorie, bei dem Urteil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein letztes zu dringen, ist löblich und schön und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weise die edlern Metalle zu reinigen, um ein bestimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entschiednen Maßstab aller Vermischungen, die ihm vorkommen, festzusetzen! Man bringe alsdann so viel Kupfer, als man will, wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Wert, man bezeichne die Münzen, die Silbergeschirre nach gewissen Konventionen, alles ist recht gut! die schlechteste Scheidemünze, ja das Gemünder Silber selbst, mag passieren; denn der Probierstein, der Schmelztiegel ist gleich bereit, eine entschiedene Probe des innern Wertes anzustellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernstes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im bezug auf mein Gleichnis, Sie auf gewisse mittlere Fächer aufmerksam machen, die der Künstler so wie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu diesen Wünschen und Vorschlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntnis getan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwert zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es sei daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagestück und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun hören Sie

geschwind, damit Sie das, was ich zu sagen habe, nicht für wichtiger halten, als es ist.

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern vorweist, doch immer zu oft vorweisen muß, wird nach und nach, er sei übrigens noch so gut und harmlos, ein wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen bei Gegenständen, die ihm völlig bekannt sind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen, findet sich nicht immer Veranlassung, und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf, und vor ihnen geniert sich niemand, niemand zweifelt an seiner eignen Empfindung, und daran hat man nicht unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urteils, und daran hat man nicht ganz recht.

Solange ich mein Kabinett besitze, ist mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre antat zu glauben, daß ich den Wert meiner Sachen zu beurteilen wisse; er sagte zu mir: ich habe nur kurze Zeit, lassen Sie mich in jedem Fache das Beste, das Merkwürdigste, das Seltenste sehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte, daß er der erste sei, der so verfahre, und ich hoffe, sein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen, daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre, auch zeugte vielleicht eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgültigkeit, ja vielleicht ist uns ein Mann interessanter, der einen einzelnen Teil liebt, als der, der das Ganze nur schätzt; genug, dieser verdiente erwähnt zu werden, weil er der erste war und der letzte blieb, dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein, daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesicht brachte — verzeihen Sie, ich mußte heimlich lächeln, wenn Sie von dem Antikenschrank, von den Bronzen, die wir eben durchsahen, immer nach der Türe schielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verschwunden und hatten den Frühstückswein mit den Zwiebacken stehen lassen, mein Wink hatte sie entfernt, denn ich wollte meinen Altertümern eine ungeteilte Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie dieses Bekenntnis und erinnern Sie sich, daß ich Sie des andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause

nicht allein die gemalten, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorstellte und Ihnen bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein sagte ich — und muß wohl, da mir diese lange Einschaltung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen, daß ich Ihrer Meinung sei, daß ich diejenigen Kunstwerke, welche Sie ausschließlich schätzten, auch vorzüglich zu schätzen wisse, und ich kann wohl sagen, meistens trafen unsere Urteile zusammen, hie und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurteil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Wert ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten, und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen, doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder, wir fingen an, die ähnlichen wieder zusammenzustellen, und das Buch, worin die Namen aufgezeichnet sind, half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt, wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangierten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer w i r gesagt, denn ich zog meine Mädchen diesmal, wie immer, mit ins Geschäft. Julie war besonders tätig und hatte viel Glück, ihre Leute gleich recht zu plazieren. Denn es ist den Frauen angeboren, die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Caroline solcher Freunde nicht zum besten, welche die schönen und seltnen Stücke englischer schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art — denn es ist doch natürlich, daß wir von denen zuerst sprechen — finden sich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurteil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegsamkeit oder Strenge nicht eben in Anschlag bringt, und deswegen hoffe ich günstig für Ihre Propyläen, nicht allein weil ich gleichgesinnte Personen vermute, sondern weil ich wirklich gleichgesinnte Personen kenne.

Wenn ich also in diesem Sinne Ihren Ernst in der Kunst, Ihre Strenge gegen Künstler und Liebhaber nicht tadeln kann, so muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menschenkinder, die Ihre Schrift lesen sollen, und wenn sie nur von denen gelesen würde, die meine Sammlung gesehen haben, noch einiges zum Besten der Kunst und der Kunstfreunde wünschen, und zwar einesteils, daß Sie eine gewisse heitere Liberalität gegen alle Kunstfächer zeigten, den beschränktesten Künstler und Kunstliebhaber schätzten, sobald jeder nur ohne sonderliche Anmaßung sein Wesen treibt; andernteils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerstreit gegen diejenigen empfehlen, die von beschränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einseitigkeit einen vorgezogenen und beschützten Teil der Kunst zum Ganzen machen wollen. Lassen Sie uns zu diesen Zwecken eine neue Art von Sammlung ordnen, die diesmal nicht aus Bronzen und Marmorstücken, nicht aus Elfenbein noch Silber bestehen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder finde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden, alles, was Resultat ist, zieht sich ins Enge zusammen, und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Einleitung ist ausführlich, und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst, und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es gibt Künstler und Liebhaber, welche wir die Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu, und die Liebhaberei des einen sowie die Kunst des andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen, bis sie die Abbildung womöglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so stehet ihnen eine andere Klasse nah, welche wir die Punktierer genannt haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird Ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum ins Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen, daß man die

Materie ins Unendliche teilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildnis einer würdigen, einer werten Person dergestalt ins Kleine bringt, daß wir das, was unser Herz als Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Klasse sprachen, mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich mit meiner frühern Liebhaberei eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen, die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigner und fremder Beurteilung erst hinschreiben, denn diese machen erst eine Skizze; Skizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen; so wie der Punktierer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird.

Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination, er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein bißchen übertrieben im Ausdruck.

Selten fällt er in den Fehler, zu weich oder unbedeutend zu sein, diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik, in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmutige herrschend ist, hat sich Caroline sogleich erklärt und feierlich protestiert, daß man dieser Klasse keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urteil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, uns durch einen gewissen derben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingeteilt werden können, als da sind Karikaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, physisch und moralisch Häßliche heraussuchen, Improvisatoren, die mit großer Geschicklichkeit und

Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künstler, deren Werke man nicht ohne Kommentar versteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachste natürlichste Werk nicht ohne Kommentar lassen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr sagen will; für diesmal aber schließe ich mit dem Wunsche, daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit gibt, sich über meine Anmaßung lustig zu machen, Sie mit dem Anfange desselben versöhnen möge, wo ich mich vermaß, einige liebenswürdige Schwachheiten geschätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig scheint, schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel, Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir, daß Sie mein Brief in der besten Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel seltner in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich diesmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können, und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Klassifikationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick, da sie, wie ein schon keimender Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Lassen Sie mich also die Geschichte des gestrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren, was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Gestirn Ihres Briefs in eine so glückliche Konjunktion tritt.

Gestern meldete sich bei uns ein Fremder an, dessen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freute mich bei seinem Eintritt, machte ihn mit meinen Besitzungen im allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein sehr gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben. Er erkannte die Meister so wie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Ursachen seines Zweifels sehr gut anzugeben, und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden, mich gegen ihn lebhafter zu

äußern, wenn nicht der Vorsatz, meinen Gast auszuhorchen, mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urteile trafen mit den meinigen zusammen, bei manchen mußte ich sein scharfes und geübtes Auge bewundern. Das erste, was mir an ihm besonders auffiel, war ein entschiedener Haß gegen alle Manieristen. Es tat mir für einige meiner Lieblingsbilder leid, und ich war um desto mehr aufgefordert, zu untersuchen, aus welcher Quelle eine solche Abneigung wohl fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen, und die Dämmerung verhinderte uns, weiterzusehen, ich zog ihn zu einer kleinen Kollation, zu der unser Philosoph eingeladen war, denn dieser hat sich mir seit einiger Zeit genähert; wie das kommt, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet, das sie ebensooft verbindet als entzweit, mein Philosoph ward von Juliens Anmut, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim so wie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit, meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Übung ihrer Hand und ihrer Anmut, doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: dies will ich alles nur sagen, um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Prinzip und der höchste Zweck der Kunst freilich noch etwas ganz anders sei.

Mit einem Lächeln, das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiderte er darauf: Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sei?

Mir ist kein höheres bekannt, versetzte ich darauf.

Können Sie mir sagen, was Schönheit sei? rief er aus.

Vielleicht nicht! versetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gipsabguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind anblicken, und wir wollen sehen, ob wir uns nicht vereinigen können, daß sie schön seien.

Ehe wir an diese Untersuchung gehen, versetzte er, möchte es wohl

nötig sein, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein, sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten, das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden, ohne Charakter gibt es keine Schönheit.

Betroffen über diese Art, sich auszudrücken, versetzte ich: Zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch sein müsse, so folgt doch nur daraus, daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zugrunde liege, keineswegs aber, daß es eins mit dem Charakteristischen sei. Der Charakter verhält sich zum Schönen wie das Skelett zum lebendigen Menschen. Niemand wird leugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisierten Gestalt liege, er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die Gestalt selbst, und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung, die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellet, daß die Schönheit etwas Unbegreifliches oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sei. Was man nicht begreifen kann, das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn.

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das ist wieder eine Instanz, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug, was Charakter sei, läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst würde sie leer und unbedeutend sein. Alles Schöne der Alten ist bloß charakteristisch, und bloß aus dieser Eigentümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig sprechen hörte, trat er hinzu, und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort.

Das ist eben das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst solche falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand spricht sie lieber nach, als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns Lessing den Grundsatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet, so hat uns Winckelmann mit der stillen Größe, der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint; aber die Herren verweilen nur bei

Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die struppichten Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzlige Haut des entstellten Alters, die vorliegenden Adern und die schlappen Brüste.

Um Gottes willen! rief ich aus, gibt es denn aus der guten Zeit der alten Kunst selbständige Kunstwerke, die solche abscheuliche Gegenstände vollendet darstellen? oder sind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunst, die sich nach äußern Absichten bequemen muß, die im Sinken ist?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichnis, und Sie mögen selbst untersuchen uud urteilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirke mit ihren Stiefsöhnen selbständige Kunstwerke sind, werden Sie mir nicht leugnen. Treten Sie vor den Laokoon und sehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erstickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wütende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gärung, stockenden Umlauf, erstickende Pressung und paralytischen Tod.

Der Philosoph schien mich mit Verwunderung anzusehen, und ich versetzte: Man schaudert, man erstarrt nur vor der bloßen Beschreibung. Fürwahr, wenn es sich mit der Gruppe Laokoons so verhält, was will aus der Anmut werden, die man sogar darin, so wie in jedem echten Kunstwerke finden will! Doch ich will mich darein nicht mischen, machen Sie das mit den Verfassern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengesetzten Meinung sind.

Das wird sich schon geben, versetzte mein Gast, das ganze Altertum spricht mir zu; denn wo wütet Schrecken und Tod entsetzlicher als bei den Darstellungen der Niobe?

Ich erschrak über eine solche Assertion, denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni gesehen, den ich sogleich herbeiholte und aufschlug. Ich finde keine Spur vom wütenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchste Subordination der tragischen Situation unter die höchsten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich sehe hier überall den Kunstzweck, die Glieder zierlich und anmutig erscheinen zu lassen. Der Charakter erscheint nur noch in den allgemeinsten Linien, welche durch die Werke, gleichsam wie ein geistiger Knochenbau, durchgezogen sind.

Er. Lassen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir schlugen sie auf.

Ich. Von allem Entsetzlichen, aufrichtig gesagt, sehe ich auch hier nicht das mindeste. Wo wüten Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren mit solcher Kunst durcheinander bewegt, so glücklich gegeneinander gestellt oder gestreckt, daß sie, indem sie mich an ein trauriges Schicksal erinnern, mir zugleich die angenehmste Empfindung geben. Alles Charakteristische ist gemäßigt, alles natürlich Gewaltsame ist aufgehoben, und so möchte ich sagen: das Charakteristische liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde, das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl und Anmut.

Das Anmutige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesem Sarkophagen in die Augen. Sind die toten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zieraten geordnet? Es ist die höchste Schwelgerei der Kunst! sie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, sie verziert mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor sich hingerafft zu sehen. Ja, der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel bei dem Grabe steht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künstler gestanden und ihm zu seiner irdischen Größe eine himmlische Anmut zugehaucht.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. Leider, sagte er, als ich geendigt hatte, leider sehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will, daß das alles nur leere Worte sind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern vielmehr widerstrebend findet.

Mein Philosoph schien während des letzten Teils unsers Gesprächs etwas unruhig zu werden, so gelassen und gleichgültig er den Anfang anzuhören schien, er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte, mag er Ihnen selbst überliefern! Er ist diesen Morgen beizeiten wieder da, denn seine Teilnahme an dem gestrigen Gespräch hat auf einmal die Schalen unsrer wechselseitigen Entfernung abgestoßen, und ein paar hübsche Pflanzen im Garten der Freundschaft zeigen sich.

Diesen Morgen geht noch eine Post, womit ich die gegenwärtigen Blätter abschicke, über denen ich schon einige Patienten versäumt habe,

weshalb ich Verzeihung vom Apoll, insofern er sich um Ärzte und Künstler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Diesen Nachmittag haben wir noch sonderbare Szenen zu erwarten. Unser Charakteristiker kommt wieder, zugleich haben sich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden lassen, die Jahrszeit ist reizend und alles in Bewegung.

Gegen diese Gesellschaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philosoph und ich; es soll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erst den Schluß unserer gestrigen Disputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem
zwar diesmal eilfertigen, doch immer beständigen, treuen
Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unser würdiger Freund läßt mich an seinem Schreibtisch niedersitzen, und ich danke ihm sowohl für dieses Vertrauen, als für den Anlaß, den er mir gibt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philosophen, er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte, wie sehr ich mich zu bilden, wie sehr ich zu lernen wünsche. Doch leider hat man schon vor den Menschen, wenn man sich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Ansehen.

Daß ich gestern abend mich in ein Gespräch über bildende Kunst lebhaft einmischte, da mir das Anschauen derselben fehlt und ich nur einige literarische Kenntnisse davon besitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus ersehen, daß ich bloß im allgemeinen geblieben bin, daß ich meine Befugnis mitzureden mehr auf einige Kenntnis der alten Poesie gegründet habe.

Ich will nicht leugnen, daß die Art, wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr, mich entrüstete. Ich bin noch jung, entrüste mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um desto weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufgeben darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht unter die Hirngespinste verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, wenigstens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Gesprächs.

Ich. Erlauben Sie, daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gast (etwas schnöde). Von Herzen gern und wo möglich nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Rechenschaft geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntnis.

Der Gast. Das tut mir leid! so werden wir wohl schwerlich näher zusammenkommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt, die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehen.

Oheim. Lassen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienschreiber verfuhren mit dem Stoff, den sie bearbeiteten, völlig wie die bildenden Künstler, wenn anders diese Kupfer, welche die Familie der Niobe vorstellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gast. Sie sind leidlich genug, sie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falschen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir sie insofern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienschreiber?

Ich. Sie wählen sehr oft, besonders in der ersten Zeit, unerträgliche Gegenstände, unleidliche Begebenheiten.

Gast. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ungefähr wie Ihre Beschreibung des Laokoon.

Gast. Diese finden Sie also unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beschreibung, sondern das Beschriebene.

Gast. Also das Kunstwerk?

Ich. Keinesweges! aber das, was Sie darin gesehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Skelett, das, was Sie charakteristisch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich so vor unsern Augen stünde, wie Sie ihn beschreiben, so wäre er wert, daß er den Augenblick in Stücken geschlagen würde.

Gast. Sie drücken sich stark aus.

Ich. Das ist wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun also zu dem Trauerspiele der Alten.

Gast. Zu den unerträglichen Gegenständen.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, schön, anmutig machenden Behandlung.

Gast. Das geschähe denn also wohl durch Einfalt und stille Größe?

Ich. Wahrscheinlich.

Gast. Durch das mildernde Schönheitsprinzip?

Ich. Es wird wohl nicht anders sein.

Gast. Die alten Tragödien wären also nicht schrecklich?

Ich. Nicht leicht, so viel ich weiß, wenn man den Dichter selbst hört. Freilich, wenn man in der Poesie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man vom Kunstwerke spricht, als hätte man an seiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann lassen sich wohl sogar Sophokleische Tragödien als ekelhaft und abscheulich darstellen.

Gast. Ich will über Poesie nicht entscheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunst.

Gast. Ja, es ist wohl das beste, daß jeder in seinem Fache bleibt.

Ich. Und doch gibt es einen allgemeinen Punkt, in welchem die Wirkungen aller Kunst, redender sowohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze ausfließen.

Gast. Und diese wäre?

Ich. Das menschliche Gemüt.

Gast. Ja! ja! es ist die Art der neuen Herren Philosophen, alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu spielen, und bequemer ist es freilich, die Welt nach der Idee zu modeln, als seine Vorstellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es ist hier von keinem metaphysischen Streite die Rede.

Gast. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, lasse sich unabhängig von dem Menschen denken, die Kunst bezieht sich notwendig auf denselben, denn die Kunst ist nur durch den Menschen und für ihn.

Gast. Wozu soll das führen?

Ich. Sie selbst, indem Sie der Kunst das Charakteristische zum Ziel setzen, bestellen den Verstand, der das Charakteristische erkennt, zum Richter.

Gast. Allerdings tue ich das. Was ich mit dem Verstand nicht begreife, existiert mir nicht.

Ich. Aber der Mensch ist nicht bloß ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser einigen Mannigfaltigkeit in ihm entsprechen.

Gast. Führen Sie mich nicht in diese Labyrinthe, denn wer vermöchte uns herauszuhelfen.

Ich. Da ist es denn freilich am besten, wir heben das Gespräch auf und jeder behauptet seinen Platz.

Gast. Auf dem meinigen wenigstens stehe ich fest.

Ich. Vielleicht fände sich noch geschwind ein Mittel, daß einer den andern auf seinem Platze wo nicht besuchen, doch wenigstens beobachten könnte.

Gast. Geben Sie an.

Ich. Wir wollen uns die Kunst einen Augenblick im Entstehen denken.

Gast. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunstwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gast. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die steilen Pfade der Spekulation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben, daß ich ganz von vorn anfange.

Gast. Recht gern.

Ich. Der Mensch fühlt eine Neigung zu irgendeinem Gegenstand. Sei es ein einzelnes, belebtes Wesen.

Gast. Also etwa zu diesem artigen Schoßhunde.

Julie. Komm, Bello! es ist keine geringe Ehre, als Beispiel zu einer solchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr, der Hund ist zierlich genug! und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, so würde er dieses Geschöpf auf irgendeine Weise darzustellen suchen. Lassen Sie aber auch seine Nachahmung recht gut geraten, so werden wir doch nicht sehr gefördert sein, denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bellos für einen.

Gast. Ich will nicht einreden, sondern erwarten, was hieraus entstehen soll.

Ich. Nehmen Sie an, daß dieser Mann, den wir wegen seines Talents nun schon einen Künstler nennen, sich hierbei nicht beruhigte, daß ihm seine Neigung zu eng, zu beschränkt vorkäme, daß er sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umtäte, dergestalt, daß zuletzt nicht mehr das Geschöpf, sondern der Begriff des Geschöpfs vor ihm stünde und er diesen endlich durch seine Kunst darzustellen vermöchte.

Gast. Bravo! Das würde mein Mann sein. Das Kunstwerk würde gewiß charakteristisch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel.

Gast. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber steigen weiter.

Gast. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Versuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entstanden sein, musterhaft, wissenschaftlich schätzbar; aber nicht befriedigend fürs Gemüt.

Gast. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieses lieben Gemüts genugtun?

Ich. Es ist nicht wunderlich, es läßt sich nur seine gerechten Ansprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns, daß die Elohim einst untereinander gesprochen: Lasset uns den Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, und der Mensch sagt daher mit vollem Recht: Lasset uns Götter machen, Bilder, die uns gleich seien.

Gast. Wir kommen hier schon in eine sehr dunkle Region.

Ich. Es gibt nur ein Licht, uns hier zu leuchten.

Gast. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gast. Inwiefern sie ein Licht oder ein Irrlicht sei, ist schwer zu bestimmen.

Ich. Nennen wir sie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geist an ein Kunstwerk macht. Eine beschränkte Neigung soll nicht nur ausgefüllt, unsere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unsere Kenntnis nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere, was in uns liegt, will erweckt sein, wir wollen verehren und uns selbst verehrungswürdig fühlen.

Gast. Ich fange an, nichts mehr zu verstehen.

Oheim. Ich aber glaube, einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe, will ich durch ein Beispiel zeigen. Nehmen wir an, daß jener Künstler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Szepter Jupiters setzen. Glauben Sie, daß er dahin vollkommen passen würde?

Gast. Es käme darauf an.

Oheim. Ich sage nein! Der Künstler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gast. Was denn?

Oheim. Das ist freilich schwer auszudrücken.

Gast. Ich vermute.

Ich. Und doch ließe sich vielleicht durch Annäherung etwas tun.

Gast. Nur immer zu.

Ich. Er müßte dem Adler geben, was er dem Jupiter gab, um diesen zu einem Gott zu machen.

Gast. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst hervorbrächte.

Gast. Ich behaupte immer meinen Platz und lasse Sie in die Wolken steigen. Ich sehe recht wohl, Sie wollen den hohen Stil der griechischen Kunst bezeichnen, den ich aber auch nur insofern schätze, als er charakteristisch ist.

Ich. Für uns ist er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchste ist.

Gast. Sie scheinen sehr ungenügsam zu sein.

Ich. Dem, der viel erlangen kann, geziemt viel zu fordern. Lassen Sie mich kurz sein! Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Rätsel glücklich löste. Sie gibt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis umlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.

Gast. Sind Sie fertig?

Ich. Für diesmal! der kleine Kreis ist geschlossen, wir sind wieder da, wo wir ausgegangen sind, das Gemüt hat gefordert, das Gemüt

ist befriedigt, und ich habe weiter nichts zu sagen. Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.

Gast. Es ist die Art der Herren Philosophen, daß sie sich hinter sonderbaren Worten, wie hinter einer Ägide, im Streite einher bewegen.

Ich. Diesmal kann ich wohl versichern, daß ich nicht als Philosoph gesprochen habe, es waren lauter Erfahrungssachen.

Gast. Das nennen Sie Erfahrung, wovon ein andrer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gast. Wohl ein besonderes?

Ich. Kein besonderes, aber eine gewisse Eigenschaft muß es haben.

Gast. Und die wäre?

Ich. Es muß produzieren können.

Gast. Was produzieren?

Ich. Die Erfahrung! Es gibt keine Erfahrung, die nicht produziert, hervorgebracht, erschaffen wird.

Gast. Nun, das ist arg genug!

Ich. Besonders gilt es von dem Künstler.

Gast. Fürwahr! was wäre nicht ein Porträtmaler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er seine sämtlichen Kunden produzieren könnte, ohne sie mit so mancher Sitzung zu inkommodieren.

Ich. Vor dieser Instanz fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: Kein Porträt kann etwas taugen, als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinne erschafft.

Gast aufspringend. Das wird zu toll! Ich wollte, Sie hätten mich zum besten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen, wenn das Rätsel sich dergestalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Ich. Leider ist es mein völliger Ernst! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gast. Nun, so dächte ich, wir reichten einander zum Abschied wenigstens die Hände; besonders da unser Herr Wirt sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

So stürmte er zur Türe hinaus, und Julie hatte kaum Zeit, ihm die Magd, die sich mit der Laterne parat hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte sich schon früher entfernt. Ich glaube, es war nicht lange hernach, als mein Gegner die reine Schönheit ohne Charakter für fade erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, sagte Julie, nach einer kurzen Pause. Wenn er mir nicht ganz recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl bloß, um ihn zu necken, als Sie zuletzt behaupteten, der Porträtmaler müsse das Bildnis ganz eigentlich erschaffen.

Schöne Julie, versetzte ich darauf, wie sehr wünschte ich, mich Ihnen hierüber verständlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geist sich in alle Regionen bewegt, die den Künstler nicht allein schätzt, sondern ihm gewissermaßen zuvoreilt und selbst das, was sie nicht mit Augen gesehen, sich, als stünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am wenigsten stutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist.

Julie. Ich merke, Sie wollen mich bestechen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht, ob es ein wenig bizarr klingt, was wir von ihm sagen. Gibt doch jedermann zu, daß der Poet geboren werden müsse! Schreibt nicht jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu sagen. Wir leugnen es nicht von den Werken der Phantasie: aber wahrlich der untätige, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich noch an andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! ist nicht die Handelsweise zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Ist es nicht die Fähigkeit zur guten Tat, die sich der guten Tat erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunsch, das Gefühlte darzustellen? und was stellen wir denn eigentlich dar, was wir nicht erschaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da sei, sondern damit es wirke, immer wachse und wieder werde und wieder hervorbringe. Das ist ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu singen und zu sagen, daß sie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Teilen ausbildet, im ganzen umfaßt,

bei Tage nicht rastet, bei Nacht nicht ruht, sich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Tätigkeit erstaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke in dem süßesten aller Geschäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde.

Ich habe heute sehr gesündigt, ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach, die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblick bin ich auf dem Wege, noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf, glücklich zu sein. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt scheltenswert sei.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war sehr bewegt, sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug, das an mir zu loben, was ich an mir tadelte, war zufrieden, daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammenträfen. Er versprach mir, in kurzer Zeit die Anschauung zu verschaffen, deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir scherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gesprächiger, wenn ich mitteilender werden wollte — und ich fühle schon recht gut, daß sie alles aus mir machen kann, was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit. Er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen und sie obendrein schönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor, ihn zu schonen, und rief aus: o ja! das kann einem leicht passieren, der das Ideal verleugnet, daß er das Gemeine für schön erklärt!

Julie erinnerte mich scherzend, daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sei, wornach der Mensch zu streben habe.

Es war spät geworden, der Oheim bat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte, er gab mir eine Abschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte, daß ich beides geschwind studieren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig sein möchte, wenn die an-

gemeldeten Fremden sein Kabinett besuchten, um zu sehen, ob wir noch mehr Klassen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Überrest der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Wert hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke, daß dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie manches wäre anders zu sagen, wie manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, so sollten diese Blätter eher ins Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Vollendete mitgeteilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung aussehen! Indessen soll unser Gast gesegnet sein, daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir diese Unterhaltung mit Ihnen verschaffte und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisierten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mitteilenden, über die Gegenstände hinschwebenden und bequem bezeichnenden Geist andeuteten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nötig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden: denn ich fühle mich weder dazu bestimmt noch fähig; aber die Herren wollen es so, und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen! die Personen schildern, die gestern unser Kabinett besuchten, und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Teile festhalten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes erste, insofern es historisch ist, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich schon sehen, wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen, wie ich gerade diesmal dazu komme, Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was gestern abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen (versteht sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt sein will, und die beiden Schwestern), wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns selbst, so wie auch alle bekannten Freunde in die verschiedenen Rubriken eingeteilt. Als wir auseinander gehen wollten, fing der Oheim an: Nun, wer gibt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht haben, nunmehr auch schnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Vorschritten, die wir in Kenntnis und Beurteilung sowohl unsrer selbst als andrer gemacht haben? An dieser Mitteilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und so der Schneeball sich immer fortwälze und vergrößere.

Ich versetzte darauf: Mich sollte dünken, daß dieses Geschäft nicht in bessern Händen sein könnte, als wenn unser Oheim die Geschichte des Tages aufzeichnete und unser Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufsatz zu machen sich entschlösse.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, versetzte der Freund, muß ich schon mit Entsetzen zurücktreten und mich lossagen, so gern ich Ihnen auch in allem gefällig sein wollte. Ich weiß nicht, was mich diese Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillschweigen gebrochen und über bildende Kunst geschwatzt, die ich erst studieren sollte, so lasse ich mich bereden, etwas, das theoretisch scheinen könnte, über einen Gegenstand aufzusetzen, den ich nicht übersehe. Lassen Sie mir das süße Gefühl, daß ich diese Schwachheiten aus Neigung gegen meine wertesten Freunde begangen habe; aber sparen Sie mir die Beschämung, mich mit diesen Unvollkommenheiten vor Personen sehen zu lassen, vor denen ich als ein Fremder nicht so ganz im Nachteil erscheinen möchte.

Hierauf versetzte sogleich der Oheim: Was mich betrifft, so bin ich nicht imstande, unter den ersten acht Tagen an einen Brief zu denken; meine einheimischen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerksamkeit, ich muß besuchen, Konsultationen schreiben, aufs Land fahren. Seht, liebe Kinder, wie ihr zusammen übereinkommt. Ich dächte, Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Historischen an und endigte mit dem Spekulativen. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich gesehen, daß sie auch im Räsonnement uns manchmal zuvorläuft. Es kommt nur auf guten Willen an, und den hat sie meist.

So ward von mir gesprochen, und so muß ich von mir schreiben. Ich verteidigte mich, so gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich leugne nicht, daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinierten.

Nun sind also meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichsam zu Ihnen hin, es scheint mir, als wenn ich, indem ich schreibe, nach und nach den Weg zurücklege, der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen! lassen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten gestern Mittag kaum abgegessen, als man uns schon zwei Fremde meldete, es war ein Hofmeister mit seinem jungen Herrn.

Schalkhaft gesinnt und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir sogleich sämtlich nach dem Kabinette. Der junge Herr war ein hübscher, stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemälden um, bat sich die Erlaubnis aus, die vorzüglichsten schriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmütig die besten Stücke jedes Zimmers, der Fremde notierte sich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenstand, dabei wünschte er zu wissen, wieviel das Stück gekostet haben möchte? wieviel es wohl allenfalls an barem Gelde wert sei? worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerksam, er schien bei einsamen Landschaften, felsigen Gegenden und Wasserfällen am meisten zu verweilen.

Nun kam auch der Gast des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteristiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, scherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den gestrigen Streit und versicherte, daß er sie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich gesprächig vor ein interessantes Gemälde, der Freund schien düster und verdrießlich, worüber er von mir ausgescholten wurde. Er gestand, daß ihn die Behaglichkeit seines Gegners einen Augenblick verstimmt habe, und versprach mir, heiter zu sein.

Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns in Erwartung dieses Besuches zum besten geputzt hatten, eilten ihr sogleich entgegen und hießen sie willkommen. Sie war freundlich und gesprächig, und ein gewisser Ernst

befremdete uns nicht, der ihrem Stand und Alter angemessen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schwester und ich, schien sie doch auf uns herabzusehen und sich der Superiorität ihres Geistes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten sie, was sie zu sehen beliebe? Sie versicherte, daß sie in einer Galerie, in einem Kabinett am liebsten allein herumgehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anständigen Entfernung.

Als ich hörte, daß sie über einige niederländische Bilder und deren unedle Gegenstände sich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig, daß sie vortrefflich sei. Ich öffnete die Türen und bat sie, ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah. Ich hätte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet, daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde — Wie so? fragte ich — Und Sie können fragen! versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit scheinbarer Naivetät: Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte, vielmehr, indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfang vorstelle, glaubte ich, einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Also diese Nacktheit beleidigt Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht, wie mich das Schönste beleidigen sollte, was das Auge sehen kann; und überdies ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben, die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten sie das sollen? und wie hätten sies gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Tiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht, und man hätte mir sollen ein Geheimnis aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weist, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen sein? Gewiß! hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruht, bis ich mir eine menschliche Gestalt

selbst erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menschen vor dem Menschen verheimlichen? und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demut wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle, und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde bezähmen lernt, wenn man seinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigstens von Gegenständen ablehnt, die in so manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden bildsam sind. Was meine Erziehung betrifft, so müßten Sie darüber meinen werten Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte, über mich selbst zu denken: Gewöhne dich ans freie Anschauen der Natur, sie wird dir immer ernsthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunst möge die Empfindungen heiligen, die daraus entstehen.

Die Dame wendete sich um und sprach Englisch zu ihrem stummen Begleiter. Sie schien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden, sie kehrte sich um, und da sie nicht weit von einer Verkündigung stand, so begleitete ich sie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerksamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren besonders natürliche Abbildung.

Nachdem sie sich lange dabei aufgehalten, eilte sie endlich zu einem Ecce Homo, bei dem sie mit Entzücken verweilte. Da mir aber diese leidende Miene keineswegs wohltätig ist, suchte ich Carolinen an meine Stelle zu schieben, ich winkte ihr, und sie verließ den jungen Baron, mit dem sie im Fenster stand und der eben ein Blatt Papier wieder einsteckte.

Auf meine Frage, womit sie dieser junge Herr unterhalten habe? versetzte sie: Er hat mir Gedichte an seine Geliebte vorgelesen, Lieder, die er auf Reisen aus der größten Entfernung an sie gerichtet. Die Verse sind recht hübsch, sagte Caroline, laß dir sie nur auch zeigen.

Ich fand keine Ursache, ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte sich ihr als ein weitläuftiger Verwandter vorgestellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Christus sogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen, die Kunst schien auf eine

Weile vergessen zu sein, und es entspann sich ein lebhaftes Welt- und Familiengespräch.

Unser junger philosophischer Freund hatte sich indessen an den einen Begleiter der Dame angeschlossen, er hatte an ihm einen Künstler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher versicherte; allein er fand seine Wünsche nicht befriedigt, obgleich der Mann schöne Kenntnisse zu haben schien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perspektive nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinsel nicht loben. Eine Schulter saß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu rot, hier stand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder störten.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmeister herbei und sagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichsten Bilder auf ihren Wert bemerkt, hier ist ein Kenner, der Sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wohl interessant, auch diese zu notieren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt, als wir fast in einen schlimmern Zustand gerieten. Der andre Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernst und einsam, in den Zimmern auf und ab gegangen war und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu sprechen und bedauerte, daß in so wenig Bildern das Kostüm beobachtet sei! Besonders, sagte er, seien ihm die Anachronismen unerträglich! Denn wie könne man ausstehen, daß der heilige Joseph in einem gebundenen Buche lese, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf Einem Bilde stehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor, als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit umsehen könnte.

Der Oheim hatte sich zwar, der Höflichkeit gemäß, sowohl mit der Dame als den übrigen von Zeit zu Zeit unterhalten; allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch, der Dame schon in irgendeinem Kabinett begegnet zu sein. Man fing an, auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt mitten unter Kunstwerken sich von der Kunst um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen könnte man wohl den Unterkustode unsrer Sammlung nennen. Er zeigt sie vor, wenn der Oheim verhindert ist, oder wenn man gewiß weiß, daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieser hat sich bei verschiedenen Gemälden gewisse Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu den Vexierbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien und ergötzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Automaten.

Diesmal hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt mit noch einigen Personen dieses Schlages und sie auf seine Art besser unterhalten, als unsre Weise uns bei den übrigen Gästen gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den mein Oheim schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor seinem Publiko ein Stückchen aufspielen, die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch umher, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand, und so ward es Nacht, ehe man den dritten Teil der Sammlung gesehen hatte. Die Reisenden konnten sich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten sämtlich ins Wirtshaus zurück, und wir blieben abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Rekapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unsere Gäste nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, so will ich nicht leugnen, daß wir dafür mit den Beschauern ziemlich lieblos umgingen.

Karoline besonders ward sehr geplagt, daß sie die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht von seiner entfernten Geliebten ab und auf sich zu ziehen gewußt. Ich behauptete, es könne einem Mädchen nichts schrecklicher sein, als ein Gedicht auf eine andere vorlesen zu hören! Sie aber versicherte das Gegenteil und behauptete, daß es ihr schön, ja erbaulich vorgekommen sei. Sie habe auch einen abwesenden Liebhaber und wünsche nichts mehr, als daß sich derselbe in Gegenwart anderer Mädchen auch so musterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Kollation, bei der wir Ihre Gesundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert, seine Übersicht über Künstler und Liebhaber vorzulegen, und er tat es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt, kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger sind müde geworden, und mein Geist ist abgespannt. Auch muß ich sehen, ob ich nicht etwa dieses Geschäft

von mir abschütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unsres Besuches mochte hingehen, allein mich tiefer einzulassen, finde ich bedenklich, und für heute erlauben Sie, daß ich ganz stille aus Ihrer Gegenwart wegschlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute ists mein freier Wille, ja gewissermaßen ein Geist des Widerspruchs, der mich antreibt, Ihnen zu schreiben. Nachdem ich mich gestern so sehr gesperrt hatte, die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem, was noch übrig ist, Rechenschaft zu geben, so ward festgesetzt, daß heute abend eine solenne akademische Sitzung gehalten werden sollte, in welcher man die Sache durchsprechen wollte, um sie schließlich an Sie gelangen zu lassen. Nun sind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Mut und Beruf, das allein zu übernehmen, wozu sie mir ihren Beistand großmütig zusagten, und ich hoffe, sie diesen Abend angenehm zu überraschen. Denn wie manches unternehmen die Männer, was sie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen und das leicht Begonnene, schwer zu Vollbringende gutmütig beförderten.

Es trat ein sonderbarer Umstand ein, als wir die Liebhaber, die uns gestern besuchten, auch mit in unsre Einteilung einrangieren wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für sie.

Als wir darüber unsern Philosophen tadelten, versetzte er: Meine Einteilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre, daß außer dem Charakteristiker niemand Ihrer übrigen diesmaligen Gäste in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einseitigkeiten, welche als Mängel anzusehen sind, wenn die Natur den Künstler dergestalt beschränkte, als Fehler, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Das Falsche, Schiefe, fremd Eingemischte aber findet hier keinen Platz. Meine sechs Klassen bezeichnen die Eigenschaften, welche, alle zusammen verbunden, den wahren Künstler so wie den wahren Liebhaber ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir mitgeteilten Papieren sehe, nur leider zu oft einzeln erscheinen.

Nun zur Sache!

Erste Abteilung.

Nachahmer.

Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künstler damit an, so kann er sich bis zu dem Höchsten erheben, bleibt er dabei kleben, so darf man ihn einen Kopisten nennen und mit diesem Wort gewissermaßen einen ungünstigen Begriff verbinden. Hat aber ein solches Naturell das Verlangen, immer in seinem beschränkten Fache weiter zu gehen, so muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entstehen, die der Künstler zu leisten, der Liebhaber zu erfahren strebt. Wird der Übergang zur echten Kunst verfehlt, so findet man sich auf dem schlimmsten Abwege; man gelangt endlich dahin, daß man Statuen malt und sich selbst, wie es unser guter Großvater tat, im damastnen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenrissen hat etwas, das sich dieser Liebhaberei nähert. Eine solche Sammlung ist interessant genug, wenn man sie in einem Portefeuille besitzt. Nur müssen die Wände nicht mit diesen traurigen, halben Wirklichkeitserscheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne etwas hinzuzutun oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchst beschränkte Dasein hinein, wir erstaunen über die Möglichkeit dieser Operation, wir empfinden ein gewisses Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunstwahrheit als schöner Schein. Sobald auch dieser nur einigermaßen eintritt, so hat das Bildnis schon einen großen Reiz, wie wir bei manchen deutschen, niederländischen und französischen Porträten und Stilleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand sehen, glauben, daß das alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erst unterstreichen, was ich buchstäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterstrichen worden. Sie werden am besten sehen, wo ich nur referiere, ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefes wieder.)

Zweite Abteilung.

Imaginanten.

Mit dieser Gesellschaft sind unsre Freunde gar lustig umgesprungen. Es schien, als wenn der Gegenstand sie reizte, ein wenig aus dem Gleise zu treten, und ob ich gleich dabei saß, mich zu dieser Klasse bekannte und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte, so konnte ich doch nicht verhindern, daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten scheinen. Man nannte sie Poetisierer, weil sie, anstatt den poetischen Teil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eignen Vorteile verkennen und versäumen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen suchen, ohne sich zu bekümmern, inwiefern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantomisten genannt, weil ein hohles Gespensterwesen sie anzieht, Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Inkohärenzen nicht ausbleiben, Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verschaffen.

Ja, zuletzt wollte man nach deutscher Reim- und Klangweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete, sie seien ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Dasein und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschrieb, so blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar, daß man darauf ausging, mich zu reizen, und doch tat ich den Herren den Gefallen, wirklich böse zu werden.

Ich fragte sie, ob denn nicht das Genie sich hauptsächlich in der Erfindung äußere? und ob man den Poetisierern diesen Vorzug streitig machen könne? Ob es nicht auch schon dankenswert sei, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? Ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen wunderlichen Namen anschwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst begriffen sei? Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Prosa wirke als ebendiese Fähigkeit, neue Welten zu schaffen? Ob es nicht ein seltnes Talent, ein seltner Fehler sei, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müßte?

Die Herren ergaben sich bald. Sie erinnerten mich, daß hier nur von Einseitigkeit die Rede sei; daß ebendiese Eigenschaft, weil sie ins Ganze der Kunst so trefflich wirken könne, dagegen so viel schade, wenn sie sich als einzeln, selbständig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er bringt sie mühsam auf eine Stufe, wo sie ihm der echte Künstler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Grenzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies, sie aus ihrer Unbestimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunkt, in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder gestritten, zuletzt sagten sie: ob ich nicht gestehen müsse, daß auf diesem Wege die satirische Karikaturzeichnung als die kunst-, geschmack- und sittenverderblichste Verirrung entstanden sei und entstehe?

Diese konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen, ob ich gleich nicht leugnen will, daß mich das häßliche Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieser Erb- und Schoßsünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abteilung.

Charakteristiker.

Mit diesen sind Sie schon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieser Art hinreichend unterrichtet sind.

Wenn dieser Klasse an meinem Beifall etwas gelegen ist, so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen spielen sollen, so muß erst etwas Charakteristisches da sein; wenn mir das Bedeutende Spaß machen soll, so kann ich wohl leiden, daß jemand das Bedeutende ernsthaft aufführt. Wenn uns also ein solcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetisierer keine Phantasmisten werden oder sich gar ins Schwebeln und Nebeln verlieren, so soll er mir gelobt und gepriesen bleiben.

Der Oheim schien auch nach der letzten Unterhaltung mehr für seinen Kunstfreund eingenommen, so daß er die Partei dieser Klasse nahm. Er glaubte, man könne sie auch in einem gewissen Sinne Rigoristen nennen. Ihre Abstraktion, ihre Reduktion auf Begriffe

begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künstler und Kunstfreunde gehalten, sei der Charakteristiker besonders schätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philosoph aber zeigte auch hier wieder seinen Zahn und behauptete, daß ihre Einseitigkeit eben wegen ihres scheinbaren Rechtes durch Beschränkung der Kunst weit mehr schade als das Hinausstreben des Imaginanten, wobei er versicherte, daß er die Fehde gegen sie nicht aufgeben werde.

Es ist eine kuriose Sache um einen Philosophen, daß er in gewissen Dingen so nachgiebig scheint und auf andern so fest besteht. Wenn ich nur erst einmal den Schlüssel dazu habe, wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachsehe, daß er sie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt sie Skelettisten, Winkler, Steife und bemerkt in einer Note, daß ein bloß logisches Dasein, bloße Verstandes-Operation in der Kunst nicht ausreiche, noch aushelfe. Was er damit sagen will, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner soll den Charaktermännern die schöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunst zu denken sei. Das will ich denn auch wohl gelten lassen.

Vierte Abteilung.

Undulisten.

Unter diesem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die sich mit den vorhergehenden im Gegensatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmut entsteht. Sie wurden auch Schlängler genannt, und man erinnerte sich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelei und Weichheit bezieht sich sowohl beim Künstler als Liebhaber auf eine gewisse Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase, die bunt in die Luft steigt, schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, so bezieht sich ihr Verdienst meist auf die Behandlung und auf einen gewissen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft, und deswegen sind sie im allgemeinen will-

kommen, so wie die Nullität in der Gesellschaft. Denn von Rechts wegen soll eine gesellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts sein.

Sobald der Künstler, der Liebhaber einseitig sich dieser Neigung überläßt, so verklingt die Kunst wie eine ausschwirrende Saite, sie verliert sich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und schwächer werden. Aus den Gemälden verschwinden die Farben, die Striche des Kupferstichs verwandeln sich in Punkte, und so wird alles nach und nach zum Ergötzen der zarten Liebhaber in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schwester, die, wie Sie wissen, über diesen Punkt keinen Spaß versteht und gleich verdrießlich ist, wenn man ihre duftigen Kreise stört, gingen wir im Gespräch kurz über diese Materie hinweg. Ich hätte sonst gesucht, dieser Klasse das Nebulistische aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Revision dieses Prozesses vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abteilung.

Kleinkünstler.

Diese Klasse kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben, ihnen auffässig zu sein, manches sprach für sie, wenig wider sie.

Wenn man auch nur den Effekt betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktieren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. Insofern ihre Arbeit lobenswürdig ist, mag man sie wohl Miniaturisten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl fürs Ganze, wissen sie keine Einheit ins Werk zu bringen, so mag man sie Pünktler und Punktierer schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer, sie erinnern den wahren Künstler immer daran, daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu sein, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

Soeben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Klasse gesprochen worden,

und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abteilung.

Skizzisten.

Der Oheim hat sich zu dieser Klasse schon bekannt, und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu sprechen, als er uns selbst aufmerksam machte, daß die Entwerfer eine ebenso gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll durch den äußern Sinn zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrenen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht, was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Übereinstimmung, Ausführung die Rede, sondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste, und das Mittel, wodurch es geschehen sollte, wird zunichte.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bezaubernden Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei und führen den echten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesamten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick vorwärts getan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch diese Pforte am raschesten in den Kunstkreis hineintritt, so kommt er dabei grade am ersten in Gefahr, an der Schwelle haften zu bleiben.

Dies sind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die bei einem schönen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel besaß in seiner Sammlung ein besondres Portefeuille von Zeichnungen solcher Künstler, die es nie weiter als bis zum

Skizzisten gebracht, und behauptet, daß dabei sich besonders interessante Bemerkungen machen lassen, wenn man diese mit den Skizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man so weit gekommen war, diese sechs Klassen voneinander abgesondert eine Weile zu betrachten, so fing man an, sie wieder zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erscheinen, und wovon ich schon im Laufe meiner Relation einiges bemerkte. So fand sich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakteristiker. Der Skizziste konnte sich auf die Seite des Imaginanten, Skelettisten oder Undulisten werfen, und dieser konnte sich bequem mit dem Phantomisten verbinden.

Jede Verbindung brachte schon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einseitigkeit, welche sogar, wenn man sie in der Erfahrung aufsuchte, nur in seltenen Beispielen aufgefunden werden konnte.

Auf diesem Wege gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich nur durch die Verbindung der sechs Eigenschaften der vollendete Künstler entstehe, so wie der echte Liebhaber alle sechs Neigungen in sich vereinigen müsse.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernst, streng und ängstlich, die andre zu spielend, leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen, und wenn unsere einseitigen Künstler und Kunstliebhaber je zwei und zwei einander entgegenstehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteristiker dem Undulisten,
der Kleinkünstler dem Skizzisten,

so entsteht, indem man diese Gegensätze verbindet, immer eins der drei Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, wie zur Übersicht das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann:

Ernst	Ernst und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung ins Allgemeine,	Individuelle Neigung,
Manier.	Stil.	Manier.

Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantomisten.
Charakteristiker.	Schönheit.	Undulisten.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Skizzisten.

Hier haben Sie nun die ganze Übersicht! Mein Geschäft ist vollendet, und ich scheide abermals um so schneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beistimmendes oder abstimmendes Gespräch ebenda anfangen muß, wo ich aufhöre. Was ich noch sonst auf dem Herzen habe, eine Konfession, die nicht gerade ins Kunstfach einschlägt, will ich nächstens besonders tun und mir dazu eigens eine Feder schneiden, indem die gegenwärtige so abgeschrieben ist, daß ich sie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja diesmal, wie immer, freundlich ansehen mögen.

Julie.

Vorarbeiten und Bruchstücke zu den Aufsätzen über Kunst.

1. Von der Natur zur Kunst.

Wo der Naturforscher die Anfänge der Gestalten anfaßt. — Letzte Enden der Organisation. — Durchführung durch Bildung und Umbildung. — Bis zur menschlichen Gestalt im allgemeinen. — Varietäten. — Nationalphysiognomien. — Hier aber kann er nicht weiter. — Alle Naturen, die Verhältnis haben, suchen sich und finden sich angenehm. — Wo nicht schön. — Die Erfahrung bringt Zweifel, was schön sei. — Für den Künstler ist nichts schön. — Die Erfahrung mag nicht Recht schaffen. — Und die Erfahrung keinen Künstler. — Die Kunst ist konstitutiv. — Der Künstler bestimmt die Schönheit, er nimmt sie nicht an. — Der südliche Mensch ist der gefühlte. — Der idealschöne ist auch nur gefühlt. — Im Inneren dargestellt. — Nur der Begriff des höchsten Menschen ist gesetzlich. — Der höchste Begriff vom Menschen kann nur durch Vielseitigkeit, Liberalität erlangt werden. — Dessen war zu seiner Zeit der Grieche fähig. — Der Europäer ist es noch. — Unterschied der Nationen.

2. Schema über das Studium der bildenden Künste.

Theoretische Schwierigkeit, schweres Anschaun

Begriffe von der Organisation überhaupt.
von der Menschlichen.
in ihren Teilen und den Verrichtungen derselben.
Werden vorausgesetzt.

A. Der Mensch

als Gegenstand der bildenden Kunst.

praktische, seltener Anblick

a) Im Naturzustand
der Nackte.
1. Maße, Proportionen.
2. Formen.
Höchster Punkt der Bildung beider Geschlechter.
Kanon.
Zeichnung Schönheit
Stil. Man nähert sich ihm durch Methode.
Man entfernt sich von ihm durch Manier.
Zweckmäßige Abweichung vom Kanon.
Charakter } Ausdruck.
Leidenschaft }

b) im künstlichen Zustand.
Der Bekleidete.
Falten usw.

B. Begebenheiten des Menschen
als Gegenstände der bildenden Kunst,
als zusammengesetzte Vorstellungen, gewöhnlich Gegenstand, Sujet, Argument, Aufgabe, Fabel, Geschichte.
In ihren Teilen — Motive.
Ineinandergreifen des Mannigfaltigsten zur Einheit.
Anordnung.
Regelmäßige Kompositionen des Ganzen.
Verschiedene mathematische Figuren.
Der Teile.
Symmetrische,
offenbare,
gleiche,
abwechselnde,
verborgene,
anomalische Kompositionen.
Ansicht der Anordnung.
Des runden,
des flachen.
Perspektive.
Licht und Schatten.
Massen.
Haltung.
Nähe, Ferne.
Kolorit
Theoretisch physisch,
angewandt malerisch.

3. Über römisches Künstlerleben.

Battoni geboren zu Lucca 1708

Bestimmung seines Talents.
In welchen Teilen der Kunst er exzelliert.
Worin er sich besser als seine Vorgänger und Zeitgenossen bewiesen.
Rivalität mit Mengs.

Studierungsart der verschiedenen Nationen in Rom.
Franzosen.
Haben das Fundament ihrer Akademie.
Einrichtung derselben.

Vorteile der Teilnehmer.
Freie Wohnung.
Freier Tisch mit dem Direktor.
Freie Entree in die Musea.
Zweimal in der Woche Modell.
Vier Karolin monatlich.
Alter Sinn der Franzosen nach dem Ernsthaften von Poussin her.
Etwas über Poussin.
Das was er vorgehabt. — Das was er geleistet.
Abweichung der französischen Schule ins Manierierte und Leere.
Einfluß der Pariser Akademie.
Ihr Zustand in der Hälfte des Jahrhunderts.
Die neue Energie unter David.
Wo schreibt sie sich her?
Hinweisung auf die Natur im Gegensatz von Manier.
Hinweisung auf Stil durch Mengs, sein Beispiel und seine Maximen.
Was die Franzosen unter sich erhalten.
Wohin sie gelangt. — Wohin sie streben.
Engländer.
Haben kein altes Muster ihrer Nation.
Woran sie sich halten, wenn sie nach Rom kommen.
Inwiefern sie untereinander ein Ganzes ausmachen.
Mittelmäßige Talente gehen zum Handel über und machen dabei großes Glück.
Deutsche.
Machen auch hier kein Ganzes.
Obgleich auch hier Sprache und Gewohnheit sie verbinden.
Die Geschichte zeigt bei ihnen noch mehr, als bei den anderen Nationen das Unsichere in Absicht auf Richtung.
Art von Studentenleben, das sowohl aus den äußern als innern Verhältnissen entsteht.
Starrsinn eines jeden produzierenden Individuums.
Einfluß entschiedener Vorzüge, Trippels usw.
Allzuhohe Schätzung eigner, allzuniedrige fremder Verdienste.
Demut bloß gegen die Antiken und wenig moderne große Meister.
Verhältnis gegen das, was man römisches Kunstpublikum nennen mag.
Verhältnis gegen andere italienische Städte.
Verhältnis gegen nordische Reisende.
Geschichte des deutschen Künstlers, wenn er wieder nach Deutschland kommt.
Portugiesische }
Spanische } Akademie.
Allgemeine Tournüre
Frühe die fromme katholische,
Dann poetisch historische,
Dann sentimentale,
Dann naive,
Und wieder sentimental gedachte.

4. Über den

Hauptgesetz: Dilettantism ist unschuldiger, ja er wirkt bildend in

Fach	Nutzen fürs Subjekt.	Schaden	Nutzen fürs
Poesie lyrisch. pragmatisch.	Ästhetische Ausbildung	Flachheit	Geselligkeit. Idealität.
Zeichnen, Malen und Skulptur.	Ausbildung des Sehorgans, die komplizierten Formen zu bemerken.		Strengere Forderung an Richtigkeit der Formen.
Musik Ausübung Hervorbringung	Zeitvertreib mit einem gewissen Ernst aus mechanischer Applikation. Ausbildung des Sinns.	Gedankenleerheit Sinnlichkeit.	Gesellschaftlichkeit und augenblickliche Verkündigung, ohne Interesse.
Tanz	Ausbildung des Körpers.	Falsche Bildung des Körpers.	Allgemeine Gesellschaftlichkeit mit Lebhaftigkeit.
Architektur	Richtung nach mathematischen Formen, die ins Ästhetische übergehen.	Nicht Übergang zum Schönen und vollständig Gesetzlichen, welches doch bei dieser Kunst unerläßlich ist. Nicht so beim Tanz.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.
Gartenkunst	Ideales im Realen. Spazierengehen.	Phantastische und sentimentalische Nullität. Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.	Geselliges Lokal.
Theater	Dem Tanz ähnlich. Anstand. Sprache. Gegenwart.	Karikatur der eigenen Fehler wegen der Rollenwahl nach der Individualität.	Findet nur in rohen Verhältnissen statt.

Dilettantismus.

solchen Künsten, wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet.

Schaden Ganze	Alte Zeit in Deutschland.	Neue	Ausland
Mittelmäßigkeit	Pedantismus	Schöngeisterei	Französische Ausbildung in eigner Sprache, Latein der Engländer.
Falsche Kennerschaft.		Zeichnen nach der Natur.	Frankreich Migniatur. England Landschaften, Vues und Skizzen.
Schlechte Nachbarschaft. Leerheit.	Größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente. Medium der Galanterie.	Klimpern.	Besonderer Fall in Italien, wo die größere Vokalität der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt. Gilt auch von bildenden Künsten.
Unmäßigkeit und wildes Vergnügen.	Charakter und symbolische Bedeutung.	Bauerntanz.	Französische Tänze gesellig und anständig. Refrains. Englische freier, ohne Refrain, sans façon. In Italien herrscht noch das Charakteristische und ist mehr Beziehung auf Kunst. Polnischer Tanz eine anständige Promenade einer vornehmen Gesellschaft. Fandango und sarmatischer Tanz mechanisch künstlich und sinnlich.
Nicht nützlich und nicht schön. Perennierende Unform und Verderbnis des Geschmacks.	Keine Liebhaberei. Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich und besonders Gartenliebhaberei haben diesen Dilettantism sehr befördert.	
Vorliebnehmen mit dem Schein. Vermischung von Kunst und Natur.	Bloße Rücksicht auf die Pflanzung selbst. Nützlichkeit.	Englischer Geschmack. Chinesischer.	
Summa.		Ursachen, warum diese Liebhaberei jetzt so überhand nimmt. Gelegenheit dazu.	In Frankreich weniger Pfuscherei beim Dilettantism wegen ausgebildeter Sprache, Tanz und einer obligateren Theaterkunst.

Zeich

Nutzen fürs Subjekt	Schaden fürs Subjekt	Nutzen fürs Ganze	Schaden fürs Ganze
Sehen lernen. Die Gesetze kennen lernen, wornach wir sehen. Den Gegenstand in ein Bild verwandeln, d. h. die sichtbare Raumerfüllung insofern sie gleichgültig ist. Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung, insofern sie bedeutend ist. Die Erscheinungen in Begriffe verwandeln. Die Totaleindrücke teilen. Unterscheiden lernen. Den Besitz und die Reproduktion der Gestalten befördern. Mit dem Totaleindruck (ohne Unterscheidung) fangen alle an. Dann kommt die Unterscheidung, und der dritte Grad ist die Rückkehr von der Unterscheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das ästhetische ist. Diese Vorteile hat der Dilettant mit dem Künstler im Gegensatz des bloßen untätigen Betrachtens gemein. Weil der Dilettant die produktive Kraft beschäftigt, so kultiviert er etwas Wichtiges an den Menschen;	Mit dem Ernsten und Wichtigen spielen, verderbt den Menschen. Er überspringt die Stufen, beharrt auf gewissen Stufen, die er als Ziel ansieht, und hält sich berechtigt, von da aus das Ganze zu beurteilen, hindert also seine Perfektibilität. Er setzt sich in die Notwendigkeit, nach falschen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantisch bilden kann und die echten objektiven Regeln nicht kennt. Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenstände ab und verliert sich auf subjektiven Irrwegen. weil er die Empfänglichkeit mindert, so vernachlässigt er ein wichtiges Vermögen.	Er steuert der völligen Roheit. Dilettantism ist eine notwendige Folge schon verbreiteter Kunst und kann auch eine Ursache derselben werden. Er kann unter gewissen Umständen das echte Kunsttalent anregen und entwickeln helfen. Indem er die Kunst erniedrigt, erhebt er das Handwerk zu einer gewissen Kunstähnlichkeit.	Er nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publikum, dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt. Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst und der Dilettantism führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantism näher stehen, auf Unkosten der echten Künstler in Ansehen.

Der Dilettant scheut allemal das Gründliche, überspringt die Erlernung notwendiger Kenntnisse, um zur Ausübung zu gelangen, verwechselt die Kunst mit dem Stoff. So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden, der gut zeichnete. Denn alsdann wäre er auf dem Weg zur Kunst. Hingegen gibt es manche, die schlecht zeichnen und sauber malen. Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmalerei, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen. Sie beschäftigen sich öfters mit Radieren, weil die Vervielfältigung sie reizt. Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arkana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weiteren Schwierigkeiten für sie vorhanden. Eben um deswillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistenteils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen sind vom Dilettantism entstanden. Denn er artet meistens, und besonders wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus zusammenraffen, er will nur besitzen, nicht

nung

Alte Zeit	Neue Zeit	Ausland.
in Deutschland		
Hadrian. Einige Kaiser in Deutschland. Sonst ging der Dilettantism mehr auf mechanische Künste, Drechseln, Uhrmachen usw.	Liebhaberei im Landschaftmalen. Sie setzt eine schon kultivierte Kunst voraus. Porträtmalerei. Sentimentalisch-poetische Tendenz regt auch den Dilettantism in der zeichnenden Kunst an. Mondscheine. Shakespears. Kupferstiche zu Gedichten. Silhouetten. Urnen. Kunstwerke als Meubles.	Franzosen. Alle Franzosen sind Dilettanten in der Zeichenkunst und Musik, als integrierenden Teilen der Erziehung. Liebhaber in der Migniatüre werden bloß auf die Handgriffe angewiesen. Liebe zur Allegorie und zur Anspielung. Engländer. Dilettantism in Gegenden, gehen auf die wirkliche Wahrheit. Humboldt. Italiener. Findet sich selten im Praktischen. Russen. Nachahmungsfertigkeit, ohne Produktivität.

mit Verstand wählen und sich mit Wenigem und Guten zu begnügen. Zwei Unarten pflegen bei den Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel am wahren Kunstbegriff her. Sie wollen erstens konstituieren, d. h. ihr Beifall soll gelten, soll zum Künstler stempeln. Zweitens der Künstler, der echte Kenner hat ein unbedingtes ganzes Interesse und Ernst der Kunst und am Kunstwerk. Der Dilettant immer nur ein halbes, er treibt alles als ein Spiel, als Zeitvertreib, hat meist noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, der Laune nachzugehen, und [sie] suchen der Rechenschaft gegen die Welt und die Forderungen des Geschmacks dadurch zu entgehen, daß sie bei Erstehung von Kunstwerken auch noch gute Werke zu tun suchen. Einen hoffnungsvollen Künstler zu unterstützen, einer armen Familie aus der Not zu helfen, das war immer die Ursache, warum sie dies und das erstanden; so suchten sie bald ihren Geschmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen. Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz, ein deutscher Dilettant interessiert sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich, daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden bloß deutscher Meister. Jena, den 19. Mai 1799.

Tanz

Nutzen	Schaden	Nutzen	Schaden
fürs Subjekt		fürs Ganze	
Dilettantism kann nur als Eintritt in die Kunst und nie für sich selbst nutzen.		Möglichkeit eines schönen Umgangs.	Entweder steif und ängstlich Oder unmäßig und roh.
Gelenkigkeit, und Möglichkeit schöner Bewegungen.	Zerbrochenheit der Glieder, und Affektation.	Mögliche Geselligkeit in einem exaltierten Zustand.	Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.
Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.	Steifigkeit und Pedanterei.		Neigt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.
Bedeutsamkeit, ästhetische, der Bewegungen.	Karikatur.		Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.
Geregeltes Gefühl der Frohheit.	Eitelkeit.		Man muß es in der Tanzkunst deswegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantism entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.
Ausbildung des Körpers.	Falsche Ausbildung des Körpers.		
Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.	Charakterlosigkeit und Leerheit.		
Musikalische Körperstimmung.	Zerflossenes, schlaffes Wesen.		
Maß der Bewegungen zwischen Überfluß und Sparsamkeit.	Manieriertes Wesen in Übertreibung schöner Bewegungen.		
		Unterschied der repräsentativen, naiven und charakteristischen Tänze	
		Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuett)	Fallen gern ins Steife.
		Naive begleiten den belebten Zustand und haben mehr Anmut und Freiheit (Englische usw.)	Fallen gern ins Ausgelassene usw.
		Charakteristische grenzen an eine objektive Kunst.	Gehen leicht in die Karikatur.

Alte Zeit	Neue Zeit	Ausland.
in Deutschland.		
Pedanterei und	Wildheit, Heftigkeit,	
Gleichgültigkeit.	Gewaltsamkeit.	
Einförmigkeit.	Formlosigkeit.	

Jena, den 20. Mai 1799.

Bau

Nutzen fürs Subjekt	Schaden fürs Subjekt	Nutzen fürs Ganze.	Schaden fürs Ganze.
Architektur bringt aus einfachen Elementen (senkrechten, wagrechten Linien usw.) und ohne organische Bedingungen ein schönes Gebild hervor. Statt des Organischen hat sie die Konstruktionsunterlage. Sie weckt die freie Produktionskraft. Sie führt am schnellsten und unmittelbarsten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erscheinung und entspricht dadurch der höchsten Anlage im Menschen. Sie erweckt und entwickelt den Sinn fürs Erhabene, zu dem sie sich überhaupt mehr neigt als zum Schönen. Sie führt Ordnung und Maß ein und lehrt auch im Nützlichen und Notdürftigen nach einem schönen Schein und einer gewissen Freiheit streben.	Wegen ihrer scheinbaren Unbedingtheit scheint sie leichter als sie ist, und man läßt sich leichter dazu verführen. Wegen der großen Schwierigkeit in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannigfaltig und schön zu sein, wird der Dilettant, der dies nicht erreichen kann, immer nach Verhältnis seines Zeitalters entweder ins Magere und Überladene oder ins Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt. Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine andre Kunst zum *Phantastischen*, welches hier gerade am schädlichsten ist. Weil sich nur die wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Baudilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf diesem Wege hineinzulegen. Baudilettantism, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst, der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.	Macht gesitteter. Regt, im Fall der Roheit, einen gewissen Kunstsinn an und verbreitet ihn da, wo der Künstler nicht hinkommen würde.	Die Publizität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachteilige derselben, welches oben angegeben worden, allgemeiner und fortdauernder und perpetuiert den falschen Geschmack, weil hier, wie überhaupt in Künsten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muster dient. Die ernste Bestimmung der schönen Bauwerke setzt sie mit den bedeutendsten und erhöhtesten Momenten des Menschen in Verbindung, und die Pfuscherei in diesen Fällen verschlechtert ihn also gerade da, wo er am perfektibelsten sein könnte.

kunst

Alte Zeit	Neue in Deutschland.	Ausland.
Mehr Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich, und besonders Gartenliebhaber haben diesen Dilettantism sehr befördert. Dilettant sucht mehr zum Ursprung der Baukunst zurückzukehren: a) Rohes Holz, Rinden usw. b) Schwere Architektur, dorische Säulen. c) Nachahmung gotischer Baukunst. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Christmarkts Baukunst, kleinliche Nachäffung großer Formen. Mangel an echten Baumeistern in Verhältnis gegen das Bedürfnis schöner Baukunst treibt zum Dilettantism, besonders da die wohlhabenden Baulustigen zu zerstreut leben.	Was von Deutschland gesagt, gilt im Ganzen vom Ausland.

Jena, den 21. Mai 1799.

Musik.

Nutzen fürs Subjekt	Schaden fürs Subjekt	Nutzen fürs Ganze	Schaden fürs Ganze
Ausübung Ausbildung des Sinnes. Mechanische Applikation. Zeitvertreib mit einem gewissen Ernst.	Schaden bedeutet nichts.	Gesellige Verbindung der Menschen, ohne bestimmtes Interesse, mit Unterhaltung. Stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn es nur den Tanz aufregt. Fäsische Singschulen. Vierstimmige Choräle.	0
Hervorbringung. Tiefere Ausbildung des Sinns. Mathematische Bestimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheitszwecken gebraucht.	Wenn es autodidaktisch geschieht und nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters, wie die Applikatur selbst, erlernt wird, so entsteht ein ängstliches immer ungewisses unbefriedigtes Streben, da der Musikdilettant nicht wie der in andern Künsten ohne Kunstregeln Effekte hervorbringen kann. Auch macht der Musikdilettantism noch mehr als ein anderer unteilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke und beraubt und beschränkt also das Subjekt, das er in seiner einseitigen charakteristischen Form gefangen hält.		Das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose wird dadurch befördert.

Deutschland		Ausland.
Alte Zeit	Neue	
Größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente, welche Empfindungen einfacher auszudrücken mehr Raum gaben. Medium der Galanterie.	Flügel und Violin. Mehr Wert gelegt auf mechanische Fertigkeit, Schwierigkeit und Künstlichkeit, weniger Zusammenhang mit Leben und Leidenschaft. Geht in Konzerte über. Mehr Nahrung der Eitelkeit.	In Italien ist der besondere Fall, daß die größere Vokalität der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt.
	Lieder — und Opernwesen. Falsche Hoffnung durch komponierte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen. Gesellschafts- — Tisch- — Trink- — Freimäurer-Lieder.	

Jena, den 22. Mai 1799.

Garten

Nutzen	Schaden	Nutzen	Schaden
fürs Subjekt		fürs Ganze	
Ideales im Realen. Streben nach Form in formlosen Massen. Wahl. Schöne Zusammenstellung. Ein Bild aus der Wirklichkeit zu machen, kurz, erster Eintritt in die Kunst.	Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt. Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloses hinaus: 1) weil sie in der Idee nicht bestimmt und begrenzt ist, 2) weil das Materiale als ewig zufällig sich immer verändert und der Idee ewig entgegensteht. Die Gartenliebhaberei läßt sich die edlern Künste auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer soliden Bestimmung.	Eine reinliche und vollends schöne Umgebung wirkt immer wohltätig auf die Gesellschaft.	Vermischung von Kunst und Natur. Vorliebnehmen mit dem Schein.
	Befördert die sentimentale und phantastische Nullität. Sie verkleinert das Erhabene der Natur und hebt es auf, indem sie es nachahmt. Sie verewigt die herrschende Unart der Zeit, im Ästhetischen unbedingt und gesetzlos sein zu wollen und willkürlich zu phantasieren, indem sie sich nicht, wie wohl andere Künste korrigieren und in der Zucht halten läßt.		Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, spindelartig, hölzern, brettern usw. aufgeführt und zerstören den Begriff solider Baukunst. Ja, sie heben das Gefühl für sie auf. Die Strohdächer, bretterne Blendungen, alles macht eine Neigung zu Kartenhaus-Architektur.

kunst.

Alte Zeit in Deutschland.	Neue	Ausland.
	Französische Gartenkunst von ihrer guten Seite und besonders vis à vis des neuesten Geschmacks betrachtet. Englischer Geschmack hat die Basis des Nützlichen, welches der französische aufopfern muß. Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen. Chinesischer Geschmack.	

Jena, den 22. Mai 1799.

Poesie.

Subjekt		Ganzes	
Nutzen	Schaden	Nutzen	Schaden
Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdrucks derselben; Kultur der Einbildungskraft, besonders als integrierender Teil bei der Verstandesbildung. Ausbildung des Sinnes für das Rhythmische, Idealisierung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens. Erweckung und Stimmung der produktiven Einbildungskraft zu den höchsten Funktionen des Geistes auch in Wissenschaften und im praktischen Leben. Jeder gebildete Mensch muß seine Empfindungen poetisch schön ausdrücken und folglich ein gutes Gedicht (lyrisch) machen können. Da es nun keine objektiven Gesetze weder für das Innere noch für das Äußere eines Gedichts noch gibt, so müssen sich die Liebhaber strenger noch als die Meister an anerkannte gute Muster halten und eher das Gute, was schon da ist, nachahmen als nach Originalität streben, im Äußern und Metrischen aber die vorhandenen allgemeinsten Gesetze rigoristisch befolgen. Und da er sich nur nach Mustern bilden kann, so muß er, um der Einseitigkeit zu entgehen, sich die allgemeinstmögliche Bekanntschaft mit allen Mustern erwerben und das Feld der poetischen Literatur noch vollkommener ausmessen, als es der Künstler selbst nötig hat.	Belletristische Flachheit und Leerheit, Abziehung von soliden Studien oder oberflächliche Behandlung derselben. Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten, eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subjekt übler dran als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat; denn ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist. Dilettantism überhaupt schwächt die Teilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Produktionstriebe nachgibt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er sich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachsen könnte. Dilettantism kann doppelter Art sein. Entweder vernachlässigt er das (unerläßliche) Mechanische und glaubt genug getan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt. Oder er sucht die Poesie bloß im Mechanischen, worin er sich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und ist ohne Geist und Gehalt. Beide sind schädlich, doch schadet jener mehr der Kunst, dieser mehr dem Subjekt selbst.	Ausbildung der Sprache im ganzen. Vervielfältigtes Interesse an Humanioribus, im Gegensatz der Roheit des Unwissenden oder der pedantischen Borniertheit des bloßen Geschäftsmannes und Schulgelehrten.	Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Originalschöne in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln ausgefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisiert sind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantism profaniert, herumgeschleppt und entwürdigt.

a) Lyrische.

Alte	Neue Zeit
Deutschland.	
Lateinische Verse.	Schöngeisterei.
Pedantism.	Musenalmanache, Journale.
Mehr Handwerk.	Aufkommen und Verbreitung der Übersetzungen.
Fertigkeit ohne poetischen Geist.	Unmittelbarer Übergang aus der Klasse und Universität zur Schriftstellerei.
	Balladen- und Volksliederepoche.
	Geßner, poetische Prosa.
	Karlsruher usw. Nachdrücke schöner Geister.
	Bardenwesen.
	Bürgers Einfluß auf das Geleier.
	Reimloser Vers.
	Klopstockisches Odenwesen.
	Claudius.
	Wielands Laxität.

Daß die deutsche Sprache durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing zur Dichtersprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantism Mut machen, sich gleichfalls darin zu versuchen.

Impudenz des neuesten Dilettantism, durch Reminiszenzen aus einer reichen kultivierten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Äußern geweckt und unterhalten. Belletristerei auf Universität durch eine modernere Studierart veranlaßt. Frauenzimmergedichte.

Jena, 23. und 24. Mai 1799.

Poesie.

Nutzen fürs Subjekt	Schaden fürs Subjekt	Nutzen fürs Ganze	Schaden fürs Ganze
Ø	Alle Nachteile des Dilettanten im Lyrischen sind hier noch in weit höherm Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subjekt. Dramatische Pfuscher werden bis zum Unsinn gebracht, um ihr Werk auszustellen.	Ø	Vermischung der Gattungen. Ursache warum der Dilettant das mächtige Leidenschaftliche, starke Charakteristische haßt und nur das Mittlere, Moralische darstellt. Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern. Er flieht den Charakter des Objekts. Alle dilettantischen Geburten in dieser Dichtungsart werden einen pathologischen Charakter haben, und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken. Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poesie zu reichen.

b) Pragmatische.

Alte Zeit Neue Zeit Ausland.
Deutschland.

Jena, den 24. Mai 1799.

Schauspiel

Nutzen fürs Subjekt	Schaden fürs Subjekt	Nutzen fürs Ganze	Schaden fürs Ganze
Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Deklamation. Aufmerksamkeit auf Repräsentation seiner selbst, partizipiert von den angeführten Vorteilen der Tanzkunst. Einige Übung der Memorie, sinnliches Aufpassen und Akkuratesse.	Karikatur der eignen fehlerhaften Individualität. Ableitung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht. Aufwand alles Interesses und aller Passion ohne Frucht, ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Tätigkeit. (Dilettanten wissen sich nichts Anziehenders als die Komödienproben, Schauspieler von Metier hassen sie.) Vorzugsweise Schonung und Verzärtlung des Theaterdilettanten durch Beifall. Ewige Reizung zu einem leidenschaftlichen Zustand und Betragen ohne ein Gegengewicht, Nahrung aller gehässigen Passionen, von den schlimmsten Folgen für die bürgerliche und häusliche Existenz. Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie. Exaltierte Sprache bei gemeinen Empfindungen. Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiszenz. Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.	Ø Bedingungen, unter welchen allenfalls eine mäßige Übung im Theaterwesen unschuldig und zulässig, ja einigermaßen zu billigen sein möchte. Permanenz derselben Gesellschaft. Vermeidung passionierter und Wahl verstandesreicher und geselliger Stücke. Abhaltung aller Kinder und sehr jungen Personen. Möglichster Rigorism in äußern Formen.	Höchst verderbliche Nachsicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz persönlichen Fall. (Nährung der Falschheit, Schadenfreude und Bosheit.) Die allgemeine Toleranz für das Einheimische wird in diesem Fall eminenter. Höchst verderblicher Gebrauch der Liebhaber-Schauspiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Fratze wird, zugleich die gefährlichste aller Diversionen für Universität usw. Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß.

kunst

Alte Zeit	Neue Zeit in Deutschland	Ausland.
JesuiterSchulen.		Französische Komödie ist auch bei Liebhabern obligater und ein Institut der Geselligkeit. Englische (quaeritur)
	Französische Liebhaberkomödien zu Bildung der Sprache in vornehmen Häusern. Philanthropine. Vermischung der Stände bei deutschen Liebhaberkomödien.	Italienische Liebhaberkomödie bezieht sich auf eine Puppen- und puppenartige Repräsentation. Presepe und Tableau.

Jena, den 26. Mai 1799.

Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.

Ausübung der Kunst nach Wissenschaft.

Annahme einer objektiven Kunst.

Schulgerechte Folge und Steigerung.

Profession und Beruf.

Anschließung an eine Kunst- und Künstlerwelt. Schule.

Es gibt in allen Künsten ein Objektives und ein Subjektives, und je nachdem das eine oder das andere darin die hervorstechende Seite ist, hat der Dilettantism Wert oder Unwert.

Wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet, muß der Dilettant sich dem Künstler nähern, z. B. Tanz, Musik, schöne Sprache, lyrische Poesie.

Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, und der Dilettantismus kann schädlich wirken, wie bei der Architektur, Zeichenkunst, Schauspielkunst, epischen oder dramatischen Dichtkunst.

Voraussetzung bei dem Kapitel der Architektur.

Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit, der Dilettantism folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, so glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu sein.

Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduzieren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objektiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch produktiv und praktisch zu machen, wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte. Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Überhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Aktiven setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittnen Wirkungen wirken zu können.

Überall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettantism mehr Schaden an und wird anmaßender. Der schlimmste Fall ist bei der Schauspielkunst.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantism zu gestatten, ist, wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will, welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird und da er 2) wenn er abtreten will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet. Gerade der allgemeinen Maxime entgegen wird also der Dilettant einem mehr rigoristischen Urteil zu unterwerfen sein als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunstbasis ruht, mit minder Gefahr sich von den Regeln entfernen und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst; er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und daher gegen die Kunst oder den Kunstbegriff notwendig allemal sehr bescheiden sein und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vortreff-

lich auch sein Werk sein mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältnis gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentliche Pfuscher scheinen im Gegenteil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das, was neben ihnen geschieht; darum *vergleichen* sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor ihresgleichen. Geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Schaden, den Dilettanten der Kunst tun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen.

Keinen guten Künstler neben sich leiden können.

Dilettantism der Kinder siehe oben,
der Weiber,
der Reichen,
der Vornehmen.

Ist Zeichen eines gewissen Fortschrittes.

Alle Dilettanten greifen die Kunst von der schwachen Seite an (vom schwachen Ende).

Dilettantischer Zustand der Künstler.
Worin er sich unterscheidet.

Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.

Falsches Lob des Dilettantism.

Ungerechter Tadel.

Rat, wie der Dilettant seinen Platz einnehmen könnte.

Phantasiebilder unmittelbar vorstellen zu wollen.

Leidenschaft statt Ernst.

Verhältnis des Dilettanten gegen Pedantismus, Handwerk.

---

1. Äußerungstrieb.
   Poesie.
2. Lusttrieb.
   Musik.
   Tanz.
3. Nachahmungstrieb.
   Zeichnung.
   Malerei.
   Skulptur.
4. Bildungstrieb.
   Architektur.
   Gartenkunst.

Poesie.
Zeichnung.
Malerei.
Skulptur.
Architektur.
Gartenkunst.
Musik.
Tanz.
Theater.

5. Über den sogenannten Dilettantismus
oder
Die praktische Liebhaberei in den Künsten.

Die Italiäner nennen jeden Künstler Maestro.

Wenn sie einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie Si deletta.

Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung, womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an.

Das Wort Dilettante findet sich nicht in der ältern italiänischen Sprache.

Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet sichs.

Jagemanns Erklärung darüber.

Es bedeutet einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an ihrer Ausübung teilnehmen will.

Zweierlei Praktisches, eigentlich ausübend und anordnend.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederauflebung der Künste.

Große Verbreitung in der neuern Zeit.

Ursache davon.

Kunstübungen gehen als ein Haupterfordernis in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre und durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu exkolieren.

Wir sprechen bloß von denen, welche, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten lassen.

Über das deutsche Wort pfuschen.

Ableitung desselben.

Ein später erfundnes Wort.

Bezieht sich auf Handwerk.

Es setzt voraus, daß irgendeine Fertigkeit nach Regeln gelernt auf die bestimmteste Weise nach der Vorschrift und unter dem Schutze des Gesetzes ausgeübt werde.

Einrichtung der Innungen, vorzüglich in Deutschland.

Die verschiednen Nationen haben kein eigentlich Wort davor.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält sich zur Kunst wie der Pfuscher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie gleichfalls nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht wie die eines Handwerks durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind.

Der Dilettantism wird abgeleitet.

Der Künstler wird geboren.

Er ist eine von der Natur privilegierte Person.

Er ist genötigt etwas auszuüben, das ihm nicht jeder gleich tun kann.
Und doch kann er nicht allein gedacht werden.
Möchte auch nicht allein sein.
Das Kunstwerk fordert die Menschen zum Genuß auf.
Und zu mehrerer Teilnahme daran.
Zum Genuß der Kunstwerke haben alle Menschen eine unsägliche Neigung.
Der nähere Teilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genösse.
So stark wie andere, ja mehr als andere.
Weil er Ursache und Wirkung zugleich empfände.
Übergang zum praktischen Dilettantismus.
Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne sogleich produktiv zu werden.
Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, es sei die menschliche Natur selbst.
Unüberwindlicher Trieb dasselbige zu tun. Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieser Sache.
Erfahrung an Kindern.
Sie werden durch alles in die Augen fallende Tätige gereizt.
Soldaten, Schauspieler, Seiltänzer.
Sie nehmen sich ein unerreichbares Ziel vor, das sie durch geübte und verständige Alte haben erreichen sehen.
Ihre Mittel werden Zweck.
Kinderzweck.
Bloßes Spiel.
Gelegenheit ihre Leidenschaft zu üben.
Wie sehr ihnen die Dilettanten gleichen.
Geborne Künstler, durch Umstände gehindert sich auszubilden, sind schon oben ausgenommen.
Sie sind eine seltene Erscheinung.
Manche Dilettanten bilden sich ein, dergleichen zu sein.
Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.
Sie nutzen sich, dem Künstler und der Kunst wenig.
Sie schaden dagegen viel.
Doch kann der Mensch, der Künstler und die Kunst eine genießende, einsichtsvolle und gewissermaßen praktische Teilnahme nicht entbehren.
Absicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.
Kurze Schilderung eines eingefleischten Dilettantismus.
Die Philosophen werden aufgefordert.
Die Pädagogen.
Wohltat für die nächste Generation.

Dilettantismus setzt eine Kunst voraus wie Pfuschen das Handwerk.

Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.

Ausübung der Kunst nach Wissenschaft.

Annahme einer objektiven Kunst.

Schulgerechte Folge und Steigerung.

Beruf und Professson.

Anschließung an eine Kunst und Künstlerwelt — Schule.

Der Dilettant verhält sich nicht gleich zu allen Künsten.

In allen Künsten gibt es ein Objektives und Subjektives, und je nachdem das eine oder das andere darin die hervorstechende Seite ist, hat der Dilettantism Wert oder Unwert.

Wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern, z. B. schöne Sprachen, lyrische Poesie, Musik, Tanz.

Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei Architektur, Zeichenkunst, epischer und dramatischer Dichtung.

Voraussetzung bei dem Kapitel der Architektur.

Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit.

Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, so glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu sein.

Allgemeines aus den besondern Schematen.

Vorteile.

Weil der Dilettant die produktive Kraft beschäftigt, so kultivirt er etwas Wichtiges am Menschen.

Die Erscheinungen in Begriffe verwandeln,

Die Totaleindrücke teilen,

Unterscheiden lernen,

Besitz und Reproduktion der Gestalten befördern.

Dilettantism kann nur als Eintritt in die Kunst, wie an sich selbst nützen.

Beim Dilettantism ist der Schaden immer größer als der Nutzen.

Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben.

Vom Pfuschen nie.

Nichtachtung, ja Verachtung der Künste.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenusses ist gewöhnlich der Grund aller empirischen Achtung.

Wir haben solche Sicherheitsmaximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichtum, andere Arten von Besitz, der Sicherheit des Genusses nach außen gewährt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewisse, stehen aber nach außen äußerst ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und der Zeit zusammen.

In barbarischen Zeiten werden sie als etwas Seltsames geschätzt.

Sie sind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erschlichen und erbettelt werden.

Daher sind die Künstler übler dran, die persönlich um den Beifall des Moments buhlen.

Rhapsoden, Schauspieler, Musici, Künstler leben außer einigen seltnen Fällen in einer Art von freiwilliger Armut.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zustand, in dem sich der bildende Künstler befindet, wünschenswert und beneidenswert sei.

Entstehen des Dilettantismus.

Allgemeine verbreitete — ich will nicht sagen — Hochachtung der Künste, aber Vermischung mit der bürgerlichen Existenz und eine Art von Legitimation derselben.

Zur Abhandlung über den Dilettantismus.

Was dem Dilettanten eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert; er hat davon nur eine Art von Ahndung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandne zu existieren wert sei; ebenso ist es mit der Akkuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche ebensogut die Unform begleiten können.

6. Zu: Der Sammler und die Seinigen.

a) Sechster Brief (in ursprünglicher Fassung).

Ich. Doch ist mir erlaubt, aus der Analogie beider Künste, und da ich besonders das Beispiel eines so hohen Kunstwerks, als die Niobe ist, vor mir habe, zu behaupten, daß der bildende Künstler ebenso wie der Dichter verfuhr.

Der Gast. Ja, es gibt freilich Leute, die das wissen, was sie nicht gelernt haben.

Ich. Das mögen wohl glückliche Menschen sein! aber die finde ich unglücklich und bedauernswert, die immer lernen und nie wissen.

Der Gast. Wir scheinen verschiedne Begriffe mit den Worten zu verbinden.

Ich. Es will mir auch so vorkommen.

Der Gast. Und auf ganz verschiednen Standpunkten zu stehen.

Ich. Und keiner scheint den andern auf dem seinigen besuchen zu wollen.

Der Gast. Freilich ist es leicht, aus der Einheit das Mannigfaltige zu entwickeln.

Ich. Schwer ists, aber möglich.

Gast. Ich wünsche jedem Glück dazu.

Ich. Auch dem ist Glück zu wünschen, der von dem Mannigfaltigen zur Einheit aufsteigt. Auch das ist schwer und möglich.

Der Gast. Und doch werden Sie jenes vorziehen.

Ich. Vielleicht, weil es meine Art so ist.

Der Gast. Und weil Sie auf diesem Wege dem Ideal, der Schönheit, der hohen Würde, der Einfalt und Ruhe begegnen.

Ich. Wir sind darum nichts übler dran.

Der Gast. Freilich müssen wir andern uns kümmerlich auf gleichem Boden behelfen.

Ich. Wo Sie sich doch nicht übel zu befinden scheinen.

(Wir hatten beide einige Gläser Punsch lebhaft hintereinander hineingetrunken.)

Der Gast. Gott erhalte mir das Charakteristische und bewahre mich vor Träumen und Träumchen.

Ich. Gott bewahre mir meinen Charakter und gebe mir übrigens täglich mehr Liberalität.

Der Oheim (indem er sein Glas aufhob). Lassen Sie uns auf glückliche Vereinigung trinken! Lassen Sie den Gegenstand charakteristisch, lassen Sie die Behandlung schön sein, dann werden sich beide Parteien an Kunstwerken erfreuen. Was wäre die Natur ohne Menschen, was wäre der Mensch ohne die Idee? Muß sie ihm nicht immer, er richte seine Schritte wohin er will, vorschweben, ohne daß er sie jemals erreicht?

Ich. Darin haben Sie meinen ganzen Beifall.

Der Gast. Das glaub ich! Was aber das Charakteristische der Natur betrifft, das werden Sie vielleicht so gut als das Charakteristische der Kunst leugnen.

Ich. Es wäre sehr möglich.

Gast. Sehr wahrscheinlich. Denn es gibt ja Leute, die so glücklich sind, die ganze Welt hervorzubringen.

Ich. Und die wohl deshalb zu beneiden sind.

Gast. Ohne Frage! was wäre nicht ein Porträtmaler zu beneiden, wenn er seine sämtlichen Kunden produzieren könnte, ohne sie mit so mancher Sitzung zu inkommodieren.

Ich. Die Sache ist wichtiger als Sie glauben, denn ich bin überzeugt, kein Porträt kann was taugen, als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinne erschaffen hat.

Der Gast. Das wird zu toll!

So rief er aus, indem er mit Lebhaftigkeit aufstand. Der Oheim war kurz vorher hinausgerufen worden, ein Kranker verlangte sehnlich nach ihm.

Das ist zu toll! rief mein Gegner, ich wollte, Sie hätten mich zum besten, das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen, wenn das Rätsel sich so auflöste! wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Leider, versetzte ich, ist es mein völliger Ernst, und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Nun, so dächte ich, rief er aus, wir reichten einander zum Abschied die Hände, besonders da unser Herr Wirt sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle, leben Sie wohl, mein Herr! ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder kommen darf.

So stürmte er zur Türe hinaus, und Julie hatte kaum Zeit, ihm die Magd, die sich mit der Laterne parat hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte sich schon früher entfernt. Ich glaube, es war nicht lange hernach, als mein Gegner die reine Schönheit ohne Charakter für fade erklärt hatte.

Sie haben es zu arg gemacht, mein Freund, sagte Julie nach einer kurzen Pause, wenn er mir nicht ganz recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben, denn es war doch wohl bloß um ihn zu necken, daß Sie zuletzt behaupteten, der Maler müsse sein Porträt erschaffen.

Ich will Sie, rief ich aus, schöne Julie, nicht mit philosophischen Spitzfindigkeiten unterhalten, es ist ein Punkt, wo wir uns vielleicht besser verstehen können. Was gibt denn allen Dingen um uns her eigentlich erst das Leben? Ja, man kann wohl sagen, das würdige Dasein als das Interesse, das wir für sie empfinden. Was ist ein großer Teil der Sammlung, die Ihren Herrn Oheim so glücklich macht, als eine undeutliche konfuse unbedeutende Erscheinung! wie oft hat mich ein Mineralog, wenn er mir seine Schubladen herauszog, unglücklich gemacht! ich sahe sie ohne Interesse, ich sahe nur Steine, nichts als Steine! und was gehört zu Interesse? eine innere Fähigkeit, eine Sache gewahr zu werden, ihre Teile zu entwickeln, ihr Ganzes anzuschauen.

b) Schema.

Ernst

Wirklichkeits-Foderer.

Charakteristiker.

Kleinigkeitler.

Nachahmer, Kopist, [Wahrh.] Schattenrißler
Wirklichkeits-Foderer, Leister
Einmaliges also höchst beschränktes Dasein.

Poetisierer. Scheinmänner. Nebulisten.
Fantomisten, Fantasmisten, Schwebler und Nebler
Niemaliges Dasein. Ohne Realität.

Imaginanten

Charakteristiker, Charaktermänner, Skeletisten
Rigoristen. Ein Abstraktum. Begriff. Bloß logisches Dasein.
Winckler. Steifen.
Unduliſten, Schlängler. Liberalen
Manieristen
Ein individuelles Gefühl. Bloß subjektives Dasein.

Kleinkünstler
Kleinigkeitler, Mignaturisten
Körper ohne Geist.
Pünktler und Punktierer.
Skizzisten oder Umrißler, Entwerfer.
Geist ohne Körper.

Improvisatoren
Karikanten

Stil	Spiel
Kunstwahrheit.	Fantomisten Undulisten
Schönheit	Manieristen
Vollendung.	Skizzisten.
	ihnen fehlt Kunstwahrheit als schöner Schein.
Falsche Natürlichkeit haben beide gemein	Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.
	Schöne Leichtigkeit.
Unnatürlichkeit haben beide gemein	
	Schöner Ernst. Bedeutung Kraft.
	Gefühl fürs Ganze. Einheit.
Tendenz ins Endlose haben beide gemein.	
	Ausführlichkeit.
Halbheit. Nullität. Anmaßung.	

Zu Theater und Schauspielkunst

Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie sein, daß Herr Professor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere neue Einrichtung unsers Theatersaals in kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzierten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronziert, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cippolin, über welchem, lotrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Galerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmacke des übrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen, sich selbst sowie die beliebte Schauspielergesellschaft bald in diesem zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wieder zu sehen.

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Anteil, da es einem Ihrer Landsleute erteilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeines Interesse wird die Nachricht erregen, daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrat

Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach. Denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Notwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Zyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältnis großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt, jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik — diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Teile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel Wallensteins Lager führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältnis des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zu dem gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermütige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechzehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlands nennen, der größten Feldherrn jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt, so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in einem Akte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche

Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Teil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmählich zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurteil, Notwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellung zu tun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das Folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken. Wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung, ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde — das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mensch steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, solange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zugrunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel Piccolomini, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er tun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatischer Gegenstände auf das deutsche Theater überhaupt einzuleiten sei, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu tun habe, um die Direktionen, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu versöhnen; es muß sich

entscheiden, ob alle Parteien dabei so viel zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzufest am Gewohnten hängt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen originalen Darstellungen ergötzt hat und durch die Bemühungen der eignen Schauspieler sowohl als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands vorbereitet ist, auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten, so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender sein.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die Wirkung, um selbst beurteilen zu können, was sich etwa im allgemeinen für dieses Unternehmen prognostizieren lasse.

Am 29. September 1798.

Eröffnung des Weimarischen Theaters.

(Aus einem Briefe.)

Freitag, den 12. Oktober, ist unser Theater eröffnet worden. Die architektonische Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt, der Zuschauer fand sich selbst auf einen würdigen Schauplatz versetzt und fühlte sich berechtigt, auch von dem Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für diejenigen aber, die mit dieser neuen Anlage schon vertraut waren und sie bei Proben erleuchtet gesehen hatten, machte sie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauspielhaus nämlich kann leer nicht beurteilt werden; es mag angelegt und verziert sein, wie es will, so ist ein zahlreiches Publikum doch die beste Zierde. Und obgleich bei dem unsern die Architektur sehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergulbung ist, so bleibt sie doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verschwindet vor der menschlichen Gestalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jetzt eines anständigen Orts erfreuen, an dem wir uns denn doch die Woche dreimal versammeln. Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit ist auch gegeben, und wir können von den-

jenigen, denen das Geschäft überhaupt aufgetragen ist, hoffen und erwarten, daß sie die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, welche freilich bei einer so allgemeinen Veränderung gar mannigfach sein müssen, nach und nach zu befriedigen suchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen schon mitgeteilt. Herr Vohs hielt ihn in dem Kostüm, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erscheinen wird; er war hier gleichsam ein geistiger Vorläufer von sich selbst und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieser vorzügliche Schauspieler entwickelte hier sein ganzes Talent; er sprach mit Besonnenheit, Würde, Erhebung und dabei so vollkommen deutlich und präzis, daß in den letzten Winkeln des Hauses keine Silbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unser Theater von der fast allgemeinen Rhythmophobie, von dieser Reim- und Taktscheue, an der so viele deutsche Schauspieler krank liegen, bald werden geheilt sehen!

In dieser Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauspieler bestärkt, welche die Hauptpersonen in Wallensteins Lager spielten. Nach dem Ausspruch mehrerer Kenner, deren Urteil wir in dieser kurzen Zeit vernehmen konnten, erschienen Silbenmaß und Reim keineswegs als Hindernis; sie kamen nicht in Anschlag, als insofern sie zur Bedeutsamkeit und Anmut das Ihrige beizutragen hatten.

Nach diesem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer nähern Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militärische Musik das Zeichen, was zu erwarten sein möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied singen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erschien vor den Augen des Zuschauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um dasselbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben versammelt. Dort standen Kram- und Trödelbuden aufgerichtet, hier leere Tische, die noch mehr Gäste zu erwarten schienen; an der Seite lagen Kroaten und Scharfschützen um ein Feuer, über welchem ein Kessel hing, und nicht weit davon würfelten mehrere Knaben auf einer Trommel, die Marketenderin mit ihrer Gehilfin lief hin und wider, den Geringsten sowohl als den Besten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indessen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte

immerfort erscholl und die Stimmung dieser Gesellschaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorne auf dem Theater herrscht, unterbricht die Ankunft eines Bauern, der mit seinem kleinen Sohne herbeigeschlichen kommt. Der Vater spricht dem furchtsamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittne Unrecht durch falsche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke, und repräsentiert also zugleich das Elend des Bauern und sein Verderbnis.

Herr Beck sprach diese Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkuratesse, die ein jeder Schauspieler, dem eine Exposition anvertraut ist, sich zur Pflicht machen soll. Dabei war sein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und versteckten Charakter der Rolle gemäß.

Bauer.

Wie sie juchzen — daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe,
Weit herum ist in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir für Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen.

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach,
Die will ich heut einmal probieren,
Ob sie die alte Kraft noch führen.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeister und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandiert; der Trompeter fährt den klagenden Bauern an, ein Ulan, roh und gutmütig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt.

Indem die beiden Reuter den leeren Tisch in Besitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallensteinische Truppen aus fremden Landen sich zusammen gegen Pilsen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generäle und Kommandanten sich zusammenfinden, daß ein Hofkriegsrat von Wien angekommen ist, daß es scheint, als wolle man das Ansehen des Herzogs untergraben.

Der Wachtmeister und Trompeter, diese Repräsentanten ihrer Regimenter,

Sind dem Herzog ergeben und gewogen,
Hat er sie selbst doch herangezogen,
Alle Hauptleute setzt er ein,
Sind alle mit Leib und Leben sein.

Ein Scharfschütz betrügt einen Kroaten im Tausche, ein Konstabler bringt die Nachricht, Regensburg sei eingenommen. Ein Paar Holkische Jäger treten auf, sehr schmuck gekleidet, als Leute, die Gelegenheit hatten, sich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem einen einen alten Bekannten,

Den langen Peter aus Itzehoe,
Der seines Vaters goldene Füchse
Mit unserm Regiment hat durchgebracht,
Zu Glücksstadt, in einer lustigen Nacht. —

Jäger.

Und die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse.

Marketenderin.

Ei! da sind wir alte Bekannte!

Jäger.

Und treffen uns hier im böhmischen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort,
Wie einen der rauhe Kriegesbesen
Fegt und schüttelt von Ort zu Ort,
Bin indes weit herum gewesen.

Jäger.

Wills ihr glauben! Das stellt sich dar.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temesvar
Gekommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder täten jagen,
Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirtschaft zugrund,
Zog mit dem Sukkurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,

Und mit einem spanischen Regiment
Hab ich einen Abstecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ichs im böhmischen Land probieren,
Alte Schulden einkassieren,
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld,
Und das dort ist mein Marketenderzelt.

Nach verschiedenen muntern Inzidentien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeister und Trompeter Bekanntschaft.

Jäger.

Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns schlecht bequemen.

Trompeter.

Man sollts euch nicht ansehn, ihr seid galant.

Daß doch den Burschen das Glück soll scheinen,
Und so was kommt nie an unsereinen!

Wachtmeister.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und respektieren.

Jäger.

Das ist für uns andre kein Kompliment,
Wir ebensogut seinen Namen führen.

Wachtmeister.

Ja, ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

Jäger.

Ihr seid wohl von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Der Wachtmeister verbreitet sich noch weiter über die Vorteile, um des Feldherrn Person zu sein. Der zweite Jäger rühmt die Taten ihres wilden Haufens.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd

Und machen dem Namen keine Schande,
Ziehen frech durch Freundes und Feindes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn,
Sie kennen das Holkische Jägerhorn.

Fragt nach, ich sags nicht, um zu prahlen,
In Bayreuth, in Vogtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Scharen,

Wachtmeister.

Nun, da sieht mans! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Der erste Jäger verlangt nur ein freies und ungebundnes Leben.

Flott will leben und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen,
Drum hab ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg mich mehr anwandelt.

Er erzählt die Geschichte seiner Wanderungen.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav Adolph, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch aus seinem Lager.

Von da lief er zu den Ligisten und, als Tillys Glück zu wanken anfing, zu den Sachsen. Als diese in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ.

Wachtmeister.

Und wie lang denkt Ihrs hier auszuhalten?

Erster Jäger.

Spaßt nur! Solange der tut walten,
Denk ich Euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kanns der Soldat wo besser kaufen?

Da gibts nur ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen!
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt niemand, was einer glaubt.
Es gibt nur zwei Ding überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeister.

Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Ihr sprecht
Wie ein Friedländischer Reutersknecht.

Jäger.

Der führts Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!

Ein Reich von Soldaten wollt er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich alles vermessen und unterwinden.

Trompeter.

Still! still! wer wird solche Reden wagen.

Erster Jäger.

Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtmeister.

So sagt er, ich hörts wohl einigemal,
Ich stand dabei: „Das Wort ist frei,
Die Tat ist stumm, der Gehorsam blind“ —
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.

Obs just seine Wort sind, weiß ich nicht,
Aber die Sach ist so, wie er spricht.

Der zweite Jäger ist gewiß, unter seinem Generale Glück zu haben.

Wer unter seinem Zeichen tut fechten,
Der steht unter besondern Mächten,
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister.

Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.

In diesem Sinne erzählt der Wachtmeister Wallensteins tapfres Betragen in der Affäre bei Lützen; der eine nimmts natürlich, der andere übernatürlich.

Wachtmeister.

Sie sagen, er les auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahn und fernen;
Ich weiß aber besser, wies damit ist:
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Türen zu ihm einzugehen,
Die Schildwachen habens oft angeschrien,
Und immer was Großes ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben.

Ein Rekrut kommt und singt, von der Trommel begleitet; ein bürgerlicher Verwandter sucht ihn noch abzumahnen, die Soldaten dagegen muntern ihn auf. Der Wachtmeister gibt ihm seinen militärischen Segen.

Sieht Er! Das hat Er wohl erwogen,
Einen neuen Menschen hat Er angezogen.
Mit dem Helm da und Wehrgehäng
Schließt Er sich an eine würdige Meng,
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in Ihn fahren. —

Aus dem Soldaten kann alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.
Seh Er mal mich an! In diesem Rock
Führ ich, sieht Er, des Kaisers Stock.
Alles Weltregiment, muß Er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen,
Und das Szepter in Königs Hand
War ein Stock nur, das ist bekannt,

Und wers zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann Ers auch noch treiben.

Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reuter zuletzt Generalmajor geworden.

Ja, und der Friedländer selbst, sieht Er,
Unser Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt alles vermag und kann,
War erst nur ein schlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin sich vertraut,
Hat er sich diese Größ erbaut,
Ist nach dem Kaiser der nächste Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,

pfiffig

Denn noch nicht aller Tage Abend ist.

Der Jäger erzählt darauf ein Studentenstückchen, das Wallenstein in Altdorf ausgehen lassen. Sein Kamerad hatte indessen mit der Aufwärterin gescherzt, ein Dragoner zeigt sich eifersüchtig, es will Händel geben, der Wachtmeister legt sich dazwischen, es wird getanzt, ein Kapuziner kommt dazu.

Heisa, Juchheisa! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her, bin auch dabei.
Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken, sind wir Antibaptisten?

Ists jetzt Zeit zu Feiertagen?
Zu Banketten und Saufgelagen?
Quid hic statis otiosi? —
Was steht ihr und legt die Händ in Schoß?
Die Kriegsfuria ist an der Donau los.

Und die Armee liegt hier still in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sichs wenig grämen.

Die Christenheit trauert in Sack und Asche,
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.

Es ist eine Zeit der Tränen und Not,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigrot,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.
Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute.
Das römische Reich — daß Gott erbarm!
Könnte jetzt heißen römisch arm!
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle gesegnete deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender!

Woher kommt das? das will ich euch verkünden,
Das schreibt sich her von euren Lastern und Sünden.

Denn die Sünde ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein.

Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Gottes nicht eitel auskramen.
Und wo hört man mehr blasphemieren
Als hier in des Friedländers Kriegsquartieren!

Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschnen Munde geht,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Über Nacht wäre er geschoren glatt,
Und wäre er so dick wie Absalons Zopf.

Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt alles offen fort.

Vor euren Krallen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und höllischen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommißbrote!
Aber wie soll man die Knechte loben,
Da das Ärgernis kommt von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiß ja niemand, an wen der glaubt!

Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag Er verschimpfen,
Den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

So ein Saul und Teufelsbeschwörer,
So ein Jehu und Friedensstörer,
So ein listiger Fuchs Herodes!

Soldaten.

Pfaff, halts Maul! Du bist des Todes.

Kroaten.

Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag dein Sprüchel und teils uns mit!

Kapuziner.

So ein hochmütiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer!
Läßt sich nennen den Wallenstein,
Ja freilich ist er uns allen ein Stein
Des Anstoßes und des Ärgernisses,
Und solang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried im Land.

Wer erkennt nicht an dieser Redekunst die Schule, in welcher sich Pater Abraham bildete, wer lacht nicht über diese barbarisch-geistliche Erscheinung?

Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht, wir sehen eine lebhafte gewaltsame Opposition gegen den

Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte, er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondieren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben an den Reutern von den Terzkyschen Regimentern Männer kennen lernen, welche ganz dem Wallenstein ergeben sind, an den Holkischen Jägern wüste Jünglinge, welche dem Glück nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr Dasein fühlen, so werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Teils der Armee, sowie in dem wallonischen Kürassier eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen erscheinen.

Im Zelte entsteht ein Lärm, des Bauern falsche Würfel sind entdeckt worden, jedermann will ihn gehangen sehen.

Wachtmeister.

Böses Gewerb bringt bösen Lohn.

Tiefenbacher Grenadier zum andern.

Das kommt von der Desperation.
Erst tut man sie ruinieren,
Das heißt, sie zum Stehlen selbst verführen.

Trompeter.

Was? Was? Ihr redt ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! Tut Euch der Teufel plagen?

Tiefenbacher.

Der Bauer ist auch ein Mensch, sozusagen.

Ein Kürassier von den Pappenheimern, welche der junge Piccolomini jetzt kommandiert, tritt hinzu.

Kürassier.

Friede! Was gibts mit dem Bauer da?

Scharfschütz.

's ist ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Kürassier.

Hat er dich betrogen etwa?

Scharfschütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Kürassier.

Wie? Du bist ein Friedländischer Mann,
Kannst dich so wegwerfen und blamieren,
Mit einem Bauer dein Glück probieren?
Der laufe, was er laufen kann!

Nach einigen Zwischenreden zeigt sich die Unzufriedenheit der Kürassiere darüber, daß ein Teil von der Armee abgetrennt werden soll.

Sie wollen uns in die Niederland leihen,
Kürassiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttausend Mann aufsitzen.

Zweiter Kürassier.

Wir sollen von dem Friedländer lassen,
Der den Soldat so nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauser, den wir von Herzen hassen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Dragoner.

Tät uns der Friedländer nicht formieren?
Seine Fortuna soll uns führen.

Wachtmeister.

Wir nennen uns alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen,
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich drüber beklagen.
Läßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorf oder Städtlein spüren,
Er ist die Obrigkeit drin und kann
Nach Lust drin walten und kommandieren.

Zum Henker! Sie mögen uns alle nicht
Und sähen des Teufels sein Angesicht
Weit lieber als unsre gelben Kolletter.
Warum schmeißen sie uns nicht aus dem Land?
Potz Wetter!
Sind uns an Anzahl doch überlegen,
Führen den Knüttel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir eine furchtbare Meng' ausmachen!

Erster Jäger.

Ja, ja, in der Menge, da sitzt die Macht!
Der Friedländer hat das wohl erwogen,
Wie er dem Kaiser vor ein Jahrer acht
Die große Armee zusammengezogen.
Sie wollten erst nur von zwölftausend hören.
Die, sagt er, die kann ich nicht ernähren,
Aber ich will sechzigtausend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hunger sterben.
Und so wurden wir Wallensteiner.

Der Wachtmeister fährt fort, zu zeigen, welcher Gefahr alles ausgesetzt wäre, wenn man sich trennen ließe.

Ja, und wie lang wirds stehen an,
So nehmen sie uns auch noch den Feldhauptmann, —
Sie sind ihm am Hofe so nicht grün,
Nun, da fällt eben alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unserm Geld?
Sorgt, daß man uns die Kontrakte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Die gestückelten Heeresmassen
Zusammenzufügen und zu -passen?

Nachdem er darauf die verschiedenen einzelnen Soldaten angeredet und sie um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun! Und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und -geblasen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und -gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
Ineinander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein andrer sonst als der Wallenstein!

Der Markedenterin ists bange für ihre ausstehenden Schulden.

Wachtmeister.

Freilich, es wird alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eignen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Täten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring ihnen großen Segen,
Und die alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderin.

Ach du mein Heiland! das bringt mir Fluch,
Die halbe Armee steht in meinem Buch.
Der Graf Isolani, der böse Zahler,
Restiert mir allein noch zweihundert Taler.

Zweiter Jäger.

Wir lassen uns nicht so im Land rumführen!
Sie sollen kommen! und sollens probieren!

Tiefenbacher.

Liebe Herren, bedenkts mit Fleiß.
's ist des Kaisers Will und Geheiß.

Der Herzog ist gewaltig und hochverständig,
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir alle des Kaisers Knecht.

Der Streit geht fort, inwiefern man dem Kaiser oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verschiedenen Gesinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwicklung des Trauerspiels ist vorbereitet. Der Kürassier tritt dazwischen.

Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?

Demohngeachtet glaubt er, der Soldat habe auch etwas drein zu reden.

Sagt selber! Kommts nicht dem Herrn zu gut,
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten tut?
Wer anders macht ihn als seine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?

Erster Kürassier.

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wers nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
So gelt ich mir gleich selbst was mehr,
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat und muß mich verachten.

Das Schwert ist kein Spaten, ist kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen.
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen grünen Auen,
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.

Sagt mir, was hat er an Gut und Wert,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird rauben und brennen.

Man erfährt noch manches von den Schicksalen des Kürassiers, der weit in der Welt herumgekommen und vieles versucht hat, dem es aber doch zuletzt in seinem eisernen Wams am besten gefällt; seine gebildetere Natur zeigt menschlich-heroische Gesinnungen.

Kürassier.

Gehts auf Kosten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, sie werden mich dauern.
Aber ich kanns nicht ändern — Seht,
's ist hier just, wies beim Einhauen geht:
Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Seis mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Über seinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte beiseite tragen.

Und weil sichs nun einmal so hat gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laßts uns mit beiden Händen fassen,
Lang werden sies uns nicht so treiben lassen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht,
Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh mans denkt, wirds wieder das Alte sein.

Nun kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu tun sei. Die Tiefenbacher begeben sich weg.

Erster Jäger.

Was? wir gehen eben nicht hin.

Erster Kürassier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Disziplin!

Vielmehr laßt jedes Regiment
Ein Promemoria reinlich schreiben:
Daß wir zusammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch List
Von dem Friedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenvater ist.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini, ich meine den Sohn, —
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Friedländer alles machen.
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

Alle stimmen ein, sie trinken auf des Piccolomini Gesundheit, dann auf folgende Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen:

Der Wehrstand soll leben!

Der Nährstand soll geben!

Die Armee soll florieren!

Und der Friedländer soll sie regieren!

Hierauf wurde das Reuterlied angestimmt, welches aus dem diesjährigen Schillerschen Musenalmanach bekannt ist; gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten verketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämtlich mit aufgenommen wurden, und der letzte, neu hinzugedichtete Vers schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterm Mut zu beseelen:

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
  Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
  Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Der Vorhang fiel, ehe das Chor ganz ausgesungen hatte.

Sonnabend den 13. Oktober ward das Stück wiederholt; man konnte von dem Effekt schon mehr urteilen, und es scheint über das

Unterhaltende, über die Anmut, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publico nur eine Stimme zu sein. Man rekapituliert für sich und in Gesellschaften, was jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich ist, man fragt, man schlägt nach, und indem man sowohl den Personen als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendet, fängt man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden, und macht sich gefaßt, den Dichter sowohl in bezug auf den Geschichtschreiber als auch, insofern er Schöpfer seines Gegenstandes werden mußte, zu beurteilen.

Wie wir nun eben verschiedene Stellen angeführt haben, welche teils zur Kenntnis des Stücks vorzüglich beitragen, teils auch besonders gut gesprochen worden, so dürfen wir die Namen der Schauspieler nicht verschweigen, welche in den hervorstechenden Rollen sich besonders gezeigt. Madame Beck als Marketenderin, Herr Weyrauch als Wachtmeister, Herr Leißring als erster, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genast als Kapuziner, Herr Haide als Kürassier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers sprach Herr Hunnius mit Treuherzigkeit, Ernst und Fermetät, so daß sich auch diese kleine Rolle nach der Absicht des Verfassers bestimmt heraushob.

Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich auf unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden; alles ging übrigens rasch und gut, nur der Unbehilflichkeit mancher Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben verwendet werden können.

Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind, und wir erwarten, die Hauptthelden der beiden künftigen Stücke in ebendem Sinne gekleidet zu sehen.

Der Verfasser gedenkt, die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vorteil seiner Arbeit zu benutzen und manche Stellen sowohl für dramatische Wirkung als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch einiges weg, was bei näherer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten jenes Zeitalters wird billig alles vermieden, was den Zuhörer irre führen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich gegenwärtig schon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

Januar.

1. Früh Schellings Idee. Einiges an der Farbenlehre. Briefe. Den Elephanten zu sehen. Nachmittag einige französische Stücke.
2. Früh verschiedne Briefe und Pakete. Mit der Familie zu den Tieren. Mittags mit Herzog und Herzogin auf dem Zimmer gespeist, sodann zum Geheimrat Voigt über Bibliothek und andere Angelegenheiten.
3. Früh die Tiere in mehrerer Freiheit zu sehen. Herr und Frau Kirchenrat Griesbach besuchten mich. Nach Tische Probe von Amalfi.

   Perroquet de Manille. Perroquet l'Arc en ciel. La Veuve L'Oiseau perle. Pincon d'Angola d'or. Perruche Cardinal. Cacadou sans Houpe. Cacadou queue rouge. Roi des Vautours. Condor. Perroquet a Moustache.
4. Früh Beschäftigung mit den Bibliotheksangelegenheiten. Abends Session mit Geheimrat Voigt um derselben willen.
5. Die Aufsätze wegen den Bibliotheksangelegenheiten in Ordnung gebracht. Abends Probe von Amalfi.
6. Früh Brief an Schiller. Doktor Hauenschild wegen der Theaterateste. Rat Spilcker, welchem ich verschiedene Ideen über die Bibliothek kommunizierte. Mittags mit Serenissimo auf dem Zimmer gespeist. Abends Vorstellung von Amalfi.
7. Früh Herr Hofkammerrat Kirms wegen Theaterangelegenheiten, um 10 Uhr auf die Bibliothek mit Herrn Geheimrat Voigt. Mittags zu Hause, nach Tische verschiednes geordnet und gelesen.
8. Einiges zur Farbenlehre. Nachmittags auf die Bibliothek, die Einforderung der ausstehenden Bücher betreffend.

9. Die Materialien zur Farbenlehre nach den verschiedenen Rubriken geordnet.
10. Mittwoch darin fortgefahren. Mittags bei dem Herzog auf dem Zimmer.
11. Früh Farbenlehre. Nach Tische Aristophanes Ritter, Übersetzung von Wieland.
12. Verschiedne Briefe. Bei Hof. Nachmittags Farbenlehre, die Farben durch Druck betreffend.
13. Gestrige Arbeit fortgesetzt. Brief an Schiller. In der Antwort etwas über das Allgemeine der Naturforschung. Nachmittags ein ähnlicher Aufsatz. Abends die Theatralischen Abenteuer.
14. Farbenlehre.
15. Farbenlehre und Briefe nach Stuttgart. Mittags bei Herrn Kanzler von Koppenfels.
16. Farbenlehre. Mittag zu Hause.
17. Farbenlehre. Lamberts Photometrie, überhaupt aber den litterarischen Teil mehr in Ordnung.
18. Verschiedne Expeditionen. Bei Fräulein v. Göchhausen wegen des Aufzugs. Mittag zu Hause. Nachmittag abermals manches geordnet und expediert.
20. Früh Brief an Schiller. Geschichte der Farbenlehre. Mittags bei Hof auf dem Zimmer. Abends der Erbprinz von Gotha mit seiner Gemahlin. Die Theatralischen Abenteuer.
21. Geschichte der Farbenlehre. Mittags bei Hofe im Konzert und auch abends daselbst.
22. Schellings Ideen. Abends Don Juan, nach der Komödie bei Hof.
26. Redoute und Aufzug des Friedens. Darwins Botanischer Garten.
27. Abends Probe von der bestraften Eifersucht.
28. Schloßbauangelegenheiten.
29. Früh verschiedne Expeditionen. Mittag bei Hofe auf dem Zimmer. Abends Hauptprobe der bestraften Eifersucht.
30. Verschiedne Geschäfte. Abends Vorstellung von der bestraften Eifersucht.
31. Verschiednes geordnet und beiseite geschafft. Mittags bei Hofe, abends Ball.

Februar.

1. Briefe und verschiedene Geschäfte. Abends die Erinnerung von Iffland.

2. Früh Farbenlehre und verschiedne Geschäfte. Mittag bei Hof auf dem Zimmer. Allzulebhafte Unterredung über verschiedne Verhältnisse. Abends Ball bei der Herzogin-Mutter.
3. Früh Mayer de affinitate colorum. Weitere Arbeiten am Schema der Farbenlehre. Mittags zu Hause. Abends die bestrafte Eifersucht.
4. Früh Boyle von den Farben. Mittag bei Hofe, Prinz Koburg. Nach Tafel bei Herrn Geheimrat Voigt. Abends bei Hof.
5. Mittags bei der Herzogin-Mutter. Prinz Koburg. Abends Armut und Edelsinn.
6. Bibliotheksachen.
7. Brief an Schiller. Gegen Abend Probe vom Wildfang.
8. Früh auf der Bibliothek. Mittag bei Hofe auf dem Zimmer. Konversation bis abends. Kam noch Geheimrat Voigt dazu.
9. Abends Redoute.
10. Früh Brief an Schiller bezüglich auf die Schlosserische Schrift. Mittags bei Hof auf dem Zimmer, dann bei Herrn Geheimrat Voigt, dann in der Komödie. Die bestrafte Eifersucht.
11. Früh Bausession im Schlosse. Mittag zu Hause. Nach Tische Farbenlehre.
12. Früh Farbenlehre, Delaval.
13. Farbenlehre, Rizzetti. Anwendung der Kategorien.
14. Geschichte der Farbenlehre. Briefe an Herrn Schiller. Abends Probe vom Wildfang.
15. Geschichte der Farbenlehre. Aristoteles von den Farben. Nähere Berichtigung des Schemas. Mittags bei Hof.
16. Abends Probe von der Zauberflöte.
17. Brief an Herrn Hofrat Schiller. Bei Hof auf dem Zimmer. Abends der Wildfang.
18. Früh Herr von Brinckmann. Abends Probe von der Zauberflöte.
19. Bearbeitung des Plans zu der neuen Straße. Abends Vorstellung der Zauberflöte.
20. Herr von Brinkmann und einige Freunde zu Mittag bei mir.
22. von Brinkmann mit einigen Freunden abends zum Tee.
23. Mittags bei Hofe zur Tafel.
24. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer.
25. Die neue Bibliothekseinrichtung vorbereitet und die nötigen Expeditionen diktiert.
26. Die Bibliotheksachen expediert.

27. Den Plan die neue Straße betreffend. Abends kamen die jungen Herrschaften von Gotha. Nachts Ball und Soupé.
28. Früh Raupenanatomie. Bei Graf Fouquet gegen Mittag. Brief an Herrn Hofrat Schiller. Früh gegen Mittag Herrn Geheimrat Voigt.

März.

1. Die Bauangelegenheit vor dem Erfurter Tore expediert. Geheimen Kommerzienrat Röntgen im Erbprinzen besucht. Im Schloß das Gartenhaus in Ordnung gebracht. Raupen- und Schmetterlingspräparate durchgesehen.
2. Meist im Garten im Mineralienkabinett geordnet. Sehr schöner Tag.
3. Brief an Herrn Hofrat Schiller. Ordnung des Mineralienkabinetts. Abends Oper.
4. Mineralienkabinett.
5. Cellini wieder vorgenommen.
6. Früh Cellini wieder vorgenommen und korrigiert. Frau Hofrat Schiller zum Frühstück. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer, dann Geheimrat Voigt, dessen Münzen gesehen. Stichholzangelegenheit. Angelegenheit der Baukommission. Abends zu Hause.
7. Cellini korrigiert. Mineraliensammlung in Ordnung.
8. Cellini korrigiert. Das Roßlaer Gut zugeschlagen.
9. Früh Cellini. Mittags bei Hofe. Herr Geheimrat Voigt. Abends Ball bei der Herzogin Mutter.
10. Früh mit den Akten wegen des Gutes beschäftigt. Brief an Herrn Hofrat Schiller.
11. Früh nach Ober-Roßla gefahren mit Herrn Geheimrat Voigt. Regierungsrat Osann und Professor Meyer. Mittag zu Hause mit denselben Personen gespeist. Nachmittags Herders neue Abhandlung über Persepolis.
12. Früh mit den Akten, das Gut betreffend, beschäftigt. Mittag bei Hof auf dem Zimmer. Abends Fräulein v. Imhof. Vorlesung der ersten Gesänge des neuen Gedichts.
13. Cellini. Akten wegen des Gutes. Mittags Tafel auf dem Zimmer.
15. Cellini. Die Gutsangelegenheiten ferner besorgt. Abends die vereitelten Ränke.

16. Cellini. Gutsangelegenheiten. Verschiedne Geschäfte in Betrachtung naher Abreise.
17. Mit Ordnen und Aufräumen zugebracht. Abends die Korsen.
18. Früh mit Herrn Geheimrat Voigt auf der Bibliothek, die neuen Repositorien zu besehen und noch mehrere zu bestellen. Kam Serenissimus dazu und wurde verschiednes für die Zukunft festgesetzt. Nachher mit Serenissimo und Herrn Geheimrat Voigt spazieren, wo verschiednes über neue Einrichtungen und über das Personal gesprochen wurde. Abends bei Geheimrat Voigt wegen verschiedner Geschäfte und wegen des Gutskaufs.
19. Früh auf der Bibliothek und dem Kommunarchiv wegen des neuen Raums zu überlegen, dann zum Bauverwalter wegen des Gutskaufs verschiednes in Ordnung. Abends Herr Geheimrat Voigt wegen der neu anzulegenden Straße vor dem Erfurter Tore.
20. Nach 10 Uhr von Weimar ab. Bei Schiller zu Mittag. Abends den ersten Akt zum Wallenstein.
21. Früh Cellini und Meyers Abhandlung von den Gegenständen. Mittag bei Schiller, nachmittag bei Loder. Abends Fortsetzung vom Wallenstein.
22. Besonders mit Cellini und der florent. Geschichte beschäftigt. Mittags zu Hause. Abends bei Schiller. Über Meyers Abhandlung von den Gegenständen. Über verschiedne epische Vorsätze. Wallenstein einzeln vorgenommen.
23. Die Noten zu Cellini rangiert, florentinische Geschichte gelesen. Mittag zu Schiller. Über den Meyerschen Aufsatz, über Episches und Dramatisches. Weisagungen des Bakis. Abends bei Loders zu Tische.
24. Die Noten zu Cellini geordnet und die florentische Geschichte weiter studiert. Abends bei Schiller, wo der Meyerische Aufsatz weiter gelesen und einige Szenen aus dem Wallenstein wiederholt wurden.
25. Schema zum Cellini. Um 10 Uhr spazieren. Das Wetter war klar und kalt und Schnee gefallen. Florentinische Geschichte weiter studiert, die Vena portarum an einem Kinde präpariert in Loders Auditorio. Abends bei Schiller, wohin Hufeland kam.
26. Den Aufsatz zu dem pathologischen Elfenbein diktiert, dann spazieren. Mittags bei Schiller. Demselben den Aufsatz vorgelegt. Abends bei Schiller. Hekuba des Euripides.
27. Die gestrige Abhandlung weiter bearbeitet. Spazieren. Gute

Wirkung der Buhne an der Oberau. Trauerspiele des Euripides. Iphigenia in Aulis. Die Phönizierinnen. Zu Oberstleutnant v. Bentheim. Abends bei Schiller den Schluß des Meyerschen Aufsatzes gelesen und sowohl hierüber als über andere ästhetische Punkte gesprochen.

28. Wiederholung des Euripides. Völlige Einrichtung der pathologischen Elfenbeinsammlung. Mittags bei Schiller Fortsetzung über das Tragische und Epische. Über Clarisse. Erziehung. Abends in den Klub. Vorher Hufelands und Loders Anfrage wegen Bernstein.

29. Schema zur Äneis. In der Ilias gelesen. Rat Schlegel und von Hardenberg kamen zu mir. Mittag zu Hause. Gegen Abend zu Schiller, wo Niethammers und von Hardenberg waren.

30. Expedition nach Weimar. Die Elfenbeinsammlung an Loder. Abends Liebhabertheater. Dann zu Schiller.

31. Die Ilias. Verschiedne Schriften aus der Bibliothek, die sich darauf beziehen. Schemata und Auszüge.

April.

1. Fortsetzung der Arbeit an der Ilias. Professor Fichte und Dr. Schleußner waren bei mir. Abends bei Schiller, wohin Dr. Niethammer kam und viel philosophiert wurde. Bei Kirchenrat Griesbach.

2. Wood über Homer. Schema fortgesetzt. Bei Hofrat Schütz und Professor Eichstädt. Hofkammerrat Kirms. Nachricht, daß der Herzog hierher kommen wird. Bei Schiller zu Tische. Nachmittag Ordnung gemacht. Abends bei Professor Paulus.

3. Le Chevalier Ebene von Troja und dahin einschlagende Betrachtungen. Zu Justizrat Hufeland und Rat Schlegel. Mittag zu Schiller, wo viel über die neuen epischen und tragischen Unternehmungen gehandelt wurde. Abends in Wood, dann bei Loder zu Tische, wo Rat Tischbein von Dessau nebst Schlegel sich befand.

4. Erwartung Serenissimi. Kam der Herr Geheimrat Voigt allein. Wir brachten den Tag zusammen zu. Abends bei Schiller.

5. Früh Wood. Spazieren gegangen. Mittag und Abend bei Schiller, übrigens eingepackt.

6. Früh 9 Uhr von Jena. Mittags zu Hause. Verschiedne

Überlegungen wegen des Gutes. Abends im Römischen Hause mit einer Gesellschaft Franzosen und Engländer.

7. Früh die Pachtsachen. War ich im Schlosse, die bisher gefertigten Arbeiten zu sehen. Mittags zu Hause. Abends im Oratorio.

8. Früh Gutsverpachtung. Mittags bei Hofe. Nach Tische bei Geheimrat Voigt, wo ich die ganze Familie beisammen fand.

9. Faust wieder vorgenommen. Mittags bei der Herzogin-Mutter.

10. Früh Faust. Auf die Bibliothek wegen Ordnung und Platz. Abends die Hochzeit des Figaro.

11. Faust. Mittag am regierenden Hof.

12. Gutsangelegenheiten.

13. Früh 8 Uhr nach Roßla, das Gut besehen. Mittags nach Apolda. Abends zurück.

14. Gutskaufsachen. Gegen Abend verschiednes an Faust.

15. Auswechslung der Punktation mit dem Pachter Fischer. Beschäftigung an Faust und mit dem Kinde.

16. Früh verschiedne Briefe. Zu Geheimrat Voigt wegen der Bibliothek und Gutskaufsache. Nach Tische Herr von Einsiedel. Abrede wegen der Geisterinsel.

17. Die Camera obscura in Ordnung. Verschiednes Optische.

18. An Faust.

19. An Faust.

20. Verschiednes in Ordnung und Briefe abgeschickt.

21. An Faust.

22. Bei Hof. Abends kam der Herzog aus Meiningen zurück.

23. Vorbereitung zu Ifflands Ankunft; er kam nachts um 12 Uhr.

24. Abends der Essigmann.

25. Frühstück bei mir. Abends der Hausvater.

26. Frühstück bei mir.

27. Frühstück bei mir. Abends Pygmalion und stille Wasser.

28. Frühstück. Abends Menschenhaß und Reue.

29. Abends bei Durchlaucht der Herzogin-Mutter.

30. Frühstück. Abends Benjowsky.

Mai.

1. Frühstück und Musik. Mittags bei Hof. Abends Pygmalion und die eheliche Probe.

2. Frühstück im Römischen Hause. Abends die bestrafte Eifersucht

3. Frühstück. Mittag bei Herrn Steuerrat Ludecus zu Tische. Die verstellte Kranke.
4. Früh bei Ifflands. Bei Geheimrat Voigt zu Tische. Abends die Aussteuer.
5. Ging Iffland fort. Zauberflöte zweiter Teil arrangiert und zusammengeschrieben. Magnetische Versuche.
6. Dieselben Beschäftigungen.
7. Am zweiten Teil von der Zauberflöte weiter fortgeschrieben. Gegen Abend war Herr Küttner aus Leipzig bei mir.
8. Früh an der Zauberflöte fortgefahren. Abends 6 Uhr Herr Geheimrat Voigt bei mir.
9. Früh Zauberflöte fortgesetzt. Herr von Retzer bei mir.
10. Früh Zauberflöte fortgesetzt.
11. Die Ilias wieder vorgenommen.
12. Ilias fortgesetzt. Nachmittags kam der Herzog mit Herrn Bergrat Scherer wieder zurück. Abends die Müllerin.
13. Früh Ilias fortgesetzt. Um 10 Uhr mit Herrn Bergrat Scherer in Belvedere. Mittag zu Hause. Abends im Konzert bei Hof.
14. Früh Ilias. Mittags bei Hof. Abends zu Hause.
15. Früh Ilias fortgesetzt. Mittags bei Hofe. Abends Konzert bei der Herzogin Mutter.
16. Ilias fortgesetzt. Im Römischen Hause mit Serenissimo manches Bevorstehende. Mittag bei Hof.
17. Ilias fortgesetzt. Mittag zu Haus. Abends war Herr Geheimrat Voigt bei mir.
18. Mittags bei Hofe. Abends Probe, dann die Harfenspielerin Dem. Müller bei der Herzogin-Mutter.
19. Mit Einpacken beschäftigt. Abends die Geisterinsel.
20. Früh Bausession. Mittags zu Hause. Nach Tische nach Jena. Abends zu Hofrat Schiller in den Garten.
21. Das Schema der Ilias geendigt. Vorbereitung zu andern Arbeiten. Gegen Abend bei Schiller, den Humboldtischen Aufsatz über das Epische Gedicht angefangen. Alsdenn noch viel über die Ilias sowohl im Ganzen als in den Teilen.
22. Schema zu dem neuen gemeinschaftlichen Werke. Verschiedentlich spazieren. Abends bei Schiller, Fortsetzung der Humboldtischen Abhandlung über die Ilias.
23. Früh meist spazieren. Verschiednes an den Meyerschen Aufsätzen. Mit Schäfer an dem neuen Platz. Abends bei Schiller,

Fortsetzung des Humboldtischen Aufsatzes. Und bei Gelegenheit desselben viel über das epische Gedicht und über das, was zunächst wohl vorzunehmen wäre.

24. Früh Einleitung zu den Propyläen, einige Stunden spazieren. Mittag bei Herrn Hofrat Schütz. Abends bei Schiller, der Humboldtische Aufsatz fortgesetzt. Die Ausgabe der gemeinsamen Zeitschrift durchgedacht, vieles Verwandte durchgesprochen.

Gäste bei Hofrat Schütz: Herr Bergrat Voigt. Frau und Schwägerin. Herr Hauptmann von Mecklenburg. Herr Professor Lange. Herr Professor Eichstädt. Studiosi.

25. Früh an der Einleitung zu den Propyläen, dann spazieren. Expedition nach Weimar. Abends bei Mechaniker Voigt, dann bei Schiller. Humboldts Abhandlung fortgesetzt, über verschiedene Gegenstände, besonders Julian. Über Gibbons Geschichte.

26. An der Einleitung fortgefahren. Den an Cotta zu sendenden Aufsatz berichtigt. Früh spazieren. Abends bei Schiller den Humboldtischen Aufsatz fortgesetzt. Über epische, dramatische und lyrische Dichtkunst. Früh Pyrmonter getrunken.

27. Fortsetzung in der Einleitung. Depesche der Bergwerkssachen nach Weimar. Spazieren, in der Bachgasse und dem Waisenhause. Abends bei Schiller. Fortsetzung von dem Humboldtischen Aufsatz. Kam Justizrat Hufeland.

28. Noch verschiednes auf die neue Arbeit Bezügliches. Dann spazieren, gegen Abend zu Schiller, wohin Niethammer und Schelling kamen. Vorher beim Herrn Oberstleutnant von Bentheim.

29. Früh mit Dr. Schelling optische Versuche. Abends bei Herrn Hofrat Schiller.

30. Früh mit Dr. Schelling optische Versuche. Mittags bei Schiller. Abends bei Herrn Professor Fichte.

31. Früh 5½ von Jena nach Weimar. Mit Serenissimo von der Reitbahn ins Schloß. Zu Hause verschiednes besorgt. Mittag an Hof, dann zu Herrn Geheimrat Voigt. Abends zu Hause, die Riesin gesehen.

Juni.

1. Früh die Bauangelegenheiten. Mittags bei Serenissimo auf dem Zimmer. Nach Tafel reisten Serenissimus ab. Kam Herr Hofrat Schiller, die Meyerschen Sachen zu sehen, und fuhr wieder weg. Abends starkes Gewitter.

2\. Früh im Schlosse. Das nächst bevorstehende Bauwesen durchgegangen. Abrede mit Professor Thouret. Gegen Abend bei der Herzogin Mutter. Dann in der Oper.
3\. Bei Rühlemann. Dann abermals im Schlosse. Mittags bei Hofe. Abends Thouret und Heideloff.
4\. Früh im Schlosse. Kam Durchlaucht die Herzogin. Mittags zu Hause. Nach Tische mit Professor Meyer ans Römische Haus. Dann nach Jena. Abends bei Herrn Hofrat Schiller.
5\. Monsieur Niccolas. Planierung des Platzes gegen den Botanischen Garten über. Abends bei Schiller. Über Konfessionen und was dazu gehört.
6\. Monsieur Niccolas. Bei dem Planieren des Platzes. Pyrmonter im Paradies. Mittags bei Schiller. Abends im Klub.
7\. Früh Monsieur Niccolas. Schellings Weltseele. Laokoon in Ordnung. Mittag zu Hause. Gegen Abend zu Schiller; über Faust. Stellen des Fichtischen Naturrechts. Über Schelling.
8\. Briefe nach Weimar. Nachmittags Schellings Weltseele. Abends bei Schiller mit Justizrat Hufeland, Paulus und Niethammer.
9\. An Redaktion der Meyerischen Arbeiten. Pyrmonter getrunken, den Morgen spazieren gegangen, über die Einrichtung der Zeitschrift hauptsächlich gedacht. Mittags zu Hause. Versuch mit dem Magneten. Abends bei Schiller. Spaziergang bis an die Mühllache. Beyerisches Grundstück.
Von dem Perkinismus. Kopenhagen 1798.
Descrizione del nuovo Rimedio curativo e preservativo contro la Peste. dal Conte Leopoldo de Berchtold. Vienna 1797.
10\. Brief an Humboldt. Cassinische Charte in bezug auf Monsieur Niccolas. Baumeister Steiner und Überlegung des ganzen Geschäfts der Grabenausfüllung. Botanischer Garten. Gute Ordnung in demselben. Gabriels wunderliche Kupferstichsammlung. Pro Memoria deshalb.
11\. Bote nach Weimar abgefertigt zur Einladung zur Gesellschaft. Früh im Klippsteinischen Garten. Nach Tische bei Schiller. Abends bei Loder mit Hartknoch und Frommann. Ersterer erzählte seine Geschichte.
12\. Früh Euphrosyne. Vorbereitung zum Empfang der Gäste.
13\. Euphrosyne geendigt und abgeschrieben. Mittags auf der Triesnitz mit Frommann, Hartknoch und den hiesigen Freunden. Abends bei Schiller.

14. Kamen von Weimar Fouquets, Gores und Fräulein Waldner.

15. Früh der Hüter des Parnassus. Trank Selzer Wasser im Paradies. Briefe nach Weimar. Hofkammerrat Kirms. Herr Kammerrat von Lincker, der von einer Expedition gegen die Raupen zurückkam. Mit Paulus nach dem Badeplatz. Abends bei Schiller, viel über Poesie überhaupt, besonders über die Ökonomie des fünften Aktes vom Wallenstein.

16. Die Musageten. Das Blümlein Wunderschön. Der Verrat. Pyrmonter im Paradies.

17. Die Metamorphose der Pflanzen. Kam der Bauverwalter, ich expedierte das Nötige wegen der bevorstehenden Übergabe. Kam Justizrat Hufeland. Verschiednes über die Wirkung vorzüglicher Juristen auf die Wissenschaft. Thomasius, der alte Böhmer, Leiser, Hommel, Koch.

18. Metamorphose der Pflanzen. Gedichte in Ordnung. Nachmittags bei Professor Fichte. Abends zu Schiller, über die Möglichkeit einer Darstellung der Naturlehre durch einen Poeten.

19. Brief an Humboldt und Rat Schlegel. Über den Magneten. Herr Boeninger von Duisburg mit einem Sohne von Direktor Langer aus Düsseldorf. Nachmittag starker Regen. Arbeit an der Leutra. La Place Darstellung des Weltsystems. Abends bei Schiller, über die magnetischen Kräfte und Vortrag der Phänomene.

20. Briefe diktiert. Neues Schema der magnetischen Phänomene. Zu Hause gegessen. Zu Hofrat Schiller, über Akademien der Wissenschaften. Abends in Klub. Fremde: Herr von Hendrich und von Watzdorf.

21. Briefe nach Weimar spediert. La Placens Astronomie. Schlegels griechische Dichtkunst. Mittag zu Hause. Nach 1 Uhr abgefahren nach Roßla.

22. Übergabe des Guts. Mittagessen bei den Verkäufern.

23. Fortsetzung der Übergabe. Mittagessen bei mir. Abends über Oßmannstädt nach Weimar.

24. Zu Hause. Bergrat Scherer.

26. Kam Demoiselle Meyer an, sie war abends mit Fräulein Göchhausen bei mir.

27. Waren beide mittags und abends bei mir.

28. Gleichfalls. Abends kamen Serenissimus, von Zach und Graf Dumanoir.
29. Mittag an Hof. Nach Tafel mit Serenissimus im Schloß.
30. Pyrmonter im Garten. Mittags zu Hause.

Juli.

1. Früh 5 Uhr im Römischen Haus. Mittags zu Hause. Abends Herr Geheimrat Voigt und Professor Thouret.
2. Früh 5 Uhr nach Roßla. Die Bauangelegenheiten besorgt.
3. In Roßla Fortsetzung dieser Beschäftigung. Abends nach Weimar zurück.
4. Früh bei Serenissimus im Römischen Hause, in Oberweimar, im Schlosse. Mittags im Römischen Hause gespeist. Abends zu Hause.
5. Früh im Schlosse, nochmalige Verabredung wegen der notwendigsten Arbeit. Idee wegen der Veränderung des Theaters mit Professor Thouret und Baumeister Steiner im Komödienhause.
6. Früh um 6 Uhr ab nach Jena mit den Meinigen und Bergrat Scherer.
7. Monsieur Niccolas. Professor Wolf war frühmorgens bei mir. Mittags mit demselben bei Schiller, wo er bis gegen Abend blieb.
8. Monsieur Niccolas. Abends bei Schiller, magnetische Versuche.
9. Im Klippsteinischen Garten Pyrmonter getrunken. Abends um 6 Uhr nach Weimar.
13. Verschiedne Briefe diktiert. Das Schema der dualistischen Naturwirkungen aufgestellt.
14. Briefe diktiert. Gegen Mittag zu Durchlaucht der Herzogin, den Riß zum neuen Theater vorgelegt. Verschiedne Besorgungen zu diesem Zweck.
15. Zusammenkunft wegen dem neuen Theaterbau. Briefe kopiert und expediert.
16. Propyläen. Theater und Schloßbau. Komm. Rat Neuenhahn von Nordhausen. Nachmittag zu Geheimrat Voigt.
17. Gegenstände. Niobe. Theater- und Schloßbau. Herr von Marum.
    Van Marum, Secrétaire de la societé Hollandaise des sciences et Directeur du Cabinet d'Histoire Naturelle à Harlem.
18. Früh an der Zeitschrift. Nach Tisch in Roßla auf der Kirch-

weihe mit Geheimrat Voigt und Professor Meyer. Nachher in Oßmannstädt bei Wieland.

19. Niobe. Theater, Schloßbau. Mittags bei Hofe. Lenz über die Ebne von Troja.
20. Herr van Marum früh, dem ich verschiedne meiner Sammlungen und naturhistorischen Arbeiten vorlegte. Nachmittags fuhr ich mit ihm zu Scherer und Mounier.
21. Früh Herr van Marum, dem ich ferner meine Sammlungen sowie einige optische und magnetische Versuche vorlegte. Nach Tische verschiedne physikalische Betrachtungen.
22. Mittags an Hof. Aufsätze zu den Propyläen redigiert.
23. Früh Beseitigung einiger Friktionen beim Theaterbau.
24. Früh die Manuskripte zu den Propyläen mit Herrn Professor Meyer durchgegangen. Abends nach Tiefurt.
25. Briefe über etrurische plastische Kunst vollendet. Nachmittag zu Facius und zu Geheimrat Voigt.
26. Etrurische Kunst, erster Brief. Bei Gores mit den Rissen des Theaters. Nachmittag Geldsache.
27. Einleitung zu den Propyläen; verschiednes, dasselbe Geschäft betreffend. Weisagungen des Bakis.
28. Über Gegenstände der bildenden Kunst. Zweite Abteilung. Im Theater und Schloß.
29. Veratrum nigrum. Sammelplatz aller Fliegen. Keine Bienen usw. Keine Käfer. Gedanke, so die andern Pflanzen anzusehen.
30. Früh Briefe. Tabelle physischer Wirkungen. Raupen der Esula. Im Schloß und Theater. Nachmittag musikalische Fundamente mit Kranz.
31. Physikalischer Aufsatz über die verschiednen physischen Wirkungen.

August.

1. Verschiednes von Schloß- und Theaterbau, nicht weniger andere Geschäfte besorgt. Abends um 5 Uhr nach Jena. Bei Herrn Hofrat Schiller, über literarische und poetische Angelegenheiten, besonders die Schlegels betreffend.
2. Verschiedne Briefe. Abends Herr Hofrat Schiller.
3. Expedition nach Weimar und Tübingen. Verschiednes an den Propyläen. Abends bei Schiller.

4. Früh Voltaires physikalische Abhandlung. Nachmittag Bardetti. Bardetti de' primi abitatori dell Italia. Modena 1769.
5. Früh Pyrmonter. Mittags Herr Hofrat Loder. Theseus und Romulus im Plutarch.
6. Früh Pyrmonter. Aufsatz wegen des akademischen Regiments. Lykurg von Plutarch. Abends Graf Moltke bei Schiller.
7. Einleitung zu den Propyläen. Abends zu Schiller. Vorher Expedition nach Weimar. Numa.
8. Früh Pyrmonter. Einleitung. Solon. Publicola.
9. An der Einleitung fortgeschrieben. Furius Camillus und Pericles. Abends mit Schiller bis an die hohe Saale spazieren. Viel über die Kunst und Natur. Schemata, ihre Einrichtung und Ausführung.
10. Früh im Paradies, fortgesetztes Schema zur Einleitung. Bouilles Memoires. Expedition nach Weimar.
11. Einleitung geendigt. Diderot über die Malerei. Bouille Memoires.
12. Diderot über die Malerei. Besuch von Professor Meyer und Thouret.
13. Früh die Theatersachen. Kam Oberkammerrat Gädicke mit Schütz und Eichstädt. Mittags bei Schütz zu Tische. Abends bei Schiller.
16. Früh von Jena nach Roßla.
18. Abends von Roßla nach Weimar zurück.
19. Theater und Schloß, übrigens meist zu Hause und verschiednes in Ordnung gebracht.
20. Desgleichen.
21. Früh im Theater und Schloß. Mittag bei Hofe. Abends in Tiefurt. Der Erbprinz kam von Würzburg zurück.
23. Donnerstag nach Tische kam Serenissimus. Mit Serenissimo spazieren.
24. Früh bei Serenissimus, zu Mittag im Römischen Haus. Abends Voigt und Ludecusische Hochzeit.
25. Im Theater.
29. Diese Zeit meist den Theaterbau und das erste Stück der Propyläen. Mittag Professor Thouret.

September.

1. Bei Hofe, war die Herrschaft von Meinungen gegenwärtig.
9. Früh im Theater. Mittag zu Hause.
10. Kam Herr Hofrat Schiller. Vorher früh bei Serenissimo. Nachmittags mit Herrn Hofrat Schiller und Professor Meyer im Theater.
11. Früh im Theater. Mittag mit Herrn Hofrat Schiller zu Hause. Nachmittag im Theater.
12. Früh bei Serenissimo. Nach Tafel ging Serenissimus nach Berlin. Gegen Abend im Theater.
13. 14. Wallenstein zusammen gelesen und über dessen Aufführung beratschlagt.
15. Ging Herr Hofrat Schiller fort und wurde verschiednes in Ordnung gebracht.
16. Aperçu des Übergangs vom Organischen zum Künstlichen.
17. Früh mit Herrn Geheimrat Voigt im Schloß. Abend bei Gores.
18. Früh nach Roßla.
19. Die Bepflanzung des Tröbels mit Herrn Reimann von Buttstädt besprochen.
20. Früh das Sommerfeld begangen und die Nummern der Items zu berichtigen. Gegen Abend nach Weimar, unterwegs in Denstädt, die Böttichergefäße zur Brennerei besehen.
21. Das Theater und dessen Bau besorgt.
22. Verschiednes abgetan. Nach Tische nach Jena.
23. Allgemeine Disposition und Rekapitulation des Materials zu den Propyläen. Nachmittags mit Loder auf der Triesnitz, abends bei Schiller. Disposition und Einteilung des Wallensteins.
24. Versuch über die Malerei von Diderot mit Anmerkungen. Nachmittag Prochaska Physiologia. Dann zu Griesbach in den Garten. Dann zu Schiller.
25. Schluß des ersten Kapitels von Diderot. Nach Tische Neveu über die zeichnenden Künste. Cour d'amour. Tiroler Mineralien an Lenz von Herrn von Sänger geschickt.
26. Anzeige von dem Weimarischen Theater und Wallenstein in die Allgemeine Zeitung. Nachmittags Niobe. Schluß vom Diderotischen ersten Kapitel. Nachmittags kam die Prinzeß, das Kabinett zu besehen. Abends Klub.

27. Anzeige des Wallensteins vollendet. Einiges andere in Rücksicht auf Propyläen. Nach Tische zu Schiller, besonders über Journal und Zeitungsverhältnisse. Abends zu Loder, wo Frommann und Paulus waren.
30. Bei Herrn Hofrat Schiller. Mittag Prolog, besonders auch Diderots Versuch über die Malerei.

Oktober.

1. Früh von Jena weg. Besichtigung des Theaters. Abends Probe mit den Burgdorfs.
2. Früh im Schauspielhause. Gegen Abend bei der regierenden Herzogin.
3. An Hof.
4. Die erste Leseprobe von Wallensteins Lager, sowie Beschäftigung mit dem Prolog.
5. Freitag die zweite Leseprobe.
6. Die dritte Leseprobe und übrigens Beschäftigung mit der neuen Theatereinrichtung.
11. Kam Herr Hofrat Schiller.
12. Eröffnung des Theaters.
13. Früh im Schauspielhaus. Desgleichen abends mit Herrn Hofrat Schiller. Entführung und Wallensteins Lager.
14. Früh Hofrat Schiller weg. Im Theater. Bei Herrn Geheimrat Voigt. Mittag 12 Uhr nach Jena. Abends bei Herrn Hofrat Schiller.
15. Früh spazieren.
16. Früh zu Hause. Nachmittag mit Götze in das Mühltal. Abends bei Loder zu Tische, wo Herr Rat Schlegel und die Richtersche Familie zugegen war.
17. Früh Mühltal. Mittag zu Hause. Abends bei Herrn Hofrat Loder.
18. War Durchlaucht der Prinz mit Kammerrat Riedel, ingleichen Geheimrat Voigt mit Familie zum Besuch hier.
19. Wegen der Chaussee im Mühltal. Über Rafaels Schriften den Meyerschen Aufsatz durchgesehen. Im botanischen Garten.
20. Früh im Mühltale. Nachmittags gegen Cunitz, zu abends bei Schiller.

21. Mittags bei Schiller, schließlich noch über Piccolomini und manches Wissenschaftliche. Abends zu Hause.
22. Früh von Jena ab, gegen 11 Uhr in Weimar. Abends im Schauspiel. Die Spieler von Iffland.
23. Besorgung des Theater- und Redoutengeschäfts. Abends bei der Herzogin-Mutter.
24. Kam der Herzog aus Westfalen zurück.
25. Mittags an Hof.
26. Erste Redoute.
27. Am Hofe. Abends in Lilla.
28. Zu Hause.
29. Fernere Besorgung des Schloßbaues vor Professor Thourets Abreise.
31. Diese Tage war der Herzog krank und ich war die meiste Zeit bei demselben.

November.

2. Früh nach Oberroßla, war die Branntweinbrennerei im Gange.
3. Das Brennerei-Inventarium, den Holzschlag, die Baureparaturen berichtigt.
4. War ich bei Wieland in Oßmannstädt.
5. Steckte Reimann von Buttstädt die Pflanzung im Tröbel ab. Es sind 218 Bäume erforderlich.
6. Früh meist über die Farbenlehre gedacht. Nach Tische nach Weimar.
11. Schloßbausession. Nachmittags nach Jena. Abends bei Schiller.
12. Neue Einleitung in die Farbenlehre. Abends bei Schiller. Erste Bogen von Schellings Naturphilosophie für Vorlesungen. Fruchtbares Gespräch mit Schiller über die Methode des Vortrags der Farbenlehre. War der Rittmeister von Flotow hier.
13. Schema zum Kapitel von den physiologischen Farben. Verschiednes noch sonst an der Farbenlehre geordnet. Schellings drei erste Bogen.
14. Schema der physiologischen Farben fortgesetzt. Rat Schlegel, Ungerische und Englische Holzschnitte. Abends bei Schiller, wo die Lehre von den verschiednen Graden der Harmonien der Farben und die Art des bequemsten Vortrags derselben durchgesprochen

wurde. Geschichte von Casparn, der Petern hilft, von dem Türken, der den Chirurgus beobachten läßt.

15. Beschäftigt mit den allgemeinen Ideen der Farbenlehre bezüglich auf das gestern mit Schillern Gesprochne. Auch machte ich eine Tafel in dem Sinne. Bote nach Weimar expediert. Abends zu Schiller, neue Idee wegen des Roten. Dann zu Justizrat Hufeland, wo große Gesellschaft war.

16. Diderots getrenntes zweites Kapitel wieder geordnet, über die Wirkung der Farben das Kapitel durchgedacht. Gegen Mittag Schelling über organische Metamorphose. Nach Tische Expedition nach Weimar.

17. Diderots Versuche über die Malerei mit Anmerkungen begleitet. Knebels Properz. Gegen Abend bei Schiller über die Wirkung des Sonnenbilds in der Glaskugel. Kam Schelling.

18. Früh Diderot zweites Kapitel, von dem Eindrucke der verschiednen Farben auf den Menschen.

19. Diderots zweites Kapitel. Gildemeister wegen dem Nichtunterscheiden der Farben. Nach Tische Rat Schlegel und von Lützow. Gegen Abend Justizrat Hufeland. Abends zu Schiller über den Gildemeisterschen Fall, über die Hirtische Invektive, über die Burg von Otranto.

20. Früh Diderots zweites Kapitel. Gerning, Expedition nach Weimar. Professor Mereau wegen hiesiger Bibliotheksangelegenheit. Abends bei Schiller Schema über die verschiednen Kunstfertigkeiten.

21. Schluß des zweiten Kapitels von Diderot. Nach Tische Herr Meyer. Abends bei Hofrat Schiller, über die Burg von Otranto und völlige Berichtigung des Schemas der einzelnen Kunstfertigkeiten. Abends Klub. Geschichte: Ich diene meinem Gott.

22. Brief über die einzelnen Kunstfertigkeiten. Ifflands Lustspiel: Der Fremde. Verschiedne ältere optische Schriften.

23. Am Sammler fortgefahren. Nachmittags Expedition nach Weimar. Abends Hofrat Schiller. Bauchredner. Weiterer Plan über das Schloß von Otranto. Über verschiedne Zweige der Naturwissenschaft.

24. Fortsetzung des Sammlers bis zur Hälfte des dritten Briefs. Nach Tische die Atlanten vom Abbé de Lisle. Abends bei

Schütz. Waren zugegen: Böttiger. Richter. Loder. Hufeland, Mereau, Succow mit Frauen. Demoiselle Geisler von Wittenberg. Gries.

25. Der Sammler vierter Brief. Dr. Stahl. Nachmittags Herr Gerning, der mir seine geschnittne Steine zeigte. Abends bei Schiller.

26. Fünfter Brief und Anfang des sechsten. Früh eine Stunde spazieren. Gingen vier Kästchen mit Mineralien für Herrn von Knebel nach Weimar ab. Dann zu Schiller, wo ich Niethammer fand. Abends zu Schlegels.

27. Sechster und siebenter Brief des Kunstsammlers. Nach Tische Expedition nach Weimar. Abends bei Schiller, wo Herr von Gleichen war.

28. Eingenommen. Der Friede am Pruth von Kratter. An Knebel geschrieben.

29. Brief von Weimar. Anstalt zur Abreise, früh bei Hofrat Stark. Mittags bei Schiller, in das Fischerische Haus, um dasselbe zu besehen. Nach 3 Uhr abgefahren. Abends in Weimar zu Hause.

30. Früh Graf Frieß und Lerse. Mittags zu Hause. Gegen Abend zu Herrn Geheimrat Voigt, um 7 Uhr zur Herzogin-Mutter. Nachts 10 Uhr auf die Redoute.

Dezember.

1. Früh Gr. Frieß, Lerse, Hofrat Wieland. Gernings Münzen. Mittag bei Hofe. Abends Zauberflöte. Zum Soupé beim Herzog.
2. Zu Hause. Abends im Konzert, nach demselben zu Durchlaucht dem Herzog, über verschiedne neue Einrichtungen.
3. Mittags an Hof. Abends Wallensteins Lager.
4. Über die Hochschnitte. Aufsatz in den Propyläen. Zu Gores. Abends Konzert bei der Herzogin-Mutter.
5. Rezension von Mart. Schöns Passion. Lerse sahe die Holzschnitte des Herzogs. Um 12 Uhr zu Gerning. Mittags bei Hof.
6. Die Hochschnitte betreffend. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer.
7. Expedition nach Tübingen. Mittag Gerning, abends Ifflands Leben.

8. Zu Hause. Brief an Schiller, wegen der astrologischen Motive.
9. Früh Rat Krause wegen der Eisenacher Zeichenschule.
10. Expedition nach Tübingen wegen des hiesigen Drucks der Propyläen. Münzwissenschaft. Abends Grübels Gedichte.
11. Rezension von Grübels Gedichten. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer. Kam die Sendung von van Marum an.
12. Zu Hause. Brief an van Marum und anderes. Brief an Schiller.
13. Bei Hofe auf dem Zimmer. Abends bei Gores und Voigt.
14. Roßlaische Angelegenheiten.
17. Zog in das vordere Zimmer. Abends Don Juan.

Der Zauberflöte
Zweiter Teil

Fragment.

1798.

Tag, Wald, Felsengrotte zu einem ernsthaften Portal zugehauen.
Aus dem Walde kommen

Monostatos. Mohren.

Monostatos.

Erhebet und preiset,
Gefährten, unser Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor.

Es ist uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monostatos.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Halb ist es getan.

Chor.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es getan.

Monostatos.

O Göttin! die du, in den Grüften
Verschlossen, mit dir selber wohnest,
Bald in den höchsten Himmelslüften,
Zum Trutz der stolzen Lichter, thronest,
O höre deinen Freund! höre deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält dich ab, o Königin der Nacht!
In diesem Augenblick uns hier zu überschatten.

Donnerschlag. Monostatos und die Mohren stürzen zu Boden. Finsternis. Aus dem Portal entwickeln sich Wolken und verschlingen es zuletzt.

Die Königin in den Wolken.

Wer ruft mich an?
Wer wagts mit mir zu sprechen?
Wer diese Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts — so bin ich denn allein!
Die Welt verstummt um mich, so soll es sein.

Die Wolken dehnen sich über das Theater aus und ziehen über Monostatos und die Mohren hin, die man jedoch noch sehen kann.

Woget, ihr Wolken, hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düsterer,
Finsterer werde!
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leise verhalle bang,
Ende den Nachtgesang
Schweigen und Tod.

Monostatos und das Chor in voriger Stellung, ganz leise.

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin.

Seid ihr Getreuen mir
Wieder erschienen?

Monostatos.

Ja, dein Getreuer,
Geliebter, er ists.

Königin.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttin, du bists!

Königin.

Schlängelt, ihr Blitze,
Mit wütendem Eilen,
Rastlos, die lastenden
Nächte zu teilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Wut!

Monostatos und das Chor.

Siehe! Kometen
Sie steigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen sich wieder,
Und von den Polen
Erhebt sich die Glut.

Indem ein Nordlicht sich aus der Mitte verbreitet, steht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen sich Kometen, Elmsfeuer und Lichtballen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grausenhaften, doch angenehmen Effekt machen.

Monostatos.

In solcher feierlichen Pracht
Wirst du nun bald der ganzen Welt erscheinen;
Ins Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchstes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin.

Ihr neugeborner Sohn ist er in meinen Händen?

Monostatos.

Noch nicht; doch werden wirs vollenden,
Ich les es in der Sterne wilden Schlacht.

Königin.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn getan?

Monostatos.

O Göttin, sieh uns gnädig an!
Im Jammer haben wir das Königshaus verlassen.
Nun kannst du sie mit Freude hassen.
Vernimm! — Der schönste Tag bestieg schon seinen Thron,
Die süße Hoffnung nahte schon,
Versprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang erflehten ersten Sohn.
Die Mädchen wanden schon die blumenreichsten Kränze,
Sie freuten sich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten sie noch mehr.
Indes die Fraun mit klugem Eifer wachten
Und mütterlich die Königin bedachten —
Unsichtbar schlichen wir durch den Palast umher —
Da riefs: ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungesäumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergeben,
Die Finsternis entströmt, umhüllet alles Leben,
Ein jeder tappt und schwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genossen,
Der Vater sah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif ich es geschwind,
In jenen goldnen Sarg wird es sogleich verschlossen —
Und immer finstrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigeraugen sehen;
Doch ach! da muß ich weiß nicht welche Macht
Mit strenger Kraft uns widerstehen.
Der goldne Sarg wird schwer —

Chor.

Wird schwerer uns in Händen.

Monostatos.

Wird schwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monostatos.

Dort bleibt er fest und läßt sich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Sarastros Zaubersegen.

Chor.

Wir fürchten selbst den Bann und fliehn.

Königin.

Ihr Feigen, das sind eure Taten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt ein den Zorn, o Königin!

Monostatos.

Mit unverwandtem, klugem Sinn,
Drück ich dein Siegel schnell, das niemand lösen kann,
Aufs goldne Grab und sperre so den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen sie den starren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge sein!
Dort steht die tote Last, der Tag erscheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Gesange.

Chor.

Sähe die Mutter je,
Säh sie den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je,
Säh er den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monostatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Ist federleicht der Sarkophag geworden.

Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, still in sich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit List und Kraft dein Knecht aufs neue wirken!
Selbst in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat seine Kraft.
Wenn sich die Gatten sehn, soll Wahnsinn sie berücken;
Wird sie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So sei es gleich auf ewig weggerafft.

Königin, Monostatos und Chor.

Sehen die Eltern je,
Sehn sie sich an;
Fasse die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Eltern je,
Sehn sie den Sohn;
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt sich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldnen Gestelle, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andere tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.

Chor der Frauen.

In stiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Lust;
Ein Kind ist da, ein Sohn ist hier,
Und Kummer drückt die Brust.

Eine Dame.

So wandelt fort und stehet niemals stille,
Das ist der weisen Männer Wille.
Vertraut auf sie, gehorchet blind;
Solang ihr wandelt, lebt das Kind.

Chor.

Ach armes eingeschloßnes Kind,
Wie wird es dir ergehen!

Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater dich nicht sehen.

Eine Dame.

Und schmerzlich sind die Gatten selbst geschieden,
Nicht Herz an Herz ist ihnen Trost gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet sie getrennt;
Sarastro nur verschafft dem Hause Frieden.

Chor.

O schlafe sanft, o schlafe süß,
Du längst erwünschter Sohn!
Aus diesem frühen Grabe steigst
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der König kommt, laßt uns von dannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage schallen,
Schon ahnet er die Öde seines Throns;
Er sehe nicht den Sarg des teuern Sohns.

Sie ziehen vorüber.

Tamino.

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und frisch der Knabe lächelt
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt,
Ja! dem Schicksal dieser Gabe
Dankt er mehr als alle Habe:
Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder gibt.

Die Frauen in der Ferne.

Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder gibt.

Tamino.

Dämmernd nahte schon der Tag
In Aurorens Purpur-Schöne.
Ach! ein grauser Donnerschlag
Hüllt in Nacht die Freudenszene.

Und was mir das Schicksal gab,
Deckt so früh ein goldnes Grab.

Die Frauen in der Ferne.

Ach, was uns das Schicksal gab,
Deckt so früh ein goldnes Grab.

Tamino.

Ich höre sie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zusammen klagen!
O sagt! wie trägt Pamina das Geschick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter schönste Gaben,
Sie seufzt nach dir, sie jammert um den Knaben.

Tamino.

O sagt mir, lebt noch mein verschloßnes Glück?
Bewegt sichs noch an seinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn selbst zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauschen,
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauschen.
Wir fühlen was sich regen,
Wir sehn den Sarg sich bewegen,
Wir horchen und wir schweigen
Auf diese guten Zeichen.
Und nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! schützet es auf wunderbare Weise!
Erquickts mit eurem Trank! nährt es mit eurer Speise,
Und ihr beweist mir eure Treue.
Bewegt euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heilger Weihe
Sarastros lösend Götterwort.

Lauschet auf die kleinste Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem besorgten Vater ja.

Tamino und Chor.

Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Brust gebettet,
Lieg er bald ein Engel da.

Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derselben ein goldner Wasserfall, an der andern ein Vogelherd.

Papageno, Papagena

sitzen auf beiden Seiten des Theaters voneinander abgewendet.

Sie steht auf und geht zu ihm.

Was hast du denn, mein liebes Männchen?

Er sitzend.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magst du denn mich nicht länger sehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er ist verdrießlich! ist verdrießlich!

Beide.

Die ganze Welt ist nicht mehr schön.

Sie setzt sich auf ihre Seite.

Er steht auf und geht zu ihr.

Was hast du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Er.

Bist du denn nicht mein süßes Täubchen?
Will unsre Liebe schon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Er sich entfernend.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beide.

Was ist uns beiden nur geschehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein bißchen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unsre Wohltäter, daß wir uns so unartig geberden?

Sie. Ja wohl! ich sag es auch, und doch ist es nicht anders.

Er. Warum sind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht lustig sind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitsgeschenk die kostbare Flöte gegeben, mit der wir alle Tiere herbeilocken, hernach die schmackhaften aussuchen und uns die beste Mahlzeit bereiten?

Sie. Hast du mir nicht gleich am zweiten Hochzeitstag das herrliche Glockenspiel geschenkt? Ich darf nur darauf schlagen, sogleich stürzen sich alle Vögel ins Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.

Er. Die Hasen laufen gespickt auf unsern Tisch! und Sarastro hat uns die ergiebige Weinquelle an unsre Hütte herangezaubert — und doch sind wir nicht vergnügt.

Sie seufzend. Ja! es ist kein Wunder.

Er seufzend. Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider, es fehlen uns —

Sie weinend. Wir sind doch recht unglücklich!

Er weinend. Jawohl, recht unglücklich!

Sie mit immer zunehmendem Weinen und Schluchzen. Die schönen,

Er gleichfalls. Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach, der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!
Sie. Mich deuchte, sie wären schon da.
Er. Sie hüpften schon herum.
Sie. Wie war das so artig.
Er. Erst einen kleinen Papageno.
Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.
Er. Papageno.
Sie. Papagena.
Er. Wo sind sie nun geblieben?
Sie. Sie sind eben nicht gekommen.
Er. Das ist ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!
Sie. Wär ich nur eine alte Frau geblieben!
Beide. Ach, wir Armen!

Chor hinter der Szene.

Ihr guten Geschöpfe,
Was trauert ihr so?
Ihr lustigen Vögel,
Seid munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.

Es klingen die Felsen,
Sie singen einmal.
So klangen,
So sangen
Der Wald sonst und der Saal

Chor.

Besorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh,
Euch schenken die Götter —

Pause.

Er.

Die Pa?

Chor als Echo.

Die Pa, Pa, Pa.

Sie.

Die Pa? Pa? Pa?

Chor als Echo.

Pa, Pa, Pa, Pa.

Er.

Die Papagenos?

Pause.

Sie.

Die Pagagenas?

Pause.

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm, laß uns geschäftig sein,
Da vergehn die Grillen.
Erstlich noch ein Gläschen Wein —

Sie gehn nach der Quelle und trinken.

Beide.

Nun laß uns geschäftig sein,
Schon vergehn die Grillen.

Er nimmt die Flöte und sieht sich um, als wenn er nach dem Wilde sähe. Sie setzt sich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenspiel vor sich.

Er bläst.

Sie singt.

Laß, o großer Geist des Lichts!
Unsre Jagd gelingen.

Sie spielt. Beide singen.

Laß der Vögel bunte Schar
Nach dem Herde dringen.

Er bläst.

Sie singt.

Sieh! die Löwen machen schon
Frisch sich auf die Reise.

Sie spielt.

Er singt.

Gar zu mächtig sind sie mir.
Sie sind zähe Speise.

Er bläst.

Sie singt.

Hör, die Vöglein flattern schon,
Flattern auf den Ästen.

Sie spielt.

Er singt.

Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am allerbesten.
Auf dem Felde hüpfen schon
Schöne fette Hühnchen.

Er bläst.

Sie spielt und singt.

Blase fort! da kommen schon
Hasen und Kaninchen.

Es erscheinen auf dem Felde Hasen und Kaninchen. Indessen sind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.

Sie spielt.

Er singt.

Wär ich nur die Bären los!
Die verwünschten Affen!
Jene sind so breit und dumm,
Das sind schmale Laffen.

Auf den Bäumen lassen sich Papageien sehen.

Sie spielt und singt.

Auch die Papageien-Schar
Kommt von weiten Reisen.
Glänzend farbig sind sie zwar;
Aber schlecht zu speisen.

Er

hat indessen den Hasen nachgestellt und einen erwischt und bringt ihn an den Löffeln hervor.

Sieh, den Hasen hascht ich mir
Aus der großen Menge.

Sie

hat indessen das Garn zugeschlagen, in welchem man Vögel flattern sieht.

Sieh, die fetten Vögel hier
Garstig im Gedränge.

Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.

Beide.

Wohl, mein Kind, wir leben so
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor unsichtbar.

Ihr lustigen Vögel,
Seid munter und froh.
Verdoppelt die Schritte,
Schon seid ihr erhört;
Euch ist in der Hütte
Das Beste beschert.

Bei der Wiederholung fallen Er und Sie mit ein.

Verdopple die Schritte,
Schon sind wir erhört;
Uns ist in der Hütte
Das Beste beschert.

Tempel.

Versammlung der Priester.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl.
Kluge schwanken, Weise fehlen,
Doppelt ist dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sei des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entscheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

Sarastro tritt vor dem Schlusse des Gesanges unter sie. Sobald der Gesang verklungen hat, kommt der Sprecher herein und tritt zu Sarastro.

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unserer heiligen Wohnung stehet unser Bruder, der die Pilgrimschaft unseres Jahres zurückgelegt hat, und wünscht, wieder eingelassen zu werden. Er übersendet hier das gewisse Zeichen, an dem du erkennen kannst, daß er noch wert ist, in unsere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

Er überreicht Sarastro einen runden Kristall an einem Bande.

Sarastro. Dieser geheimnisvolle Stein ist noch hell und klar. Er würde trüb erscheinen, wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden heran!

Der Sprecher geht ab.

Sarastro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz, jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Los entscheidet, und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum erstenmal auch in dem

Falle, so wie jeder von euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!

Alle. Heil dir!

Sarastro. Der Kristall zeigt mir an, daß du reines Herzens zurückekehrst, daß keine Schuld auf dir ruht. Nun aber teile deinen Brüdern mit, was du gelernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem du sie bestätigst. Vor allen aber warte noch ab, wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für diesmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

Er gibt dem Pilger die Kugel zurück. Zwei Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flaches goldnes Gefäß steht. Der Altar muß so hoch sein, daß man nicht in das Gefäß hineinsehen kann, sondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.

Chorgesang.

Sarastro der seine Rolle auseinanderwickelt. Mich traf das Los, und ich zaudere keinen Augenblick, mich seinem Gebote zu unterwerfen. Ja, die Ahnung ist erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte, um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindseliger Mächte wirksamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet fest zusammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege, und wir werden uns fröhlich wiedersehen.

Die Krone gab ich meinem lieben,
Ich gab sie schon dem werten Mann.
Die Herrschaft ist mir noch geblieben,
Daß ich euch allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entrissen;
Ich werd euch heute lassen müssen
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe schon.
Leb wohl, mein Sohn!
Lebt wohl, ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne.

Ich gehe schon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

Während dieser Arie gibt Sarastro sein Oberkleid und die hohenpriesterlichen Abzeichen hinweg, die nebst dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Kristallkugel wird ihm umgehangen, und er nimmt den Stab in die Hand. Hiezu wird der Komponist zwischen den verschiedenen Teilen der Arie, jedoch nur so viel als nötig, Raum zu lassen wissen.

Chor.

Wer herrschet nun
Am heiligen lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Altar in der Mitte.

Sarastro.

Mir ward bei euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft euch in Demut nieder
Und gleich erhebt euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag.

Von euch zu scheiden,
Von euch zu lassen,
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen!
O harter Schlag!

Ab.

Chor.

Ihr heiligen Hallen
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastros Worte,
Am ernsten Orte
In edlen Pflichten
Zu unterrichten.

Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgibt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

Pamina mit ihrem Gefolge. Das Kästchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Kästchen wird auf den Altar gesetzt. Gebet, Erdbeben. Der Altar versinkt und das Kästchen mit. Verzweiflung der Pamina. Diese Szene ist dergestalt angelegt, daß die Schauspielerin durch Beihilfe der Musik eine bedeutende Folge von Leidenschaften ausdrücken kann.

Wald und Fels.

Papagenos Wohnung.

Sie haben große schöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuten, daß besondre Vögel drinnen stecken mögen. Der Dichter muß sorgen, daß die bei dieser Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit bleiben. Sarastro kommt zu ihnen. Nach einigen mystischen Äußerungen über die Naturkräfte steigt ein niedriger Felsen aus der Erde, in dessen Innern sich ein Feuer bewegt. Auf Sarastros Anweisung wird auf demselbigen ein artiges Nest zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Sarastro entfernt sich. Die Eier fangen an zu schwellen, eins nach dem andern bricht auf, und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erstes Betragen untereinander, sowie gegen die Alten, gibt zu dichterischen und musikalischen Scherzen Gelegenheit. Sarastro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihnen den traurigen Zustand, in dem sich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Versinken des Kästchens sucht Pamina ihren Gatten auf. Indem sie sich erblicken, fallen sie in einen periodischen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem sie nur kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sarastro heißt die muntere Familie nach Hofe gehen, um die Betrübnis durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Sarastro bleibt allein zurück und ersteigt unter einer bedeutenden Arie den heiter liegenden Berg.

Vorsaal im Palast.

Zwei Damen und zwei Herren gehen auf und ab.

Tutti.

Stille, daß niemand sich rühre, sich rege,
Daß der Gesang nur sich schläfernd bewege!
Wachend und sorgend bekümmert euch hier;
Kranket der König, so kranken auch wir.

Dritte Dame schnell kommend.

Wollet ihr das Neuste hören,
Kann ich euch das Neuste sagen;
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr
schnell kommend und einfallend.

Und man saget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das Neue nur bringen,
Da wir die Schmerzen der Könige singen?

Pause.

Aber so redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das Neueste hören? —

Dritter Herr.

Und man saget, Papageno —

Dritte Dame.

Lasset euch das Neuste sagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame
schnell kommend und einfallend.

War Sarastro doch verschwunden;
Doch man weiß, wo er gewesen,
Kräuter hat er nur gelesen,
Und er kommt und macht gesund.

Vierter Herr
geschwind kommend und einfallend.

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen sind vorüber;
Denn es ist der Prinz gefunden,
Und man trägt ihn eben her.

Tutti
der letzten viere, in welchem sie ihre Nachrichten verschränkt wiederholen.

Tutti
der ersten viere.

Stille, wie mögt ihr die Märchen uns bringen.
Helfet die Schmerzen der Herrscher besingen.
Wär es doch wahr und sie wären gesund.

Die letzten viere fallen ein, indem sie ihre Nachrichten immer verschränkt wiederholen.

Papageno und Papagena
die mit der Wache streitend hereindringen.

Papageno. Es soll mich niemand abhalten.

Papagena. Mich auch nicht.

Papageno. Ich habe dem König eher Dienste geleistet, als eure Bärte zu wachsen anfingen, mit denen ihr jetzo grimmig tut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen getan, als der böse Mohr sie noch in seinen Klauen hatte. Freilich würde sie mich nicht mehr kennen: denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübsch.

Papageno. Also will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da, das gefiederte Paar! recht wie gerufen. Zur Wache. Laßt sie nur! sie werden dem König und der Königin willkommen sein.

Papageno. Tausend Dank, ihr Herren! Wir hören, es sieht hier sehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es sieht bei euch sehr gut aus.

Papageno. Bis es besser wird, mag es hingehen.

Dame. Ists denn wahr, daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel, der sie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müssen herrliche Eier sein.

Papageno. Ganz unschätzbar.

Herr. Wieviel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ungefähr zwei bis dritthalb Schock.

Dame. Und alle massiv?

Papageno. Bis auf einige, die lauter waren.

Herr. Allerliebster Papageno, Ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Kabinett ausbitten.

Papageno. Sie stehen zu Diensten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforscher, die sich besonders auf die edeln Metalle vortrefflich verstehen.

Papageno. Alle sollen befriedigt werden.

Dame. Ihr seid ein vortrefflicher Mensch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier sind das wenigste. Ich bin ein Handelsmann und zwar im großen, wie ich sonst im kleinen war.

Dame. Wo sind denn Eure Waren?

Papageno. Draußen vor dem äußersten Schloßhofe. Ich mußte sie stehen lassen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht, was sie fordern sollten.

Herr. Sie sind wohl sehr kostbar.

Papageno. Unschätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! sie schreiben sich von den Eiern her.

Herr zur Dame. Wir müssen ihn zum Freunde haben, wir müssen ihnen durchhelfen.

Mit Papageno und Papagena ab, sodann mit beiden zurück. Sie tragen goldne Käfige mit beflügelten Kindern.

Papageno und Papagena.

Von allen schönen Waren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir singen
Und seht die schönen Vögel!
Sie stehen zum Verkauf.

Papagena einen herauslassend.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen.
Er hüpfet leicht und munter
Vom Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Papageno den andern vorweisend.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig scheinen;
Und doch ist er der lose
So gut als wie der große.
Er zeiget meist im stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel
Er steht hier zum Verkauf.

Papagena das dritte zeigend.

O seht das kleine Täubchen!
Das liebe Turtelweibchen.
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich.

Sie mag sich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel
Er steht hier zum Verkauf.

Beide.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel:
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel!
Wie reizend ist der Kauf!

Es hängt von dem Komponisten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verses teils durch die Kinder, teils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Personen wiederholen zu lassen.

Dame. Sie sind wohl artig genug; aber ist das alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaubs. Sollte man übrigens in dieser wahrheitsliebenden Gesellschaft die Wahrheit sagen dürfen, so würde man bekennen, daß man ein wenig aufgeschnitten hat.

Herr. Nur ohne Umstände.

Papageno. So würde ich sagen, daß dieses unser ganzer Reichtum sei.

Dame. Da wärt ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon sind nur die Schalen noch übrig. Denn ebendiese sind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ungefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübsches Weibchen, lustige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du bist also noch immer weiter nichts, als ein Lustigmacher.

Papageno. Und deshalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keineswegs. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Sarastro deswegen hergeschickt.

Herr. Sarastro? Wo habt Ihr Sarastro gesehn?

Papageno. In unsern Gebirgen.

Herr. Er suchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr saht doch, daß er sich manchmal bückte.

Papageno. Ja, besonders wenn er stolperte.

Herr. So ein heiliger Mann stolpert nicht; er bückte sich vorsätzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er suchte Kräuter und vielleicht Steine und kommt hieher König und Königin zu heilen.

Papageno. Wenigstens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Palaste zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und beim Erwachen von Ihro Majestäten gleich die sanfteste Melodie anzustimmen und dadurch ihren Schmerz wenigstens eine Zeitlang auszulöschen.

Dame. Man muß alles versuchen.

Herr. Es ist eben die Stunde des Erwachens. Versucht euer Möglichstes. An Dank und Belohnung soll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino
unter einem Thronhimmel auf einem Sessel schlafend.

Man wird, um den pathetischen Eindruck nicht zu stören, wohl die Papagena mit den Kindern abtreten lassen, auch Papageno, der die Flöte bläst, kann sich hinter die Kulisse wenigstens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit sich sehen lassen.

Pamina
auf den Ton der Flöte erwachend.

An der Seite des Geliebten
Süß entschlafen, sanft erwachen,
Gleich zu sehn den holden Blick.

Papageno hört auf zu blasen und horcht.

Tamino erwachend.

Ach das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber ach, was stört mein Glück!

Chor.

Papageno, blase, blase!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina
aufstehend und herunterkommend.

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Tätigkeit erheben,
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht, o welche Lust!

Tamino
aufstehend und herunterkommend.

Immerfort bei guten Taten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberaten
Sich der heitern Tugend weihen,
O wie hebt es meine Brust!

Sie umarmen sich. Pause, besonders der Flöte.

Chor.

Papageno, laß die Flöte
Nicht von deinem Munde kommen!
Halte nur noch diesmal aus!

Papageno.

Laßt mich nur zu Atem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Tamino und Pamina
sich voneinander entfernend.

Ach, was hat man uns genommen!
O wie leer ist dieses Haus!

Chor.

Blase, Papageno, blase,
Halte nur noch diesmal aus!

Papageno bläst.

Tamino und Pamina
sich einander freundlich nähernd.

Nein, man hat uns nichts genommen,
Groß und reich ist unser Haus.

Papageno.

Ach, mir bleibt der Atem aus!

Chor.

Halte nur noch diesmal aus!

Pamina und Tamino.

O wie leer ist dieses Haus!

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß es ganz von dem Komponisten abhängt, den Übergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung nach Anlaß vorstehender Verse, zu verschränken und zu wiederholen.

Es kommen Priester. Es wird von dem Komponisten abhängen, ob derselbe nur zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das letzte an. Sie geben Nachricht wo sich das Kind befinde.

Priester.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Wasser, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,
Dann die wilden Ungeheuer.
Zwischen Leben, zwischen Tod,
Halb entseelet,
Von Durst gequälet
Liegt der Knabe.
Hört sein Flehen!
Weh! ach, er verschmachtet schon.
Rettet! rettet euern Sohn.

Alle.

Welche Stille, welches Grausen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes fernes Sausen!

Welch ein tiefbewegtes Brausen!
Wie der Sturm im fernen Meer.
Immer lauter aus der Ferne
Hör ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden schon vor meinem Blick.

Unterirdisches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Kästchen, wie er versank. An zwei Pfeilern stehen gewaffnete Männer gelehnt und scheinen zu schlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, woran die Löwen gefesselt sind, die am Altar liegen. Alles ist dunkel, das Kästchen ist transparent und beleuchtet die Szene.

Chor unsichtbar.

Wir richten und bestrafen:
Der Wächter soll nicht schlafen;
Der Himmel glüht so rot.
Der Löwe soll nicht rasten,
Und öffnet sich der Kasten,
So sei der Knabe tot.

Die Löwen richten sich auf und gehen hin und her.

Erster Wächter
ohne sich zu bewegen.

Bruder, wachst du?

Zweiter
ohne sich zu bewegen.

Ich höre.

Erster.

Sind wir allein?

Zweiter.

Wer weiß?

Erster.

Wird es Tag?

Zweiter.

Vielleicht ja.

Erster.

Kommt die Nacht?

Zweiter.

Sie ist da.

Erster.

Die Zeit vergeht.

Zweiter.

Aber wie?

Erster.

Schlägt die Stunde wohl?

Zweiter.

Uns nie.

Zu Zweien.

Vergebens bemühet
Ihr euch da droben soviel.
Es rennt der Mensch, es fliehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der schwer auf des Lebens
Geheimnis, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens strebt er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finster,
Die Gruft wird ihm helle.
Doch wechselt das Helle
Mit Dunkel so schnelle.
Er steige herunter,
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

Der hintre Vorhang öffnet sich. Dekoration des Wassers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freie Erhöhung, wenn man da durchgegangen ist, alsdann das Wasser, obendrüber ein gangbarer Felsen, aber ohne Tempel. Die ganze Dekoration muß so eingerichtet sein, daß es aussieht, als wenn man von dem Felsen nur durch das Feuer und das Wasser in die Gruft kommen könnte.

Tamino und Pamina

kommen mit Fackeln den Felsen herunter. Im Herabsteigen singen sie.

Tamino.

Meine Gattin, meine Teure,
O wie ist der Sohn zu retten;
Zwischen Wasser, zwischen Feuer,
Zwischen Graus und Ungeheuer
Ruhet unser höchster Schatz.

Sie gehen durchs Feuer.

Pamina.

Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Wasser, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der strenge Wächter Platz.

Indessen hat sich eine Wolke herabgezogen, so daß sie in der Mitte zwischen Wasser und Feuer schwebt. Die Wolke tut sich auf.

Die Königin der Nacht.

Was ist geschehen!
Durch das Wasser, durch das Feuer
Drangen sie glücklich und verwegen.
Auf, ihr Wächter! Ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

richten ihre Speere gegen das Kästchen, doch so, daß sie davon entfernt bleiben. Die Löwen schließen sich aufmerksam an sie an. Die Stellungen sollten auf beiden Seiten symmetrisch sein.

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, deinen Schatz.

Tamino und Pamina

hervorkommend.

O mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattin, meine Teure,

Sieh, das Wasser, sieh, das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter, habt Erbarmen.

Königin.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz!

Tamino und Pamina.

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unsern Schatz?

Königin.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimmige Löwenrachen
Verschlinge gleich den Schatz!

Die Wolke zieht weg. Stille.

Das Kind im Kästchen.

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört sie der Knabe
Und wachet auch schon.

Pamina und Tamino.

O Seligkeit, den ersten Ton,
Das Lallen seines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns betören.
Ihr Götter! welche Seligkeit
Beglückt uns schon.
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den süßen Ton.

Chor unsichtbar.

Nur ruhig! Es schläfet
Der Knabe nicht mehr.
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht sehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;

Er dringt in die Lüfte
Mit geistigem Lauf.

Der Deckel des Kastens springt auf. Es steigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kasten transparent machten, ganz erleuchtet ist, wenn die Lichter so disponiert sind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet ist. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kasten näher und entfernen Tamino und Pamina.

Genius.

Hier bin ich, ihr Lieben!
Und bin ich nicht schön?
Wer wird sich betrüben,
Sein Söhnchen zu sehn?
In Nächten geboren
Im herrlichen Haus
Und wieder verloren
In Nächten und Graus.

Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen —
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

In dem Augenblick, als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen stoßen, fliegt er davon.

Paralipomena zur Zauberflöte

Nachtszene mit Meteoren.
Königin Sarastro.
Königin Monostatos.
Schlacht.
Tamino siegt.
Papageno gerüstet.

Palast aufgeputzt.
Weiber und Kinderspiel.
Monostatos unterirdisch.
Brand.

Dich mögen deine Federn schmücken,
Dich mag ein Becher Wein beglücken,
Allein wir müssen edler sein.

Das ist doch ganz gewiß zum Lachen,
Ich soll noch Komplimente machen,
Die Buben wollen Herren sein.

Wir folgen nur Sarastros Lehren,
Als Vater ewig dich zu ehren.

Da folget nur Sarastros Lehren,
Es werden euch die Menschen ehren,
Ihr werdet wohl gelitten sein.
Von Osten nach Westen,
Von Ästen zu Ästen,
Von Westen nach Osten,
Von allen zu kosten,
Von Früchten zu Früchten.

Gefällt es mir nur,
So komm ich und flieh ich
Und wechsle die Flur,
Und wer mich verfolget,
Verlieret die Spur.

Da bin ich recht zu Hause,
Das ist der schönste Baum,
Genügen mir zum Schmause
Die vielen Früchte kaum.

Es machen brave Kinder
Die Eltern brav und gut.

Die guten Herren siegen,
Doch fällt auch mancher Mann,
O könnt ich jetzt doch fliegen,
Da ich nur hüpfen kann.

Dem herrlichsten Exempel
Nicht stets zu folgen gut.

Was sagt der Gott,
Was sagt Sarastro mir.

Priester.

Sarastro, Königin,
Sarastro ist nicht hier.

Pamina.

Ich stehe wie vom Blitz getroffen,
Kann auf euch, ihr Götter, hoffen,
Wenn ihr die Weisheit uns entzieht.

Und Menschenlieb und Menschenkräfte
Sind mehr als alle Zauberei.

Nein, durch keine Zaubereien
Darf die Liebe sich entweihen,
Und der Talisman ist hier.

Ich mißgönnt euch eure Freuden,
Aber ach bei euren Leiden
Bricht das Herz im Busen mir.

Laßt mich, laßt mich mit euch gehen,
Denn vielleicht gelingt es mir.

Ich bin da, ich bin da,
Ich bin auch gekommen.

Schüttle von den Äpfeln was
Papapa herunter,
Gib mir von den Federn das,
Deine sind viel bunter.

Wo seid ihr denn,
Ich bin schon da,
Wo stickst du denn.

Chor.

Leitet die Hoffnung
Liebende Schritte,
Wandeln die Freuden
Gern in der Mitte,
Ja und die Scherze
Schließen sich an.

Chor.

Ernst und besonnen,
Kinder die Schritte,
Ist es gewonnen,
Wenn aus der Mitte
Aller Gefahren
Rettet die Bitte
Unsern gehofften.

Eilet die Bitte
So zur Wohnung
Der Götter hinan.

Diese Eier, welches Fest,
Ja, sie fanden sich im Nest.
Sinds wohl Papagenos Eier,
Sinds wohl Papagenas Eier,
Schwur ich bei der Hochzeit
Dir nicht ewig treu zu

Bis zum Eingang von der Höhle,
Kinder kommt alle mit,
Bist du so beherzt geworden,
Ja in der geheimen Qual
Hat die Flöte mich geletzt,
. . . . Nacht.

Aus den Briefen

An C. v. Knebel.

Beiliegendes Blatt gibt nähere Auskunft, was mit den Büchern und dem Gelde zu tun ist, du hast die Güte das Nötige zu besorgen.

Wir hatten um so mehr Ursache, uns deines freundlichen Empfangs in Nürnberg zu freuen, da es das letzte Gute war, das uns auf der Reise begegnete, Weg und Wetter fanden wir nachher abscheulich.

Seit meinem Hiersein habe ich mehr einiges vorbereitet als etwas getan, in dieser Jahreszeit bin ich ohnedies nicht zu viel Gutem aufgelegt, und die Reise hatte mich besonders zerstreut. Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt, das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten.

Ich will nun nach und nach wieder an irgendeine Arbeit gehen, denn wenn ein Jahr nicht leer verlaufen soll, so muß man beizeiten anfangen. Ich denke den Faust zuerst vorzunehmen und zu gleicher Zeit meine physikalischen und naturhistorischen Arbeiten fortzusetzen. Wie weit wir kommen, muß die Folge zeigen.

Wir haben jetzt ein Paar Elefanten hier, die nebst ihrer übrigen Gesellschaft unser altes und junges Publikum sehr in Bewegung setzen. Außer noch einigen wilden Tieren sind außerordentlich schöne Papageien dabei.

In einiger Zeit denke ich nach Jena zu gehen und innerhalb deiner vier Wände mir Stimmung zu allerlei Gutem zu holen. Lebe du auch indessen recht wohl und laß mich von dir hören. Deine Freundin ist, wie ich höre, zu den ihrigen und so dein Wunsch für den Augen-

blick erfüllt. Möge die Zeit dir das Beste bringen. Nochmals Dank für alles Gute. Meyer ist sehr heiter, er grüßt und schreibt.

Weimar, den 2. Januar 1798. G.

Grüße die Freunde bestens.

Du hast ja wohl die Güte, durch deinen Bedienten oder sonst einen dienstbaren Geist die Antwort auf inliegendes Blatt bei dem Mechanikus Behringer abholen zu lassen und mir solche zu melden. Ich habe den Mann selbst besucht, und er versprach mir, in einigen Monaten den angefangenen Globus zu liefern.

An Schiller.

Es ist mir dabei ganz wohl zu Mute, daß wir zum neuen Jahre einander so nahe sind; ich wünsche nur, daß wir uns bald wieder sehen und einige Zeit in der Kontinuation zusammenleben. Ich möchte Ihnen manche Sachen mitteilen und vertrauen, damit eine gewisse Epoche meines Denkens und Dichtens schneller zur Reife komme.

Ich freue mich sehr darauf, etwas von Ihrem Wallenstein zu sehen, weil mir auch dadurch eine neue Teilnahme an Ihrem Wesen möglich wird. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie ihn dies Jahr vollbringen mögen.

Schon künftigen Sonntag gedachte ich, zu Ihnen zu kommen, es scheint sich aber ein neues Hindernis dazwischen zu stellen, auf den Sonnabend werde ich mehr sagen können. Sie erhalten alsdann auch eine Abschrift eines alten Gesprächs zwischen einem Chinesischen Gelehrten und einem Jesuiten, in welchem jener sich als ein schaffender Idealist, dieser als ein völliger Reinholdianer zeigt. Dieser Fund hat mich unglaublich amüsiert und mir eine gute Idee von dem Scharfsinn der Chineser gegeben.

Das Buch von Retif habe ich noch nicht gesehen, ich will es zu erhalten suchen.

Wenn uns als Dichtern, wie den Taschenspielern, daran gelegen sein müßte, daß niemand die Art, wie ein Kunststückchen hervorgebracht wird, einsehen dürfte, so hätten wir freilich gewonnen Spiel, so wie jeder, der das Publikum zum besten haben mag, indem er mit dem Strome schwimmt, auf Glück rechnen kann. In Hermann und Dorothea habe ich, was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen getan, und nun sind sie äußerst zufrieden. Ich überlege

jetzt, ob man nicht auf ebendiesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte? das auf allen Theatern gespielt werden müßte und das jedermann für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte.

Dieses und so vieles andere muß bis zu unserer Zusammenkunft verschoben bleiben. Wie sehr wünschte ich, daß Sie in diesen Tagen bei uns wären, um eine der größten Unformen der organischen Natur, den Elefanten, und die anmutigste der Kunstgestalten, die Florentinische Madonna des Rafaels, in einer Stunde und also gleichsam nebeneinander zu sehen.

Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur bringe ich mit, es wird uns Anlaß zu mancher Unterhaltung geben.

Leben Sie recht wohl und grüßen mir Ihre liebe Frau recht vielmals.

Friedrich Schlegel hat in ein Stück des Lyzeums, da das Journal in Berlin gedruckt wird, wo er sich jetzt befindet, als es an Manuskript fehlte, ohne Reichardts Vorwissen einen tollen Aufsatz einrücken lassen, worin er auch Voß angreift und worüber sich dann die edlen Freunde brouillierten.

Weimar, am 3. Januar 1798. G.

An Schiller.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Zufriedenheit mit dem fertigen Teil Ihres Werkes. Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der völligen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt, Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.

Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effekt meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, irgend etwas zu tun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit ebensolcher Wirkungen, und es

ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir sehr lange im stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen. Ich habe auch deswegen ganz pausiert und erwarte nur, was mir mein erster Aufenthalt in Jena bringen wird.

Die Körnersche Aufnahme des Pausias ist abermals sehr merkwürdig. Man soll nur seine Arbeiten so gut und so mannigfaltig machen, als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine Weise daran teilnehme. Körners Bemerkung hat in sich was Richtiges, die Gruppe des Gedichts ist so entschieden, als wenn sie gemalt wäre, nur durch Empfindung und Erinnerung belebt, wodurch denn der Wettstreit des Dichters mit dem Maler auffallender wird.

Ich habe übrigens bei den Gedichten des letzten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Teilnahme uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. Solange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit, sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentliche negative Wert der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann.

Ich wünsche in gar vielen Rücksichten, daß Ihr Wallenstein bald fertig werden möge. Lassen Sie uns sowohl während der Arbeit als auch hinterdrein die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Seien Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut sein, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichtum, nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten. Denn das scheint mir offenbar beim dramatischen Dichter notwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneuere und, wenn er das Talent hat, darauf fortbaue.

Unsre arme Freundin Kalb ist wirklich sehr übel. Sie ist schon des besten Gebrauchs ihres Gesichts beraubt, und es wäre wirklich möglich, daß sie es ganz verlöre.

An den Julian will ich denken.

Hier schicke ich die angekündigte Philosophische Unterredung. Der Chineser würde mir noch besser gefallen, wenn er die Glutpfanne ergriffen und sie seinem Gegner mit diesen Worten überreicht hätte:

„Ja, ich erschaffe sie, da nimm sie zu deinem Gebrauch!“ Ich möchte wissen, was der Jesuite hierauf geantwortet hätte.

Bei Gelegenheit des Schellingischen Buches habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir umständlicher sprechen müssen. Ich gebe gern zu, daß es nicht die Natur ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unsres Geistes von uns aufgenommen wird. Von dem Appetit eines Kindes zum Apfel am Baume bis zum Falle desselben, der in Newton die Idee zu seiner Theorie erweckt haben soll, mag es freilich sehr viele Stufen des Anschauens geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß man uns diese einmal recht deutlich vorlegte und zugleich begreiflich machte, was man für die höchste hält. Der transzendentelle Idealist glaubt nun freilich ganz oben zu stehen; eins will mir aber nicht an ihm gefallen, daß er mit den andern Vorstellungsarten streitet, denn man kann eigentlich mit keiner Vorstellungsart streiten. Wer will gewissen Menschen die Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach außen ausreden, da die Erfahrungen selbst täglich diese Lehre auszusprechen scheinen und man mit einer scheinbaren Erklärung der schwersten Phänomene so leicht wegkommt. Sie wissen, wie sehr ich am Begriff der Zweckmäßigkeit der organischen Naturen nach innen hänge, und doch läßt sich ja eine Bestimmung von außen und ein Verhältnis nach außen nicht leugnen, wodurch man mehr oder weniger sich jener Vorstellungsart wieder nähert, so wie man sie im Vortrag als Redensart nicht entbehren kann. Ebenso mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren, wie er will, er stößt doch, ehe er sichs versieht, an die Dinge außer ihm, und, wie mir scheint, sie kommen ihm immer beim ersten Begegnen so in die Quere wie dem Chineser die Glutpfanne. Mir will immer dünken, daß, wenn die eine Partei von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also immer wohltut, in dem philosophischen Naturstande (Schellings Ideen p. XVI.) zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte.

Ich bin abermals auf einige Punkte gekommen, deren Bestimmung ich zu meinen nächsten Operationen brauche, und worüber ich mir Ihr Gutachten mündlich erbitten werde. Leben Sie recht wohl. Ich verschiebe meine Ankunft lieber noch einige Zeit, um in der

Kontinuation mit Ihnen erfreuliche und fruchtbare Tage verleben zu können.

Weimar, den 6. Januar 1798. G.

An Schiller.

Die letzten Tage waren wirklich von der Art, daß man wohltat, so wenig als möglich von dem Dasein des Himmels und der Erde Notiz zu nehmen, wie ich mich denn auch meistens in meiner Stube gehalten habe. Indessen habe ich in diesen farb- und freudlosen Stunden die Farbenlehre wieder vorgenommen und, um das, was ich bisher getan, recht zu übersehen, in meinen Papieren Ordnung gemacht. Ich hatte nämlich von Anfang an Akten geführt und dadurch sowohl meine Irrtümer als meine richtigen Schritte, besonders aber alle Versuche, Erfahrungen und Einfälle konserviert. Nun habe ich diese Volumina auseinander getrennt, Papiersäcke machen lassen, diese nach einem gewissen Schema rubriziert und alles hineingesteckt, wodurch ich denn meinen Vorrat zu einem jeden Kapitel desto besser übersehen kann, wobei ich alle unnütze Papiere zerstören kann, indem ich das Nützliche absondere und zugleich das Ganze rekapituliere. Jetzt hinterdrein sehe ich erst, wie toll die Unternehmung war, und werde mich wohl hüten, mich jemals in etwas Ähnliches wieder einzulassen. Denn selbst jetzt, da ich mich so weit durchgearbeitet habe, bedarf es noch einer großen Arbeit, bis ich mein Material zu einer reinen Darstellung bringe. Indessen habe ich dabei sehr an Ausbildung gewonnen, denn ohne diese seltsame Teilnahme wäre es meiner Natur kaum vergönnt gewesen, einen Blick in diese Fächer zu tun. Ich lege einen kleinen Aufsatz bei, der ungefähr vier bis fünf Jahre alt sein kann; es wird Sie gewiß unterhalten, zu sehen, wie ich die Dinge damals nahm.

Zugleich lege ich des Herrn Bouterweks ästhetische Bemühungen bei, die ich bis zu meiner Ankunft wohl zu verwahren bitte. Nicht leicht ist mir etwas so wunderlich vorgekommen. Das Ganze scheint mir aus alter überlieferter Ware, aus eignen unbestimmten Ansichten und aus Lappen der neuen Philosophie zu bestehen. Es müßte lustig genug sein, wenn man dereinst nachgeschriebene Hefte erwischen könnte, wornach ich aufstellen will.

Cotta ist sehr artig, daß er uns seine neue Weltkunde überschickt, ich werde ihm selbst danken. Das Blatt wird ein großes Publikum

finden, ob ich gleich nicht leugnen will, daß mir die Manier widersteht; sie erinnert mich an die Schubartische Chronik und hat weder Geschmack noch Würde; doch was hat das zu bedeuten. Wenn Freund Cotta nur seine Rechnung dabei findet. Wenn ich in der Folge mit irgendeinem Beitrag ihm dienen kann, so werde ich es gerne tun. Das dritte Stück habe ich gestern schon unmittelbar erhalten.

Halten Sie sich so gut als möglich! ich will auch den Januar noch hier ausdauern, auf den 30. noch eine Oper geben und dann zu Ihnen hinüber eilen, wo ich den Wallenstein auf gutem Wege zu finden hoffe; ich werde wohl indessen nichts tun können als aufräumen und ordnen. Leben Sie recht wohl.

Weimar, am 10. Januar 1798. G.

An G. Hufeland.

Ew. Wohlgeboren.

sage den verbindlichsten Dank für die so bald besorgten Göttingischen Blätter. Das Opus ist äußerst wunderlich, die mehr oder weniger alten und neuen ästhetischen Ingredienzien sind auf eine seltsame Weise zusammengestellt. Sollten Ihnen auf irgendeinem Wege dereinst nachgeschriebene Hefte vorkommen, so wäre ich neugierig zu sehen, wie er gewisse aufgeworfene Fragen beantwortet.

Mein Wunsch, Sie bald in Jena zu sehen, wird immer lebhafter. Ich bin nun einmal an diese Ausflucht so gewohnt, daß ich nicht lange hier sein kann, ohne mich darnach zu sehnen. Leben Sie recht wohl und erfreuen sich einer ununterbrochenen Tätigkeit.

Weimar, am 10. Januar 1798. Goethe.

An C. v. Knebel.

— Seit ich zurück bin, habe ich noch nichts hervorgebracht, dagegen aber vieles gelesen und manches vorbereitet. In diesen letzten Tagen habe ich die Farbenlehre wieder vorgenommen und will meine vielen Erfahrungen wenigstens so stellen, daß meine Arbeit andern nicht ganz unnütz bleibe. Wenn ich genötigt wäre, diese Lehre nur zwei halbe Jahre öffentlich zu lesen, so wäre alles getan; aber die Gelehrsamkeit auf dem Papiere und zum Papiere hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wie viel Totes und Tötendes

in den Wissenschaften ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben.

Lebe nun schönstens wohl und komme uns glücklich näher, es läßt sich alsdann wohl eine ganz leidliche Kommunikation nach Ilmenau einrichten. Indessen laß, ehe du von Nürnberg weggehst, noch ein paar Worte von dir hören.

Weimar, den 12. Januar 1798. G.

An Schiller.

Ihr lehrreicher Brief trifft mich eben bei den Farben der aneinandergedruckten Glasplatten, dem Phänomen, das Sie selbst so sehr interessierte und das ich jetzt auf seine ersten Elemente zu verfolgen vorhabe, indem ich ein Kapitel nach dem andern auszuarbeiten gedenke. Schreiben Sie doch ja bei Gelegenheit meines Aufsatzes, was Sie denken, hin, denn wir müssen jetzt einen großen Schritt tun, und ich glaube wieder bei Gelegenheit des Schellingischen Buches zu bemerken, daß von den neuern Philosophen wenig Hilfe zu hoffen ist. Ich habe diese Tage beim Zertrennen und Ordnen meiner Papiere mit Zufriedenheit gesehen, wie ich durch treues Vorschreiten und bescheidnes Aufmerken von einem steifen Realism und einer stockenden Objektivität dahin gekommen bin, daß ich Ihren heutigen Brief als mein eignes Glaubensbekenntnis unterschreiben kann. Ich will sehen, ob ich durch meine Arbeit diese meine Überzeugung praktisch darstellen kann.

Indem ich diese Woche verschiedene physische Schriften wieder ansahe, ist es mir recht aufgefallen, wie die meisten Forscher die Naturphänomene als eine Gelegenheit brauchen, die Kräfte ihres Individuums anzuwenden und ihr Handwerk zu üben. Es geht über alle Begriffe, wie zur Unzeit Newton den Geometer in seiner Optik macht, es ist nicht besser, als wenn man die Erscheinungen in Musik setzen oder in Verse bringen wollte, weil man Kapellmeister oder Dichter ist. Der Mechaniker läßt das Licht aus Kugeln bestehen, die sich einander stoßen und treiben; wie sie nun mehr oder weniger schief abprallen, so müssen die verschiednen Farben entstehen; beim Chemiker solls der Wärmestoff und besonders in der neuern Zeit das Oxygen getan haben; ein stiller und besonders bescheidner Mann wie Klügel zweifelt und läßt es dahingestellt sein; Lichtenberg macht Späße

und neckt die Vorstellungsarten der andern; Wünsch bringt eine Hypothese vor, die toller ist als ein Kapitel aus der Apokalypse, verschwendet Tätigkeit, Geschicklichkeit im Experimentieren, Scharfsinn im Kombinieren an den absurdesten Einfall in der Welt; Gren wiederholt das Alte, wie einer, der ein symbolisches Glaubensbekenntnis abbetet, und versichert, es sei das Rechte. Genug, es ist mehr oder weniger jedem darum zu tun, seinen individuellen Zustand mit der Sache zu verbinden und sich womöglich dabei seine Konvenienz zu machen. Wir wollen nun sehen, wie wir uns vor diesen Gefahren in acht nehmen, helfen Sie mir mit aufmerken.

Ich will nächstens Ihnen ein Aperçu über das Ganze schreiben, um von meiner Methode, vom Zweck und Sinn der Arbeit Rechenschaft zu geben.

Heute nur noch meinen Glückwunsch zum fortschreitenden Wallenstein.

Das tolle philosophische Gespräch ist aus des Erasmus Francisci neupoliertem Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel, einem abgeschmackten Buche, das aber manchen für uns brauchbaren Stoff enthält.

Leben Sie recht wohl. Die Botenfrau steht vor der Türe.

Weimar, den 13. Januar 1798. G.

An Johann Heinrich Dannecker.

Ihr Brief, mein lieber Herr Professor, kommt mir eben in der Stunde zu, in welcher ich an Herrn Thouret zu schreiben und ihn hierher einzuladen im Begriff und also mit meinen Gedanken in Stuttgart bin.

Ich freue mich sehr, zu vernehmen, daß mein Andenken unter Ihnen lebt, und kann versichern, daß ich mich oft in Ihre Nähe wünsche. Unter allen Künstlern bedarf der Bildhauer fast am meisten, durch eine immerwährende Unterhaltung sich die strengen Forderungen seiner Kunst zu vergegenwärtigen, so wie seine Arbeit den Liebhaber zu ernster und lebhafter Teilnahme auffordert.

Versäumen Sie nicht, mir einen Abguß der Büste des Prinzen Karl, sobald sie fertig ist, zu schicken; ich wünschte dadurch unsern gnädigsten Herrn zu bewegen, daß er sich und seiner Familie gleichfalls durch Ihre Hand ein marmornes Denkmal stiftete, es wäre mein Wunsch, daß Sie auch einmal in einer guten Jahreszeit zu uns kämen und manches Porträt zu weiterer Bearbeitung wieder mit zu sich nach Hause nähmen.

Doch das sind bis jetzt noch fromme Wünsche, wie ich deren manche für die Kunst tue. Herr Thouret mag indessen Ihr Vorgänger sein, und seine Dekorationen mögen Ihren künftigen Arbeiten einen Platz bereiten. Sorgen Sie ja, daß er, wenn er zu uns geht, einige Rosen und Stäbe von Herrn Isopis Arbeit, den ich schönstens grüße, allenfalls nur von Gips mitbringt, es wird künftig für beide Teile förderlich sein, wenn, indem Herr Thouret Zeichnungen für uns macht, Herr Isopi die Modelle der einzelnen Teile fertigte. Wollen Sie die Güte haben, zu sorgen, daß wir erfahren, für welchen Preis uns Herr Isopi Rosen, Stäbe usw. liefern will, so könnten wir alsdann ohne alle Umstände gleich des Handels einig werden.

Herrn Professor Leybold bitte bestens zu grüßen, er ist wirklich, mit noch einigen andern, im Vorschlage zu der durch Herrn Lips erledigten Stelle, doch kann ich noch nicht sagen, wohin die Wahl ausfallen wird.

Ihre Grüße richte ich aus. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau bestens und gedenken mein fleißig.

Noch eins. In einem Briefe an Ihren Herrn Schwager, der auch heute abgeht, ersuche ich Sie, eine Zeichnung nach dem bekannten osteologischen Präparat gefällig zu dirigieren; das Nähere ist dort schon bestimmt. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 15. Januar 1798.

An Wolfgang Gottlob Christoph v. Egloffstein.

[nach dem 15. Januar.]

Herr Krako könnte mir nicht besser als durch Ew. Hochwohlgeboren empfohlen sein, und ich würde ihn mit besonderm Vergnügen bei dem Theater wieder anstellen, wenn nicht eine solche Sozietät ein so wunderbarer mystischer Körper wäre, bei dem man hundert Rücksichten zu nehmen hat. Das Rollenfach, zu welchem Herr Krako sich gegenwärtig bestimmen könnte, ist besetzt, so daß bei seiner Aufnahme manches Unangenehme zu erwarten stünde, wobei denn auch eine neue Gage bei der Kasse in Betracht zu ziehen ist. Diese und andere Bedenklichkeiten hindern uns, in diesem Augenblicke eine bejahende Entschließung zu fassen, eine völlig verneinende aber würde bei dem mannigfaltigen Wechsel, dem die theatralischen Verhältnisse ausgesetzt sind, gleichfalls übereilt sein und sich mit der Versicherung

nicht vertragen, womit ich schließe, daß ich nichts angelegentlicher wünsche, als Ew. Hochwohlgeboren gefällig sein zu können.

An Schiller.

Die gute Nachricht, daß Ihre Arbeit fördert, ersetzt mir einen längern Brief, den ich sonst nicht gern entbehre.

Sie erhalten hierbei einen kleinen Aufsatz über einige Punkte, die ich in diesen Tagen noch lieber mündlich mit Ihnen abgehandelt hätte. Ich denke, wenn wir die Sache noch einigemal recht angreifen, so muß sie sich geben. Ich habe gestern das Kapitel von der Elektrizität in Grens Naturlehre gelesen, es ist so vernünftig geschrieben als unvernünftig das von den Farben; allein wie fand er es auch durchgearbeittet und vorbereitet.

So viel ich jetzt übersehen kann, wird die Farbenlehre, wenn man sie recht angreift, in Absicht auf ihren Vortrag einen Vorzug vor der elektrischen und magnetischen haben, weil wir bei ihr mit keinen Zeichen, sondern mit den Verhältnissen und Wirkungen sichtbarer Naturverschiedenheiten zu tun haben.

Zugleich erhalten Sie einen Nachtrag von Freund Hirt über seinen Laokoon.

Böttiger hat, nach seiner beliebten Art, meinen Aufsatz über diese Materie an einen Freund verraten, und dieser ist dadurch in die größte Bewegung gesetzt worden, wie der Nachtrag ausweist.

Bemerkenswert ist es, daß er seine Beispiele von Basreliefen hernimmt, die als subordinierte Kunstwerke schon allenfalls etwas weiter gehen dürfen; daß er aber von der Familie der Niobe schweigt, einem Kunstwerk auf der höchsten Stufe, das aber freilich seiner Hypothese nicht günstig ist.

Wäre nur die Gruppe selbst glücklich in Paris angelangt und wieder aufgestellt, so möchten unsere Salbadereien hierüber sämtlich in Rauch aufgehen.

Man fängt in Paris schon an, sich über den üblen Zustand der hingeschafften Kunstwerke zu beklagen. So wie unser Meyer versichert, daß zum Beispiel die Cäzilie von Rafael gar nicht zu transportieren gewesen sei, weil der Kreidegrund sich an vielen Stellen gehoben hatte, der also durch die Erschütterung gewiß abgefallen ist. Wie finde ich Herrn Posselt glücklich, daß er sich über den Sukzeß

dieses übermächtigen und übermütigen Volks bis tief in die Eingeweide freuen kann.

Leben Sie recht wohl, es steht mir jetzt noch einige Wochen manches bevor, ist aber der Geburtstag vorbei, so komme ich, um an Ihren Arbeiten teilzunehmen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 17. Januar 1798. G.

An Schiller.

Für die Prüfung meiner Aufsätze nach den Kategorien danke ich zum schönsten, ich werde sie bei meiner Arbeit immer vor Augen haben. Ich finde selbst an der Stimmung, womit ich diese Gegenstände bearbeite, daß ich bald zur edlen Freiheit des Denkens darüber gelangen werde. Ich schematisiere unabläßlich, gehe meine Kollektaneen durch und suche aus dem Wust von Unnötigem und Falschem die Phänomene in ihrer sichersten Bestimmung und die reinsten Resultate heraus. Wie froh will ich sein, wenn der ganze Wust verbrannt ist und das Brauchbare davon auf wenig Blättern steht. Die Arbeit war unsäglich, die doch nun schon acht Jahre dauert, da ich kein Organ zur Behandlung der Sache mitbrachte, sondern mir es immer in und zu der Erfahrung bilden mußte. Da wir nun einmal so weit sind, so wollen wir uns die letzte Arbeit nicht verdrießen lassen. Stehen Sie mir von der theoretischen Seite bei, und so wird es gewiß geschwinder gehen.

Ich lege einen flüchtigen Entwurf zur Geschichte der Farbenlehre bei. Sie werden dabei auch schöne Bemerkungen über den Gang des menschlichen Geistes machen können, er dreht sich in einem gewissen Kreise herum, bis er ihn ausgelaufen hat. Die ganze Geschichte, wie Sie sehen werden, dreht sich um die gemeine, das Phänomen bloß aussprechende Empirie, und um den nach Ursachen haschenden Rationalism herum, wenig Versuche einer reinen Zusammenstellung der Phänomene finden sich. Also schreibt uns die Geschichte auch schon selbst vor, was wir zu tun haben. Es wird sich bei der Ausführung etwas recht Interessantes machen lassen. Stehen Sie mir bei weiterm Fortschreiten bei.

Die öftern Rückfälle Ihrer Gesundheit betrüben mich sehr, sowohl um des Leidens als des Verlustes willen. Die milde Witterung verspricht uns für die nächste Zeit noch nichts Gutes.

Cotta ist zu beneiden! er fühlt sich gewiß glücklich, daß so ein

herrliches Blatt durch ihn in die Welt geht, wobei der goldne Beifall doppelt willkommen ist. Ich habe es in Weimar sehr in Gang bringen helfen.

Die Gottersche Oper geben wir vorerst noch nicht.

Meinen Aufsatz über Laokoon will ich gelegentlich nochmals durchsehen, und dann wollen wir überlegen, was zu tun sei. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und haben Sie nochmals Dank für Ihren langen fördernden Brief.

Weimar, am 20. Januar 1798. G.

An Schiller.

Schon heute könnte ich ein besseres Schema einer künftigen Geschichte der Farbenlehre überschicken, und es soll von Zeit zu Zeit noch besser werden. Wenn man die Reihe von geistigen Begebenheiten, woraus doch eigentlich die Geschichte der Wissenschaften besteht, so vor Augen sieht, so lacht man nicht mehr über den Einfall, eine Geschichte a priori zu schreiben, denn es entwickelt sich wirklich alles aus den vor- und rückschreitenden Eigenschaften des menschlichen Geistes, aus der strebenden und sich selbst wieder retardierenden Natur.

Eines einzelnen Umstandes muß ich erwähnen. Sie erinnern sich des Versuchs mit einem gläsernen Kubus, wodurch ich so deutlich zeigte, daß die senkrechten Strahlen ebensogut verändert und das Bild aus dem Grunde in die Höhe gehoben wird. Snellius, der die erste Entdeckung des Gesetzes der Brechung machte, erinnerte schon ebendas; allein Huygens, der jene Entdeckung eigentlich bekannt machte, geht gleich über das Phänomen hinaus, weil er es bei seiner mathematischen, übrigens ganz richtigen Behandlung der Sache nicht brauchen kann, und seit der Zeit will niemand nichts davon wissen. Der perpendikulare Strahl wird freilich nicht gebrochen und die Berechnung kann nicht angestellt werden als bei den gebrochenen Strahlen, weil man sonst keine Vergleichung der Winkel und ihrer Sinus anstellen kann, aber ein Phänomen, das nicht berechnet werden kann, bleibt deswegen doch ein Phänomen, und sonderbar ist es, daß man in diesem Falle grade das Grundphänomen (denn dafür halte ichs), woraus alle die übrigen sich herleiten, beiseite bringt.

Erst seit ich mir fest vorgenommen habe, außer Ihnen und Meyern mit niemanden mehr über die Sache zu konferieren, seit der Zeit habe ich erst Freude und Mut, denn die so oft vereitelte Hoffnung

von Teilnahme und Mitarbeit anderer setzt einen immer um einige Zeit zurück. Nun kann ich, wie es Zeit, Umstände und Neigung erlauben, immer sachte fortarbeiten.

Möge das schöne Wetter und die Höhe des Barometers etwas zu Ihrem bessern Befinden mit beitragen, ich sehne mich recht aus dieser Masken- und Theaterwelt zu Ihnen hinüber. An Böttiger will ich das bringen oder bringen lassen, er läßt sich seit einiger Zeit nicht sehen, seitdem er mir eine Art von tückischem Streich gespielt hat. Meyer ist fleißig und grüßt schönstens.

Weimar, den 24. Januar 1798. G.

An Schiller.

Weimar, am 26. Januar abends 1798.

Da ich nicht weiß, wie es morgen früh mit mir aussehen wird, so will ich heute abend ein Blättchen in Vorrat diktieren.

Aus beiliegenden Stanzen werden Sie sich ein Traumbild von dem Aufzuge formieren können, der heute abend statthaben soll. Sechs schöne Freundinnen belieben sich aufs beste zu putzen, und wir haben, um ja keine Allegorie mehr in Marmor und wo möglich auch nicht einmal gemalt zu sehen, die bedeutendsten Symbole mit Pappe, Gold- und anderm Papier, Zindel und Lahn, und was alles noch von Stoffen dieser Art zu finden ist, auf das klärste dargestellt.

Der Imagination Ihrer lieben Frau wird es einigermaßen nachhelfen, wenn ich nachstehendes Personal hersetze.

Der Friede Fräulein v. Wolfskeel.

Die Eintracht Frau v. Egloffstein und Fräulein v. Seckendorff.

Der Überfluß Frau v. Werther.

Die Kunst Fräulein v. Beust.

Der Ackerbau Fräulein v. Seebach.

Hierzu kommen noch sechs Kinder, die auch nicht wenig Attribute schleppen müssen, und so hoffen wir mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raum die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nötigen.

Auf dieses Vorspiel paßt die Nachricht vollkommen, die ich Ihnen von dem berühmten englischen Gedichte Darwins, der botanische Garten, zu geben gedenke. Ich wünschte nur, daß ich Ihnen diese englische Modeschrift, wie sie hier in Groß-Quart, in Saffian gebunden, vor mir liegt, auch vor Augen stellen könnte. Sie wiegt 5½ Pfund

akkurat, wie ich mich gestern selbst überzeugt habe. Da nun unsere Taschenbücher ungefähr ebensoviel Lot an Gewicht haben, so möchten wir uns auch von dieser Seite zu den Engländern wie 1 zu 32 verhalten, wenn wir nicht allenfalls durch 32 Taschenbücher einen solchen englischen Moderiesen aufzuwiegen imstande wären. Es ist auf geglättetes Papier prächtig gedruckt, mit wahnsinnig allegorischen Kupfern von Füßli verziert und außerdem noch mit botanischen, antiquarischen Tags- und Liebhaber-Darstellungen hie und da geschmückt, hat Einleitungen, Anzeigen des Inhalts, Noten unter dem Text, Noten hinter dem Text, in welchen Naturlehre, Chemie, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Botanik, Fabrik- und Handelswesen, besonders aber Toter und Lebender berühmte Namen auf das beste produziert sind, so daß, von Ebbe und Flut bis zur sympathetischen Tinte, alles wohl eingesehen und begriffen werden kann.

Bei allen diesen Sonderbarkeiten scheint mir aber doch das Sonderbarste: daß in diesem botanischen Werke alles, nur keine Vegetation zu finden ist. Wenigstens ist dies von dem ersten Teil desselben beinahe buchstäblich wahr. Hier haben Sie den Inhalt des zweiten Gesangs:

Anrede an die Gnomen. Die Erde wird durch einen Vulkan aus der Sonne geworfen, ihre Atmosphäre und Ozean, ihre Reise durch den Tierkreis. Abwechslung Tages und der Nacht, sowie der Jahreszeiten. Uranfängliche glückliche Eilande, Paradies oder goldnes Alter. Venus steigt aus der See. Die ersten großen Erdbeben, feste Länder steigen aus der See; der Mond wird von einem Vulkan ausgeworfen, hat keine Atmosphäre und ist frostig, die tägliche Bewegung der Erde wird aufgehalten, ihre Axe neigt sich mehr, sie dreht sich mit dem Monde um einen neuen Mittelpunkt. Entstehung des Kalksteins durch wäßrige Auflösung, Kalkspat, weißer Marmor, antike Statue des Herkules, der von seinen Arbeiten ruht, Antinous, Apoll von Belvedere, Venus Medicis, Lady Elisabeth Foster und Lady Melbourn von Herrn Damer. Von Morästen. Woher das Salz der Erde komme. Salzminen bei Krakau. Hervorbringung des Salpeters. Mars und Venus werden durch Vulkan gefangen. Hervorbringung des Eisens. Herrn Michels Verbeßrung künstlicher Magneten. Gebrauch des Stahls beim Ackerbau, Schiffahrt und Krieg. Ursprung der Säuren. Woher die Kieselsteine, der Seesand, Gips, Asbest, Fluß, Onyx, Achat, Mocka, Opal, Saphir, Rubin, Diamant. Jupiter und Europa. Neue unterirdische Feuer durch

Gärung. Der Ton wird hervorgebracht. Porzellanmanufaktur in China, Italien, England, Herrn Wedgwoods Werke zu Etruria, in Staffordshire. Kamee, einen Mohrensklaven in Ketten vorstellend, die Hoffnung vorstellend. Die Figuren auf der Portland- oder Barberini-Vase werden erklärt. Kohlen, Schwefelkies, Naphtha, Obsidian und Ambra. Doktor Franklins Erfindung, dem Gewitter seine Blitze zu nehmen. Freiheit Amerikas, Irlands, Frankreichs. Alte unterirdische Zentralfeuer. Hervorbringung des Zinns, Kupfer, Zink, Blei, Merkurius, Platina, Gold und Silber. Zerstörung von Mexiko. Sklaverei von Afrika, Untergang der Heere des Kambyses, Gnomen wie Sterne an einer Himmelsmaschine. Einbrüchen der See wird Einhalt getan. Felsen werden bebaut. Die Materie zirkuliert, die Düngung ist den Pflanzen, was der Milchsaft den Tieren. Pflanzen steigen aus der Erde. St. Peter wird aus dem Kerker erlöst. Wanderungen der Materie. Tod und Auferstehung des Adonis. Entfernung der Gnomen.

Hier haben Sie also das Schema eines Gedichtes! So muß ein Lehrgedicht aussehen, das nicht allein lehren, sondern auch unterrichten soll. Nun können Sie sich denken, was für Beschreibungen, für Allegorien, für Gleichnisse in dem Werke herumspuken und wie das ganze Material auch nicht mit einer Spur von poetischem Gefühl zusammengebunden ist. Die Verse sind, wie mir scheint, nicht übel, und manche Stellen haben eine rhetorische Tournüre, die dem Silbenmaße angehört. Genug, das Detail erinnert einen an so viel englische Dichter, die im Didaktischen und Beschreibenden gearbeitet haben. Was mag die englische zerstreute Welt sich nicht an einzelnen Stellen vergnügen! wenn ihr so eine Menge theoretisches Zeug, von dem sie schon so lange summen hörte, nun wieder im bekannten Silbenmaße vorgesungen wird. Ich habe das Buch erst seit gestern abend im Hause und finde es wirklich unter meiner Erwartung, denn ich bin Darwin im Grunde günstig. Zwar schon seine Zoonomie — —

So weit war ich gestern gekommen, als man mich abrief, um Chorführer zu sein. Es ging alles ganz gut, nur daß auch diesmal wie bei ähnlichen Fällen zuletzt der Raum fehlte, sich gehörig zu produzieren. Die Frauenzimmer hatten sich recht schön geputzt, und die zwölf teils großen teils kleinen Figuren in einem Halbkreise würden durch ihre verschiednen Gruppen auf dem Theater, wo man sie ganz übersehen hätte, einen guten Effekt gemacht haben. So

ward aber in dem engen Raum alles zusammengedrängt, und weil jeder recht gut sehen wollte, sah fast niemand. Indessen waren sie doch auch nachher noch einzeln hübsch geputzt und gefielen sich und andern.

Daß Sie unsere Freundinnen wollen einschlafen lassen, war mir nicht ganz unerwartet. Was sagen Sie aber zu dem Gedanken, daß man Monatschriften nur auf ein Jahr herausgeben sollte. Man sammelte zum Beispiel 98 und gäbe 99 zwölf Stücke, und so fort, wenn man im Gange wäre, vielleicht immer mit einer Pause. Man müßte sich zum Gesetz große Mannigfaltigkeit machen, interessante, nicht zu lange Aufsätze, in dem einen Jahre gewiß alles ganz, und seine Sache so machen, daß es am Ende noch als ein ganzes Werk verkauft werden könnte. Soll ich Böttigers Aufsatz noch für Sie besprechen?

Einsiedel hat ein paar Märchen geschrieben, die artig sein sollen; ich wollte sie auch zu erhalten suchen.

Für den Almanach habe ich einen Einfall, der noch toller ist als die Xenien; was sagen Sie zu dieser anmaßlich scheinenden Versicherung? Ich kommuniziere ihn aber nicht anders als unter gewissen Bedingungen, indem ich mir Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, Ihnen aber zuletzt wie billig die Wahl frei steht, ob Sie ihn aufnehmen wollen oder nicht. Ehe man eine Silbe davon zu drucken anfängt, muß das Ganze wie ein anderes Werk entschieden sein. Sie werden, wenn Sie in der Welt recht herumraten, es zwar schwerlich auffinden, doch vielleicht entdecken Sie etwas Ähnliches zum Gebrauch künftiger Zeiten.

Leben Sie recht wohl, das schöne Wetter möchte ich nun gar zu gern in Ihrer Nachbarschaft zubringen. Ich warte nur auf einen Brief von Stuttgart, ob nicht Thouret, den wir zur Dekoration des Schlosses verschrieben haben, bald kommen wird.

Lassen Sie uns denn also, wenn es auch in Europa noch etwas bunter zugehen sollte, gerne in diesem Weltteile verweilen.

Weimar, am 27. Januar 1798. G.

An Wilhelm v. Wolzogen.

Bei unserm Schloßbau kommt eine Einrichtung zur Sprache, davon die erste Idee, wenn ich nicht irre, von Ew. Hochwohlgeboren sich herschreibt, nämlich keine Meister zur Aufsicht über die Gesellen

anzustellen, sondern das, was jene leisteten, auf einem andern Wege zu bewirken. Auf beiliegendem Blatt habe ich die beiden Verhältnisse kürzlich gegeneinander gesetzt und erbitte mir von Ew. Hochwohlgeboren die nähere Bestimmung der letztern, um so mehr baldigst, weil meo voto wenigstens ein Dutzend Maurer dieses Jahr im Schlosse anzustellen wären und man, wenn Serenissimus sich für die neue Einrichtung entschiede, beizeiten gute Gesellen anwerben müßte. Der ich mich bestens empfehle.

Weimar, am 28. Januar 1798. G.

[Beilage.]

Nach der bisherigen Einrichtung wurden so viel Gesellen als man brauchte, bei dem Meister namentlich bestellt, welcher solche auch, zur bestimmten Zeit, bei der Arbeit sistierte. Die genauere Bestimmung der Arbeit nach dem Risse besorgt der Baumeister, und der Meister steht für die Ausführung des Angegebenen. Der Geselle erhält in kurzen Tagen 5 Gr., in langen 6 Gr. und gibt von beiden dem Meister 1 Gr. ab, übrigens stehen die Gesellen in dem hergebrachten Handwerksverhältnis.

Bei der vorgeschlagnen Art, den Meister wegzulassen und die Aufsicht Polierern zu übergeben, würden diese also an die Stelle der Meister treten, wozu man denn aus den gegenwärtigen Gesellen die geschicktesten wählen müßte. Einem solchen Polierer gäbe man denn etwas mehr als einem Gesellen, und die Gesellen gäben nichts ab, wodurch sie denn eo ipso eine Zulage erhielten, und von dieser Seite empfiehlt sich dieser Vorschlag. Wie er aber mit dem nicht so leicht zu verändernden Handwerkswesen zu verbinden sei, da die Gesellen und Polierer, wenn wir sie früher oder später entlassen, wieder in die Verhältnisse mit den Meistern zurückkehren, solches läßt sich so leicht nicht beurteilen.

Weimar, am 28. Januar 1798. G.

An Schiller.

Geschäfte und Zerstreuungen bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor, so daß ich mich fast entschließen möchte, nur auf einen oder ein paar Tage zu Ihnen hinüber zu kommen, weil ich noch keine ruhige Zeitfolge vor mir sehe.

Gestern haben wir eine neue Oper gehört, Cimarosa zeigt sich in

dieser Komposition als einen vollendeten Meister, der Text ist nach italienischer Manier, und ich habe dabei die Bemerkung gemacht: wie es möglich wird, daß das Alberne, ja das Absurde sich mit der höchsten ästhetischen Herrlichkeit der Musik so glücklich verbindet. Es geschieht dieses allein durch den Humor; denn dieser, selbst ohne poetisch zu sein, ist eine Art von Poesie und erhebt uns seiner Natur nach über den Gegenstand. Dafür hat der Deutsche so selten Sinn, weil ihn seine Philisterhaftigkeit jede Albernheit nur ästimieren läßt, die einen Schein von Empfindung oder Menschenverstand vor sich trägt.

Hier schicke ich eine eigne Erscheinung, eine Ankündigung, daß ein letzter Abkömmling der alten Nürnberger Meistersänger eine Auswahl seiner Gedichte herausgeben will. Ich kenne schon manches von ihm und habe leider versäumt, ihn in Nürnberg selbst zu sehen. Er hat Sachen gemacht von Humor und Natürlichkeit, die leicht ins reinere Deutsch zu übersetzen wären und deren sich niemand schämen dürfte. Wir erhalten das Buch durch Knebeln, wenn es herauskommt.

Dieser Freund ist nun wieder in Ilmenau angelangt, seine Schöne wird in wenig Tagen abreisen, um ihm das Joch der Ehe auf den alten steifen Nacken zu legen. Da ich ihm herzlich gut bin, so wünsche ich ihm zu diesem Unterfangen das möglichste Glück.

Von allem übrigen bald auf ein oder die andere Weise mündlich. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

Weimar, am 31. Januar 1798. G.

Könnten Sie nicht gelegentlich erfahren, ob Justizrat Boie die sechs Bände meiner neuen Schriften erhalten hat, die ich ihm, mit Dank für Cellini, schon am 6. Juni gesendet habe? bis jetzt vernahm ich noch nichts von ihm.

An C. v. Knebel.

Sei mir schönstens in dem Ilmenauer Schnee gegrüßt, in dessen Nähe ich dir heitere Tage wünsche, bis das Frühjahr uns alle wieder erquickt. Möge der feste Knoten, den du in dein Schicksal knüpfest, dir alles wünschbare Gute herbeiführen.

Laß mich von Zeit zu Zeit hören, wie du dich befindest und womit man dir einiges Vergnügen machen könnte. Kommt mir irgend was merkwürdig Neues zur Hand, so soll es dir mitgeteilt werden. Ich

habe in diesen Tagen nur geordnet und beiseite geschafft; ich muß mir Raum machen, um bald einen jenaischen Aufenthalt zu einigen Arbeiten nutzen zu können. Leider hat meine Reise mit ihren Folgen mich sehr viel Zeit gekostet, ob ich gleich nicht Ursache habe, sie mich reuen zu lassen. So wie man bei dem wilden Zustand der Welt recht zufrieden sein kann, sich wieder zu Hause zu befinden. Lebe recht wohl und gib mir bald Nachricht von deinem Leben und Wesen.

Weimar, am 1. Februar 1798. G.

An Schiller.

Ich ergebe mich in die Umstände, welche mich noch hier festhalten, nur insofern mit einiger Gemütsruhe, als ich, wenn nur erst gewisse Dinge teils beiseite geschafft, teils in Gang gebracht sind, auf eine Anzahl guter Tage in Jena hoffen kann.

Hier schicke ich eine Arbeit von Einsiedeln, die ich wegen Kürze der Zeit nicht habe lesen können; sie steht, wenn Sie solche brauchen können, für die Horen zu Diensten. Nach der gewöhnlichen Erscheinung der Widersprüche, die der Zufall so oft in den Gang des Lebens mischt, erscheinen jetzt grade am Ende noch voluminose Beiträge, und Böttigers Aufsatz über die neufränkische Behandlung der Kunstwerke wird wohl gar erst nach dem seligen Hintritt unserer drei geliebten Nymphen eintreffen.

Ich brauche die Stunden, die mir übrig bleiben, teils zum reineren Schematisieren meines künftigen Aufsatzes über die Farbenlehre, teils zum Verengen und Simplifizieren meiner frühern Arbeiten, teils zum Studieren der Literatur, weil ich zur Geschichte derselben sehr große Lust fühle und überhaupt hoffen kann, wenn ich noch die gehörige Zeit und Mühe daran wende, etwas Gutes, ja sogar, durch die Klarheit der Behandlung, etwas Angenehmes zu liefern. Sie haben in einem Ihrer letzten Briefe vollkommen recht gesagt: daß ich erst jetzt auf dem rechten Flecke stehe, da ich auf alle äußere Teilnehmung und Mitwirkung Verzicht getan habe. In einem solchen Falle verdient nur eine vollendete Arbeit, die so viele andere Menschen aller Mühe überhebt, erst den Dank des Publikums und erhält ihn auch gewiß, wenn sie gelingt.

Übrigens habe ich etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die ich als den zweiten Teil der Unterhaltungen meiner Ausgewanderten bearbeiten, dem Ganzen noch auf ein gewisses Fleck

helfen und es alsdann in der Folge meiner Schriften herausgeben werde.

Sodann denke ich etwas ernsthafter an meinen Faust und sehe mich auf diesem Wege schon für das ganze Jahr beschäftigt, besonders da wir doch immer einen Monat auf den Almanach rechnen müssen.

Durch die Verschiedenheit dieser Vorsätze komme ich in den Stand, jede Stunde zu nutzen.

Die Idylle ist wirklich wieder eine sonderbare Erscheinung. Wieder ein beinahe weibliches Talent, hübsche jugendliche Ansichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, sittliches Gefühl. Wäre es nun den Deutschen möglich, sich zu bilden, und eine solche Person lernte, was doch zu lernen ist, in Absicht auf innere und äußere Form des Gedichts; so könnte daraus was recht Gutes entstehen, anstatt daß es jetzt bei einer gewissen gleichgültigen Anmut bewenden muß. Meo voto müßte zum Beispiel die Mutter die Abwesenheit der Tochter merken, ihr nachgehen, Erkennung und Entwicklung müßten in der Kapelle geschehen, wodurch der langweilige Rückweg vermieden würde und der Schluß ein pathetisches und feierliches Ansehen gewinnen könnte.

Zu leugnen ist es nicht, daß Herrmann und Dorothea schon auf diese Natur gewirkt hat, und es ist wirklich sonderbar, wie unsere junge Naturen das, was sich von einer Dichtung durchs Gemüt auffassen läßt, an sich reißen, nach ihrer Art reproduzieren und dadurch zwar mitunter ganz was Leidliches hervorbringen, aber auch gewöhnlich, was man durch die ganze Kraft seiner Natur zum Stil zu erhöhen strebte, sogleich zur Manier herabwürdigen und gerade dadurch, weil sie sich dem Publiko mehr nähern, öfters einen größern Beifall davon tragen als das Original, von dessen Verdiensten sie nur teilweise etwas losgerissen haben.

Bei diesen Betrachtungen fallen mir unsere dichterischen Freundinnen ein. Amelie hat wieder etwas vor. Meyer fürchtet, daß das Sujet ihr große Hindernisse in den Weg legen werde. Es ist sonderbar, daß die guten Seelen nicht begreifen wollen, wie viel darauf ankommt, ob auch der Gegenstand sich behandeln lasse. Ich habe auch diese Tage den zweiten Teil von Agnes von Lilien gelesen. Es ist recht schade, daß diese Arbeit übereilt worden ist. Die summarische Manier, in der die Geschichte vorgetragen ist und die, gleichsam in einem springenden Takt, rhythmisch eintretenden Reflexionen lassen einen nicht einen Augenblick zur Behaglichkeit kommen, und man wird hastig ohne Interesse. Dies sei zum Tadel der Ausführung gesagt, da

die Anlage so schöne Situationen darbietet, die, mit einiger Sodezz ausgeführt, eine unvergleichliche Wirkung tun müßten. Was das Naturell betrifft, das dieses Werk überhaupt hervorgebracht, so erregt es immer noch Erstaunen, wenn man auch den Einfluß Ihres Umgangs auf die Entstehung und Ihrer Feder auf die Vollbringung des Werks nicht verkennen kann. Freilich fällt die Absonderung für uns andere Leser schwer; aber ich glaube doch immer sagen zu dürfen, daß eine solche Natur, wenn sie einer Kunstbildung fähig gewesen wäre, etwas Unvergleichliches hätte hervorbringen müssen. Meyer ist voller Verwunderung, der sich sonst nicht leicht verwundert. Und ich am Ende des Blattes grüße schönstens, wünsche den besten Fortgang Ihrer Arbeiten und sehe Ihrem Wallenstein, als einem aufgehäuften Schatze, entgegen.

Weimar, am 3. Februar 1798. G.

Darf ich um Humboldts Adresse bitten, dem ich doch ehestens zu schreiben wünschte.

An W. v. Humboldt.

7. Februar.

Nur um wenige Tage, wie ich hören muß, haben wir uns in der Schweiz verfehlt. Auf Ihren freundschaftlichen Brief von Wien hatte ich meine Ordre so gegeben, daß Sie mir nicht entgehen konnten, wenn ich in der Schweiz hätte länger ausdauern dürfen. Die üble Jahreszeit kam heran, und wir fanden auf unserm Rückzug die Wege durch Witterung, Kriegs- und Handelsfuhrwesen ärger, als man sichs denken kann, verdorben. Nun bin ich wieder in meiner Wohnung angelangt, habe mich von der Zerstreuung so ziemlich erholt, manche Geschäfte beiseite gebracht und bereite mich wieder zu meinen Arbeiten. Mein nächster Aufenthalt in Jena wird entscheiden, was zuerst an die Reihe kommen soll. Ich habe eine Menge von Dingen, die ich immer so vor mir hinwälze, wie Sie wissen, und wovon denn so eins nach dem andern, wie es Zeit und Stimmung erlauben, vollbracht wird. Auch auf der Reise habe ich wieder manches Neue konzipiert, das denn auch zu seiner Zeit reif werden mag. Erhalten Sie meinen Arbeiten Ihren Anteil.

Schiller geht mit seinem Wallenstein sachte fort, ich habe davon noch nichts gesehen, wie ich denn auch, leider, bisher noch immer an Weimar gefesselt war.

Meyer hat schöne Sachen mitgebracht, seine schriftliche Bemerkungen sowohl als seine Kopien bringen uns einem reinern Begriff der Kunstgeschichte immer näher.

Indem wir nun in unserm beschränkten Zustande so fortleben, genießen Sie alles, was das ungeheure Paris Ihnen täglich und stündlich anbietet, und sind deshalb nicht wenig zu beneiden. Schiller hat mir Ihren Brief mitgeteilt, und ich bitte Sie auch gelegentlich um einige Nachricht von Ihrem Lebenswandel und von so manchen Gegenständen, die mich, wie Sie wissen, interessieren.

Vielleicht kommen Ihnen ein paar Bücher vor, die ich in Deutschland noch nicht finden konnte und die ich sehr zu besitzen wünsche. Hier sind die Titel:

Nouveau Systeme de l'Univers. Sous le titre de Chroa-Genesie, ou Critique de prétendues découvertes de Newton par M. Gautier. Paris 1750, im größten Duodez.

Examen du Systême de M. Newton Sur la lumière et les couleurs. Par M. J. Metophile. A. Euphronophe, chez G. Saphendore 1766. 12.

Sollten Sie diese Bücher finden, so gibt es ja wohl einmal eine Gelegenheit, sie mir herauszuschicken.

Ich habe nach meiner Rückkunft meine sämtlichen Arbeiten in diesem Fache wieder revidiert und arbeite nun vor allen Dingen das Schema aus, wornach ich die Erfahrungen vortragen will. Die Geschichte der Farbenlehre kann sehr interessant werden, sie ist auch wieder wie natürlich die Geschichte des menschlichen Geistes im kleinen.

Die Felsen des Gotthards haben auch die mineralogische Liebhaberei wieder in Bewegung gesetzt, so daß es mir auch von dieser Seite an mancher Unterhaltung in den trüben Wintertagen nicht gebricht. Fänden Sie einige hübsche Stücke von dem Montmartrer Gips und von dem sogenannten kristallisierten Sandstein von Fontainebleau um einen leidlichen Preis, so würden Sie mir dadurch ein Vergnügen machen, doch versteht sich, daß es ohne Ihre Beschwerde geschähe.

Dagegen sende einstweilen, was ich habe, in der Überzeugung, daß Sie mit Ihren Gedanken oft bei uns und unsern Arbeiten sind und daß uns doch das Landsmännische näher liegt als das Fremde.

Schreiben Sie doch ein Wort, wie es mit den eroberten Kunstsachen steht? und was davon aus Italien angekommen und aufgestellt ist? Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, der ich die beste Gesundheit zum Genuß so mancher herrlichen Gegenstände wünsche. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns mit Freuden der Zeit

entgegensehen, die uns wieder, auf deutschem Grund und Boden, zusammenführen wird.

An Schiller.

Das, was Sie mir von Ihrem wenigern Einfluß auf Agnes von Lilien schreiben, vermehrt meinen Wunsch, daß die Verfasserin im stillen die Arbeit, besonders des zweiten Teils, nochmals vornehmen, ihn an Geschichtsdetail reicher machen und in Reflexionen mäßiger halten möge. Das Werk ist es wert, um so mehr, da sie schwerlich ihrer Natur nach ein zweites Sujet finden wird, in dem sie sich so glücklich ergehen kann. Im zweiten Bande sind mehrere sehr glückliche Situationen, die durch die Eile, mit der sie vorüberrauschen, ihren Effekt verfehlen. Ich wüßte nicht leicht einen Fall, durch den man den Leser mehr ängstigen könnte, als die Scheinheirat mit Julius, nur müßte freilich diese Stelle sehr retardierend behandelt werden.

Wenn Sie meiner Meinung sind, so suchen Sie die Verfasserin zu determinieren, um so mehr, da es keine Eile hat und man natürlich den ersten Eindruck eine Zeitlang muß walten lassen.

Da ich von aller Produktion gleichsam abgeschnitten bin, so treibe ich mich in allerlei Praktischem herum, obgleich mit wenig Freude. Es wäre möglich, sehr viele Ideen in ihrem ganzen Umfang auszuführen, wenn nicht die Menschen die Determination, die sie von den Umständen borgen, auch schon für Ideen hielten, woraus denn gewöhnlich die größten Pfuschereien entstehen und bei Verwendung von weit mehr Mühe, Sorge, Geld und Zeit doch zuletzt nichts, das eine gewisse Gestalt hätte, hervorgebracht werden kann. Mit stiller, aber desto lebhafterer Sehnsucht sehe ich dem Tage entgegen, der mich wieder zu Ihnen bringen soll.

Ich sende Ihnen Schlossers zweites Schreiben. Es wird mir interessant sein, über diesen Mann und dessen abermalige Äußerungen umständlicher zu sprechen, wenn wir zusammenkommen. Mir kommt nichts wunderbarer vor, als daß er nicht merkt, daß er im Grunde seinen Gott doch auch nur postuliert, denn was ist ein Bedürfnis, das auf eine bestimmte Weise befriedigt werden muß, anders als eine Forderung.

Leben Sie recht wohl, es ist spät geworden, und ich kann nur noch Sie und Ihre Frauenzimmer bestens grüßen.

Weimar, am 7. Februar 1798. G.

An Schiller.

Nach einer Redoute, welche meine Fakultäten schlimmer von einander getrennt hat, als die Philosophie nur immer tun kann, war mir Ihr lieber Brief sehr erfreulich und erquicklich. Mir war die Schlosserische Schrift nur die Äußerung einer Natur, mit der ich mich schon seit dreißig Jahren im Gegensatz befinde, und da ich eben in einem wissenschaftlichen Fache in dem Falle bin, über beschränkte Vorstellungsarten, Starrsinn, Selbstbetrug und Unredlichkeit zu denken, so war mir diese Schrift ein merkwürdiger Beleg. Die Newtonianer sind in der Farbenlehre offenbar in demselbigen Fall, ja der Pater Castel gibt gradezu Newton selbst Unredlichkeit schuld, und gewiß geht die Art, wie er aus seinen Monumentis opticis die Optik zusammenschrieb, in diesem Sinne über alle Begriffe. Er hat offenbar die schwache Seite seines Systems eingesehen. Dort trug er seine Versuche vor wie einer, der von seiner Sache überzeugt ist und in der Überzeugung mit der größten Konfidenz Blößen gibt. Hier stellt er das Scheinbarste voraus, erzwingt die Hypothese und verschweigt oder berührt nur ganz leise, was ihm zuwider ist.

Was uns im Theoretischen so auffallend ist, sehen wir im Praktischen alle Tage. Wie sehr der Mensch genötigt ist, um sein einzelnes einseitiges, ohnmächtiges Wesen nur zu etwas zu machen, gegen Verhältnisse, die ihm widersprechen, die Augen zuzuschließen und sich mit der größten Energie zu sträuben, glaubt man seiner eignen Anschauung nicht, und doch liegt auch hiervon der Grund in dem Tiefern, Bessern der menschlichen Natur, da er praktisch immer konstitutiv sein muß und sich eigentlich um das, was geschehen könnte, nicht zu bekümmern hat, sondern um das, was geschehen sollte. Nun ist aber das letzte immer eine Idee, und er ist konkret im konkreten Zustande; nun geht es in ewigem Selbstbetrügen fort, um dem Konkreten die Ehre der Idee zu verschaffen usw., einen Punkt, den ich schon in einem vorigen Briefe berührte und der einen im Praktischen oft selbst überrascht und uns an andern ganz zur Verzweiflung bringt.

Die Philosophie wird mir deshalb immer werter, weil sie mich täglich immer mehr lehrt, mich von mir selbst zu scheiden, das ich um so mehr tun kann, da meine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich so leicht und schnell wieder vereinigt. Ihr Verfahren ist mir darin eine schöne Beihilfe, und ich hoffe, bald durch mein

Schema der Farbenlehre uns Gelegenheit zu neuen Unterhaltungen zu geben.

Ich habe diese Tage das Werk des Robert Boyle über die Farben gelesen und kenne in diesem ganzen Felde noch keine schönere Natur. Mit einer entschiednen Neigung zu einer gewissen Erklärungsart, die freilich auf den chemischen Teil, den er bearbeitet, noch so leidlich paßt, erhält er sich eine schöne Liberalität, die ihn einsehen läßt, daß für andere Phänomene andere Vorstellungsarten bequemer sind. Die Unvollkommenheiten seiner Arbeit erkennt er sehr klar, und seine Darstellung ist in diesem Sinne sehr honett. Er unterläßt nicht, seine Meinung vorzutragen und auszuführen, aber immer wie einer, der mit einem Dritten spricht, mit einem jungen Manne, und diesen immer ermahnt, alles noch besser zu untersuchen und zu überdenken. Er berührt fast alle bedeutende Fragen und beurteilt das meiste mit sehr viel Sinn. Nur die zwei ersten Abteilungen seines Werkes sind eigentlich ausgearbeitet, im letzten sind die Experimente weniger methodisch zusammengestellt. Er schrieb das Werk, da er schon sehr an den Augen litt, aus einzelnen Papieren und aus dem Gedächtnis zusammen, um das, was er gedacht und erfahren hatte, nicht untergehen zu lassen. Er spricht mit einer erfreulichen Klarheit und Wahrheit vom Wert und Unwert seiner Bemühungen und scheint mir bis jetzt in diesem Fache der einzige, der nach des Baco gutem Rat gearbeitet hat. Sein Buch kam ein Jahr früher heraus, ehe Newton auf seine Hypothese fiel und mit derselben ganz antibaconisch dieses Feld tyrannisierte. Wären nur noch zwei Menschen auf Boyle gefolgt, welche dieses Fach in seiner Art fortbearbeitet hätten, so wäre uns nichts zu tun übriggeblieben, und ich hätte meine Zeit vielleicht besser anwenden können. Doch man wendet seine Zeit immer gut auf eine Arbeit, die uns täglich einen Fortschritt in der Ausbildung abnötigt. Leben Sie recht wohl.

Ich wünsche guten Sukzeß Ihrer Arbeiten.

Weimar, am 10. Februar 1798. G.

An Schiller.

Ich übersende, was Sie wohl nicht erwarten, die Phänomene und hypothetischen Enunziationen über die Farbenlehre, nach den Kategorien aufgestellt. So wenig eine solche Arbeit mich kleiden mag, so werden Sie doch meine Absicht löblich finden, Ihnen entgegen-

zuarbeiten und Sie für diese Sache noch mehr zu interessieren, da denn doch jetzt auf die klärste Darstellung des Ganzen alles ankommt. Unter Ihren Händen wird dieses Blatt gar bald eine andere Gestalt gewinnen.

Ich habe eine Erklärung der Terminologie meiner dreifachen Einteilung vorausgeschickt und einige Bemerkungen nachgebracht. Nehmen Sie mit dem, was ich gebe, einstweilen vorlieb, bis ich komme und die Sache durch ein lebhaftes Gespräch geschwind ein paar Stufen überspringt. Ich suche jetzt zu erlangen, daß mir kein Name in der ganzen Literargeschichte dieses Faches ein bloßer Name sei. Dann ist der sittliche Charakter von der wissenschaftlichen Wirkung ganz unzertrennlich. Dabei ist unglaublich, wie sehr die Wissenschaft retardiert worden ist, weil man immer nur von einzelnen praktischen Bedürfnissen ausging, diese zu befriedigen, sich im einzelnen lange bei gewissen Punkten verweilte und sich im allgemeinen mit Hypothesen und Theorien übereilte. Doch bleibt es immer ein reizender Anblick, wie durch alle Hindernisse der Menschenverstand seine impräskriptiblen Rechte verfolgt und mit Gewalt zur möglichsten Übereinstimmung der Ideen und der Gegenstände losdringt. Ich hoffe, ehe ich am Ende der Arbeit bin, soll sich auch alle Bitterkeit gegen den Widerstand verloren haben, ich hoffe, ich werde darüber so frei fühlen als denken.

Die wiederholte Nachricht von Ihrem Übelbefinden betrübt mich sehr. Es ist gerade jetzt das einzige Böse, das mich in meinen Verhältnissen trifft und ist mir um desto empfindlicher.

Mein längerer Aufenthalt hier am Orte bewirkt mir immer eine freiere Aussicht auf die nächste Zeit. Und in diesem Sinne freue ich mich mehr auf die bevorstehende Reise nach Jena.

Ich bin mit Ihnen völlig überzeugt, daß in einer Reise, besonders von der Art, die Sie bezeichnen, schöne epische Motive liegen, allein ich würde nie wagen einen solchen Gegenstand zu behandeln, weil mir das unmittelbare Anschauen fehlt und mir in dieser Gattung die sinnliche Identifikation mit dem Gegenstande, welche durch Beschreibungen niemals gewirkt werden kann, ganz unerläßlich scheint.

Überdies hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüts durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen. Wie weit steht nicht, selbst im Altertume, Medea, Helena, Dido schon

den Verhältnissen nach hinter der Tochter des Alkinous zurück. Die Narine des Vaillants oder etwas Ähnliches würde immer nur Parodie jener herrlichen Gestalten bleiben. Dabei komme ich aber auf meinen ersten Satz zurück: daß uns die unmittelbare Erfahrung vielleicht zu Situationen Anlaß gäbe, die noch Reiz genug hätten. Wie nötig aber eine unmittelbare Anschauung sei, wird aus folgendem erhellen.

Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Teil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt, dem ganzen beschreibenden Teile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sizilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagnes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst, das auch bei jenen Alten um so notwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. Wie viele von unsern Gedichten würden aushalten, auf dem Markte oder sonst unter freiem Himmel gelesen zu werden.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre liebe Frau. Benutzen Sie jede guten Augenblicke.

Weimar am 14. Februar 1798. G.

An Schiller.

[17. Februar.]

So sehr ich die Unvollkommenheit jenes ersten Versuches fühlte und fühle, so ein großes Vertrauen habe ich doch auf eine bessere Ausführung, bei der Sie mir gewiß, wenn wir nur erst wieder zusammenkommen, aufs nachdrücklichste beistehen werden.

Der Hauptfehler jener Arbeit, den Sie auch mit Recht bemerken, ist, daß ich nicht immer bei dem nämlichen Subjekt geblieben bin und daß ich bald Licht, bald Farbe, bald das Allgemeinste, bald das Besonderste genommen habe.

Das hat aber gar nichts zu sagen! — Wenn man statt einer Tabelle drei macht und sie einhalbdutzendmal umschreibt, so müssen sie schon ein ander Ansehen gewinnen.

Ich glaube zwar selbst, daß die empirische Masse von Phänomenen, die, wenn man sie recht absondert und nicht mutwillig ver-

schmilzt, eine sehr große Zahl ausmachen und eine ungeheure Breite einnehmen, sich zu einer Vernunfteinheit schwerlich bequemen werden, aber auch nur die Methode des Vortrags zu verbessern, ist jede Bestrebung der Mühe wert.

Auch ist meine Einteilung diejenige, die Sie verlangen.

1. In Beziehung aufs Auge

physiologische.

2. In Beziehung auf Licht und Finsternis

physische,

welche alle ohne Mäßigung und Grenze nicht bestehen und von denen die prismatischen nur eine Unterabteilung sind.

3. Chemische, die uns an Körpern erscheinen.

Wenn man diese Einteilung auch nicht weiter als zum Vortrage geben will, so kann sie doch nicht entbehrt werden und bis jetzt weiß ich keine andere zu machen.

Was mich aber eigentlich zu jenem Schema nach den Kategorien geführt hat, ja, was mich genötigt, auf dessen Ausführung zu bestehen, ist die Geschichte der Farbenlehre.

Sie teilt sich in zwei Teile, in die Geschichte der Erfahrungen und in die Geschichte der Meinungen, und die letztern müssen doch alle unter den Kategorien stehen.

Eine Sonderung ist daher höchst nötig, vorzüglich weil man sonst nicht durch die neuern Aristoteliker durchkommt, welche die ganze Naturwissenschaft und besonders auch dieses Kapitel ins metaphysische, vielmehr ins dialektische Fach spielten. Dabei, scheint mirs, haben sie wirklich die möglichen Vorstellungsarten erschöpft, und es wäre interessant, sie in einer reinen Ordnung nebeneinander zu sehen. Denn weil die Natur von so unerschöpflicher und unergründlicher Art ist, daß man alle Gegensätze und Widersprüche von ihr prädizieren kann, ohne daß sie sich im mindesten dadurch rühren läßt, so haben die Forscher von jeher sich dieser Erlaubnis redlich bedient und auf eine so scharfsinnige Art die Meinungen gegeneinander gestellt, daß die größte Verwirrung daraus entstand, welche nur durch eine allgemeine Übersicht des Prädikabeln zu heben ist.

Ich bin überzeugt und es wird sich in der Folge dartun lassen, daß das Newtonische System nach und nach sich so viele Bekenner erwarb, weil ein Emanations- oder Emissionssystem, wie mans nennen will, doch immer nur eine Art von mystischer Eselsbrücke ist,

die den Vorteil hat, aus dem Lande der unruhigen Dialektik in das Land des Glaubens und der Träume hinüberzuführen.

Das erste meo voto sollte also sein: die Lehre vom Licht und von den Farben im allgemeinsten, jede besonders, nach den Kategorien aufzustellen, wobei man sich alles empirisch Einzelnen enthalten müßte.

Das empirisch Einzelne ist nun schon nach den drei Einteilungen, die mit Ihren geforderten übereinstimmen, aufgestellt. Nächstens erhalten Sie wohl das Schema über das Ganze, Sie werden sich über die ungeheure Masse verwundern, wenn Sie solche nur erst im Detail sehen.

Alles rückt in übersehbare Ordnung zusammen, und ich werde mich hüten, irgendeinen Teil auszuarbeiten, bis ich an meinem Schema nichts mehr zu bessern weiß, dann ist aber auch die Arbeit so gut als getan. Ich bitte Sie um gefälligen Beistand, durch Einstimmung und Opposition; die letzte ist mir immer nötig, niemals aber mehr als wenn ich in das Feld der Philosophie übergehe, weil ich mich darin immer mit Tasten behelfen muß.

Ich habe diese Woche ein Dutzend Autoren, die in meinem Fache geschrieben haben, nur flüchtig durchgesehen, um für die Geschichte einige Hauptmomente zu finden, und fühle ein Zutrauen, daß sich aus derselben etwas Artig-lesbares wird machen lassen, weil das Besondere angenehm und das Allgemeine menschlich weitgreifend ist. Indessen fürchte ich und wünsche ich, daß der momentane Trieb zu dieser Materie mich bald verlassen und einem poetischen Platz machen möge. Doch kann ich immer zufrieden sein, daß ich in meiner jetzigen zerstreuten Lage noch ein Interesse habe, das mich durch alles durchhält.

G.

An Schiller.

Heute früh erwartete ich vergebens einen Brief von Ihnen, wenn nur nicht das Außenbleiben desselben auf ein Übelbefinden deutet.

Brinkmann war sehr erfreut, mit Ihnen einige Stunden vertraulich zugebracht zu haben. Seine lebhafte Teilnahme an so vielem, verdient wirklich eine gute Aufnahme. Gestern aß er mit mir, und ich hatte ihn zwischen unsere zwei liebenswürdige Schriftstellerinnen plaziert, wo er sich außerordentlich gut befand. Eigentlich scheint er mir aber eine rechte Natur für ein so großes Element wie Berlin zu sein.

Sagen Sie mir doch Ihre Gedanken über die Versart, in welcher der Schlegelsche Prometheus geschrieben ist. Ich habe etwas vor,

das mich reizt Stanzen zu machen, weil sie aber gar zu obligat und gemessen periodisch sind, so habe ich an jenes Silbenmaß gedacht, es will mir aber bei näherer Ansicht nicht gefallen, weil es gar keine Ruhe hat und man wegen der fortschreitenden Reime nirgends schließen kann.

Sonst habe ich noch manches durchgedacht, um die Anforderungen an die rationelle Empirie nach Ihrer Ausführung, die Sie mir vor einigen Wochen zuschickten, noch recht nach meiner Art durchzuarbeiten. Ich muß damit aufs reine kommen, ehe ich wieder an den Baco gehe, zu dem ich abermals ein großes Zutrauen gewonnen habe. Ich lasse mich auf diesem Wege nichts verdrießen, und ich sehe schon voraus, daß, wenn ich mein Farben-Kapitel gut durchgearbeitet haben werde, ich in manchem andern mit großer Leichtigkeit vorschreiten kann. Nächstens mehr und ich hoffe bald mündlich.

Weimar am 21. Februar 1798. G.

An Schiller.

Schon Mittwochs hatte ich ein Blatt an Sie diktiert, und heute fing ich an, etwas dazu zu fügen, dadurch wurden aber meine Äußerungen so konfus, daß ich es noch einmal redigieren muß. Es soll morgen abend mit der reitenden Post abgehen.

Von Schlegeln weiß ich so viel, daß er nach Ostern über Berlin nach Dresden gehen will, künftigen Winter wird er aber wieder in Jena sein.

Wenn ich hinüber komme, werde ich den Vorschlag tun, daß Sie ihn vor seiner Abreise noch ein paar mal sehen, damit er nicht etwa aus Unmut seine Beiträge, die ich doch nicht gern entbehren möchte, Ihrem Almanach entwende.

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

Weimar, am 24. Februar 1798. G.

An A. W. Schlegel.

Da ich höre, daß Sie uns nach Ostern verlassen wollen, so werde ich mich um so mehr eilen, im März nach Jena zu kommen, um Ihres Umgangs noch einige Zeit zu genießen. Ich überbringe zugleich das Geld und hoffe, von Ihren neuen Arbeiten etwas zu sehen. Mir ist dieser ganze Winter für das poetische Fach ungenutzt ver-

strichen. Geschäfte, Theater und Sozietät haben mir alle meine Stunden entweder weggenommen oder unbrauchbar gemacht.

Herr von Brinkmann, der sich bei Ihnen auch recht wohl gefallen hat, war uns eine angenehme Erscheinung, seine Lebhaftigkeit und seine Teilnahme an so vielerlei Gegenständen, besonders der Literatur, machen seine Unterhaltung recht angenehm.

Ich bin neugierig, Gotters letztes Lustspiel zu sehen; glauben Sie, daß es auf dem Theater Effekt machen werde? Wie erwarten nun die Komposition der Zauberinsel, wir denken die Oper nach Ostern zu geben. Die Zauberflöte hat wieder viele Zuschauer aus der Nachbarschaft herbeigelockt.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und erhalten mir ein geneigtes Andenken.

Weimar, am 24. Februar 1798. G.

An Schiller.

[21. Februar.]

Jedem, der Mittwochs oder Sonnabends früh in mein Zimmer kommt, wird auf die Finger gesehen, ob er nicht einen Brief von Ihnen bringe, und da ich heute dieses ersehnte Frühstück entbehren mußte, so hat mir ein blaues Kuvert am Abend desto mehr Freude gemacht.

Unsern Schweden, den Sie trefflich geschildert haben, habe ich noch morgen zu bleiben beredet. Unsere Frauen in Weimar bedürfen gar sehr solcher fremden Erscheinungen, und ich mag ihnen, da sie sonst so wenig Vergnügen haben, dergleichen gerne gönnen. Gewiß sind diese Naturen sehr wünschenswert, weil sie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt supponieren müssen, wenn ihr Talent gelten soll.

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr ich hoffe, die Resultate Ihrer Arbeiten zu sehen und mich mit Ihnen über so vieles zu unterhalten. Hätten mich die Stuttgarter nicht ohne Antwort gelassen, so daß ich über Thourets Ankunft ungewiß wäre, so hätte ich schon vor einigen Tagen zu Ihnen kommen können.

Ich erinnere mich kaum, was ich heute früh über den rationellen Empirism schrieb, mir scheint es aber, als wenn er auf seinem höchsten Punkte auch nur kritisch werden könnte. Er muß gewisse Vorstellungs-arten nebeneinander stehen lassen, ohne daß er sich untersteht, eine

auszuschließen oder eine über das Gebiet der andern auszubreiten. In der ganzen Geschichte der Farbenlehre scheint mir dies der Fehler, daß man die drei Einteilungen nicht machen wollte und daß man die empirischen Enunziationen, die auf eine Abteilung der Erfahrungen paßten, auf die andere ausdehnen wollte, da denn zuletzt nichts mehr paßte.

Ebenso scheint es mir mit Ideen zu sein, die man aus dem Reiche des Denkens in das Erfahrungsreich hinüberbringt; sie passen auch nur auf einen Teil der Phänomene, und ich möchte sagen, die Natur ist deswegen unergründlich, weil sie nicht ein Mensch begreifen kann, obgleich die ganze Menschheit sie wohl begreifen könnte. Weil aber die liebe Menschheit niemals beisammen ist, so hat die Natur gut Spiel, sich vor unsern Augen zu verstecken.

In Schellings Ideen habe ich wieder etwas gelesen, und es ist immer merkwürdig, sich mit ihm zu unterhalten. Doch glaube ich zu finden, daß er das, was den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, widerspricht, gar bedächtig verschweigt, und was habe ich denn an einer Idee, die mich nötigt, meinen Vorrat von Phänomenen zu verkümmern.

Von der andern Seite sind die Mathematiker, welche ungeheure Vorteile haben, der Natur zu Leibe zu gehen, auch oft in dem Falle, das Interessanteste zu tuschen. Ein alter Hofgärtner pflegte zu sagen: die Natur läßt sich wohl forcieren, aber nicht zwingen, und alles, was wir theoretisch gegen sie vornehmen, sind Approximationen, bei denen die Bescheidenheit nicht genug zu empfehlen ist. Es war mir neulich sehr interessant, Lamberts Photometrie durchzugehen, der wirklich liebenswürdig erscheint, indem er seinen Gegenstand für unerreichbar erklärt und zugleich die äußerste Mühe anwendet, ihm beizukommen.

Das soll nun alles, besonders wenn ich meine Arbeit erst vorlegen kann, zu den besten Gesprächen Anlaß geben.

So weit war ich am Mittwoch gekommen. Was ich gestern diktierte, hat gar keine Gestalt. Und doch soll dies Blatt heute abend zu Ihnen. Die Herrschaft ist nach Gotha. Diesen ganzen ruhigen Tag habe ich mit neuen Bibliotheks-Einrichtungen zugebracht, wobei noch nichts gewonnen ist, als was sich von selbst verstünde.

Leben Sie recht wohl und erfreuen mich Mittwoch wieder mit einem Briefe.

Weimar, am 25. Februar 1798. G.

An C. v. Knebel.

[26. Februar.]

Zu der Bestätigung Deines häuslichen Glücks durch die gesetzlichen Formen empfange hier abermals meine besten Wünsche. Es ist freilich so um vieles sicherer, als wenn man erst seine Zufriedenheit von den Formen erwarten soll.

Für das überschickte Mirandum Naturae danke ich, es ist in doppelter Rücksicht merkwürdig. Es ist ein Überbleibsel eines Hasenschädels, dessen Vorderzähne, sowohl die größern, als die nach dem Gaumen zustehenden kleinen, sich widernatürlich verlängert und krumm gebogen haben. Diese Erscheinung ist an sich schon merkwürdig genug, sie wird es aber für mich noch mehr, da ich zu bemerken glaube, daß das Tier in der obern Kinnlade keine Backzähne gehabt hat, wodurch das alte, mir so unendlich werte Gesetz der organischen Natur, daß an einem Orte kein Überfluß sein kann, wenn am andern nicht ein Mangel entsteht, aufs neue bestätigt wird.

Einiges vom Gotthardsberge lege ich bei, freilich nur wenig, denn ich habe, um mich nicht zu beladen, nur meist einzelne Stücke mitgenommen. Ich hoffe, daß uns künftig mein Korrespondent vom Gipfel dieses ehrwürdigen Berges einige gute Stufen zuschicken soll.

Die Wahl unsres Bergrat Voigt hat, wie ich bemerken konnte, auch in seiner Familie Beifall, grüße ihn und wünsche ihm Glück.

Von Eisenach habe ich schon 50 rh. Oster-Quartal für Dich erhalten, das übrige will ich hier einnehmen. Wir können es auf alle Fälle so einrichten, daß Du das Geld regelmäßig durch den Rentsekretär Herzog erhältst, wodurch alles Porto und Risiko wegfällt, wir wollen nur erst das Quartal Ostern vorbeigehen lassen und alsdann den kompendiosesten Weg erwählen, sobald ich weiß, was hier zu zahlen ist.

Ich habe seit Anfang des Jahres meist mit dem Studio der Farbenlehre zugebracht und habe die Sache wieder etwas weiter vorwärts geschoben. Ich hoffe, daß die Geschichte derselben interessant genug werden und viel Licht über die Materie überhaupt verbreiten soll.

Ich subskribiere für zwei Exemplare des Werkes von **Grübel mit dem Porträt.** Es ist eine merkwürdige Erscheinung, aber freilich aus einer alten Welt. Wenn seine Sachen einmal heraus sind, so wird man sehr leicht Auszüge daraus ins gewöhnliche Deutsch übersetzen und sie dadurch weiter bekannt machen können, das wird aber dem armen Teufel zur Einnahme wenig helfen.

Nun lebe recht wohl, grüße Deine Gattin und gedenke mein.

Zu Anfang März will ich nach Jena gehen, wenn Du wegen des Einpackens und des Transports Deiner Sachen irgend etwas verfügen wolltest, so könnte ich dies recht gut besorgen.

An Schiller.

Wenn die Stuttgarter Freunde artiger gewesen und mir die Zeit von Thourets Ankunft gemeldet hätten, so könnte ich vielleicht jetzt bei Ihnen sein, denn außer diesem einen Geschäft habe ich alles übrige hinter mich gebracht. Geht Ihr Wallenstein indessen auf seinem Wege mit starken Schritten fort, so will ich das bisherige Entbehren verschmerzen. Man sieht freilich, wie es auch Humboldten geht, wenn gewisse Unterhaltungen fehlen, wie nötig sie einem werden können.

Die Franzosen muß Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludieren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. So versicherte mir Mounier neulich, das Ideal sei etwas aus verschiednen schönen Teilen Zusammengesetztes! Da ich ihn denn nun fragte, woher denn der Begriff von den schönen Teilen käme? und wie denn der Mensch dazu käme ein schönes Ganze zu fordern? und ob nicht für die Operation des Genies, indem es sich der Erfahrungselemente bedient, der Ausdruck zusammensetzen zu niedrig sei? so hatte er für alle diese Fragen Antworten aus seiner Sprache, indem er versicherte, daß man dem Genie schon lange une sorte de creation zugeschrieben habe.

Und so sind alle ihre Diskurse, sie gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandsbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region spielt, so zeigen sie, daß sie für dieses Verhältnis auch allenfalls ein Wort haben, ohne sich zu bekümmern, ob es ihrer ersten Assertion widerspreche oder nicht.

Durch Ihre Frau Schwägerin werden Sie ja wohl erfahren haben, daß auch Mounier Kantens Ruhm untergraben hat und ihn nächstens in die Luft zu sprengen denkt. Dieser moralische Franzos hat es äußerst übel genommen, daß Kant die Lüge unter allen Bedingungen für unsittlich erklärt. Böttiger hat eine Abhandlung gegen diesen Satz nach Paris geschickt, der ehestens in der Décade philosophique wieder zu uns zurückkommen wird, worin denn zum Trost so mancher edlen Natur klar bewiesen wird, daß man von

Zeit zu Zeit lügen müsse. Wie sehr Freund ubique sich freuen muß, wenn dieser Grundsatz in die Moral aufgenommen wird, können Sie leicht denken, da er seit einiger Zeit die Bücher, die man ihm geliehen hat, hartnäckig abschwört, ob es gleich gar kein Geheimnis ist, daß er sie im Hause hat und sich deren ganz geruhig fortbedient.

Ich habe jetzo mit dem Grafen und Gräfin Fouquet ein Verhältnis wegen naturhistorischer Gegenstände, es sind recht artige, höfliche, dienstfertige Leute und auch mit mir recht einig und wohl zufrieden, doch merkt man immer, daß es ihnen auch wie Voßen geht, der am Ende denn doch überzeugt ist, daß er ganz allein Hexameter machen kann und soll.

Mein Gedicht scheint, wie ich aus diesen Nachrichten sehe, ihm nicht so wohltätig, als mir das seine. Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas, so daß ich einen großen Teil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabei befunden. Denn diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt und wer weiß, was noch daraus entstehen kann. Daß Voß dagegen mein Gedicht nur se defendendo genießt, tut mir leid für ihn, denn was ist denn an unserm ganzen Bißchen Poesie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes, was getan wird, empfänglich macht. Wollte Gott, ich könnte wieder von vorn anfangen und alle meine Arbeiten als ausgetretne Kinderschuhe hinter mir lassen und was Bessers machen.

Jetzt erheitre ich mich mit dem Gedanken, daß ich bei meinem nächsten Aufenthalt in Jena kleine Sachen machen will, in einer Art, zu der ich den wohltätigen Einfluß des Frühlings brauche. Wie sehr freut es mich, daß wir beide gewiß so fest an der Sache als aneinander halten werden.

Heute nacht haben wir nach der unvermuteten Ankunft der gothaischen fürstlichen Jugend einen Ball aus dem Stegreifen und Suppé um 2 Uhr gehabt, worüber ich denn einen schönen Morgen zum größten Teil verschlief. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und bereiten sich für den Sommer im Garten ein heiteres Dasein.

Weimar, den 28. Februar 1798. G.

An Schiller.

Zu dem Bürgerdekrete, das Ihnen aus dem Reiche der Toten zugesendet worden, kann ich nur insofern Glück wünschen, als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat, warten Sie ja noch eine Weile, ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger besuchen. Herr Campe scheint an der gefährlichsten aller Tollheiten, sowie noch mancher gute Deutsche, krank zu liegen. Leider ist dagegen so wenig als gegen eine andere Pest zu tun und zu sagen.

Das schöne Wetter ruft mich jeden Tag zu Ihnen, und ich benutze mein Hiersein, so gut ich kann. Ich habe die Insekten wieder vorgenommen und auch meine Mineralien geordnet. Wenn man so viel zusammenschleppt und nur eine Zeitlang ansteht, das Eingebrachte einzurangieren, so weiß man bald nicht, wo man sich lassen soll.

Meyer ruckt mit seinen Arbeiten vor, und es wird bald ein Bändchen zusammen sein.

Nach den neusten Begebenheiten in Italien und in der Schweiz bin ich vollkommen über unsern Rückzug getröstet, auch wird es der Sache nicht schaden, wenn das, was wir gesammelt, fragmentarisch herauskommt. Das Publikum nimmt so was Einzelnes immer besser auf und einen methodischen Überblick kann man auf dem Wege immer auch einmal geben. Die Einleitung dazu wird wohl meine erste Arbeit in Jena sein, da ich denn auch das Schema sowohl über das theoretische als über das Erfahrungsganze, das schon entworfen ist, noch besser ausarbeiten werde.

Meine Betrachtungen über organische Naturen, so wie über die Farbenlehre arbeiten jenen Kunstbetrachtungen entgegen, und eine zweite Ausgabe des Cellini wird an Meyers Arbeiten über die florentinische Kunstgeschichte mit wenigen bedeutenden Noten angeschlossen.

Da ich wohl der Einleitung die Form einiger Briefe an Sie, mein wertester Freund, geben möchte, so wäre es recht hübsch, wenn Sie auch bei dieser Gelegenheit ein Wort an uns sagten, um eine Aussicht zu geben, daß Sie auch mit Ihren Arbeiten künftig wohl mit uns zusammentreffen möchten. Denn da uns das Jahrhundert von außen noch manche Hindernisse in den Weg zu legen scheint, so ist es desto nötiger, von innen einstimmig und unverrückt zu wirken.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 3. März 1798. G.

An Schiller.

Ihre liebe Frau hat uns, obgleich nur auf allzu kurze Zeit besucht, doch hat sie wenigstens einen guten Eindruck von Meyers Arbeiten mitgenommen, wovon sie nicht wenig Genuß haben wird, und es wäre sehr schön gewesen, wenn Sie denselben teilen könnten. Überhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sie, da sich Ihr Herr Schwager nach und nach einrichten kann, doch auch für ein Quartier für den Winter besorgt sein sollten. Denn wenn ich auch unser Theater nur nehme, wie es ist, so bleibt es doch schon ein großer Genuß, fast alle acht Tage eine gute Musik zu hören, denn unsere Oper ist recht artig, und die Vorstellungen derselben machen oft ein artiges Ganze. Ich könnte Ihnen einen bessern, bequemern Platz beschaffen, als den im Proscenio, und an der Einsamkeit zu Hause wird es Ihnen nach dem bekannten weimarischen Isolationssystem nicht fehlen, und es würde gewiß für Sie von Vorteil sein, wenn Sie die äußere Einwirkung nicht ganz ausschlössen. Was mich betrifft, so werde ich, wie Sie wissen, immer in meinem Zodiak herum genötigt, und jedes Zeichen, in das ich trete, gibt mir neue Beschäftigung und Stimmung. Was mit mir zunächst werden wird, hoffe ich Sonnabends sagen zu können.

Ich habe den Cellini wieder vorgenommen, korrigiere meine Abschrift und mache mir ein Schema zu den Noten. Dadurch setze ich mich in den Stand, die kleinen historischen Aufsätze, die hierzu nötig sind, von Zeit zu Zeit auszuarbeiten. Ich will sie hinten ans Werk schließen und sie nach den Materien stellen, so daß man sie auch allenfalls wie einen kleinen Aufsatz hintereinander lesen kann. Meyers Arbeit über florentinische Kunstgeschichte rückt indessen auch vor, und eins greift ins andere.

Eine Zeit zur Fassung und Sammlung und zur Übersicht über das Mannigfaltige, was wir treiben, wünsche ich mir bald in Ihrer Nähe, sie muß mir nun nächstens werden, und sie soll uns in mehr als einem Sinne Frucht bringen.

Zu dem endlich angelangten Koburger Reskript wünsche ich Glück. Eigentlich hat diese Expedition auch unser Herzog ausgewirkt. Koburg war wohl mit ein Dutzend Reskripten zurück, und da keine Sollizitation bei den Geheimräten helfen wollte, schickte endlich unser Herzog unmittelbar einen Boten auf Exekution mit freundschaftlichen Empfehlungsschreiben an den Herzog und die Herzogin, wodurch denn

endlich die Expeditionen flott gemacht wurden; möchte doch auch etwas Reelles für Sie dabei gewesen sein!

Humboldts Brief lege ich wieder bei, sein Urteil über das französische Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte diese wunderlichen Kunstprodukte wohl auch einmal mit Augen sehen.

Leben Sie wohl.

Weimar, am 7. März 1798. G.

An C. v. Knebel.

Mit dem rückkehrenden Boten nur wenige Worte.

Zuerst meinen Dank für das Elfenbein! Die Stücke sind trefflich instruktiv und würden es vielleicht weniger sein, wenn sie nicht so unbarmherzig zusammengeschnitten wären. Dadurch ist aber eben manches Interessante an den Tag gekommen.

Von dem Erdpech kann ich euch vielleicht etwas schicken. Wenn ich nach Jena gehe, will ich davon zu erhalten suchen.

Wegen Grübels Gedichten will ich an Herrn Merkel schreiben, mit dem ich doch jetzt in einigem Verhältnis stehe.

Was es mit dem guten Witschel werden kann, sehe ich nicht voraus. Wir hatten ein Bändchen seiner Gedichte auf der Reise mit uns und lasen es also mit heiterer Unbefangenheit. Poetisches Talent kann man ihm nicht absprechen, es fehlt aber seinen Sachen irgendwo, ob an einem gewissen natürlichen Geschmack oder an Mangel von Bildung, weiß ich nicht zu unterscheiden.

Deine Geldsachen besorge ich dir ordentlich. Ich habe schon wegen der Auszahlung durch Herzog etwas an die Kammer gelangen gelassen, worauf ich Resolution erwarte.

In diesen Tagen habe ich den Cellini wieder vorgenommen, um ihn zu einer neuen Ausgabe vorzubereiten. Er soll nun ganz erscheinen und durch erläuternde Noten an die allgemeine politische und Kunstgeschichte seiner Zeit angeknüpft werden.

Unser alter Oppel hat uns verlassen. Fräulein Seebach die ältere heiratet Karl von Stein, die jüngere einen Herrn von Ahlefeld. Das sind so die wichtigsten Stadtneuigkeiten.

Befinde dich ja wohl hinter deinen Thüringer Bergen, in der übrigen Welt, nach Mittag zu, will es noch nicht lustiger aussehen. Grüße die Deinigen und Herrn Bergrat Voigt.

Weimar, am 9. März 1798. G.

An Schiller.

Es fehlte nur noch, daß in das zehente Haus meines Horoskops noch einige Hufen Landes eingeschoben würden, damit meine Existenz ja noch bunter werden möchte. Und doch ist es so, ich habe das Oberroßlaer Freigut endlich doch noch erstanden, nachdem mir die bisherigen Pächter, so wie auch der Hofrat Gruner, durch zwei Jahre diese Akquisition sauer gemacht haben. Indessen bin ich mit dem Besitz und mit dem Preise noch ganz zufrieden, denn es geht jetzt mit Grund und Boden wie mit den Sibyllinischen Büchern, jedermann zaudert beim steigenden Preise, indem der Preis immer steigt.

Übrigens habe ich einen ganz reinen Kauf getan, wie wohl selten geschieht, denn ich habe das Gut und die Gebäude bis auf den heutigen Tag nicht gesehen und werde es morgen zum erstenmal in Augenschein nehmen. Das, was dabei zu bedenken und allenfalls zu tun ist, wird mich kaum acht Tage aufhalten. Wenn Sie uns besuchen könnten, so wäre es recht schön, doch will ich bemerken, daß in der nächsten Woche die Oper den Donnerstag ist und Sonnabends ein neues Kotzebuisches Stück, zu dem ich Sie nicht einladen will. Wenn Sie sich neben Freund Meyern in dem grünen Stübchen behelfen wollen, so sind Sie mir auch herzlich willkommen, mehr Raum kann ich Ihnen diesmal nicht anbieten.

Von dem englischen Trauerspiel habe ich nichts vernommen, es wäre auf alle Fälle gut, wenn wir es erhalten könnten.

Von Ihrem Bürgerdiplom wollen wir Ihnen eine vidimierte Abschrift mit dem Bekenntnis, daß solches auf der fürstlichen Bibliothek verwahrt sei, ausfertigen lassen. Es ist recht artig, daß Sie des Herzogs Gelüst nach diesem Dokument befriedigen. Es ist schon ein ähnliches reponiert, die Nachricht, in vielen Sprachen, an alle Völker der Welt, von der herrlichen französischen Revolution.

Wenn es Ihnen möglich ist, so kommen Sie ja! Denn ich wünschte sehr, daß Sie die Meyerischen Arbeiten gesehen hätten, ehe wir weiter zusammenzuleben fortfahren.

Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

Weimar, am 10. März 1798. G.

An Schiller.

Es würde recht schön sein, wenn Sie diese Woche noch herüberkommen könnten; nur wünschte ich den Tag zu wissen, um mich ein wenig darauf einzurichten. Ich bin ziemlich mit allem fertig und auch meine kleine Akquisition ziemlich im klaren, so daß es meiner Gegenwart weiter nicht bedarf. Bei näherer Untersuchung findet sich, daß ich noch einen ganz leidlichen Kauf getan habe, ob er gleich der bisherigen Nutzung nach zu hoch schien. Deswegen Gruner auch wohl abgegangen sein mag.

Nun habe ich aber das größte Bedürfnis, wieder einmal ganz in meinem Innern zu leben, und hoffe, bald dazu zu gelangen.

Damit Sie sehen, in welcher unmittelbaren Konnexion unser liebes Weimar mit Paris steht, übersende ich Ihnen einige französische Blätter. Mir sind dergleichen salbaderische Gemeinplätze in der Natur zuwider. Die französische Sprache ist aber auch recht dazu gemacht, um die Erscheinung der Erscheinungen auszudrücken. Übrigens scheinen ihre Literatoren so zahm, als ihre Politik gewaltsam ist.

Die Schweizer werden auf alle Fälle den kürzern ziehen. Ich erwarte täglich, daß sie Basel besetzen, denn sie haben von außen nichts mehr zu fürchten noch zu scheuen.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 14. März 1798.

Des Sturm von Bocksberg erinnere ich mich kaum; ich weiß nur, daß mir der archivalische Aufwand drinne lästig war.

G.

An Johannes Daniel Falk.

Das Lustspiel, wertester Herr Falk, welches ich hiermit zurücksende, wage ich nicht auf das hiesige Theater zu bringen. Man kann den Dialogen, aus denen es besteht, das Verdienst nicht absprechen, da sie viel artige, humoristische, geistreiche, ja selbst auf dem Theater wirksame Stellen enthalten; dem Ganzen fehlt es aber an einer fortschreitenden Handlung, durch welche einem dramatischen Werke der Beifall erst gesichert werden kann.

Lassen Sie es bei diesem meinem einzelnen Urteil nicht bewenden. Sie stehen mit mehreren Personen in Verhältnis, deren kritischen

Einsichten Sie allerdings zu vertrauen Ursache haben und denen ich, wenn ich überstimmt werden sollte, gerne nachgeben würde.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 16. März 1798.

An Schiller.

Künftige Woche, denke ich, soll nicht verfließen, ohne daß wir uns wieder zusammen befinden. Alle die Geschäfte, auf die ich Einfluß habe, sind im Gange und werden nun wohl ihren Weg fortschreiten. Es wird mir nun ein großes Bedürfnis, tausend Ideen Raum und Ordnung zu verschaffen, wozu mir nur die jenaische absolute Stille und Ihre Nähe verhelfen kann.

Ich lege ein paar wunderliche Briefe bei, die Ihnen ein Abenteuer erzählen werden, das in unsern Tagen seltsam genug klingt. Ich kenne die Leute selbst, und die Blätter bürgen schon für ihre eigne Wahrheit.

Den französischen Aufsatz über Hermann habe ich nun noch einmal, und zwar mit Ihren Augen, angesehen und ihn denn auch von der Art gefunden, daß man damit nicht ganz unzufrieden sein solle, ja er wäre ein Wunder, wenn ihn ein Franzose geschrieben hätte; es ist aber ein Deutscher, wie ich wohl weiß. Übrigens wird es künftig ein wunderlich Amalgam geben, da so viele Franzosen und Engländer Deutsch lernen, so vieles übersetzt wird und unsre Literatur in verschiednen Fächern mehr Tätigkeit hat als die beiden andern.

Die armen Berner haben also eine traurige Niederlage erlitten. Meyer fürchtet, daß sich nun ein Kanton so nach dem andern wird totschlagen lassen, denn in ihrer Vorstellungsart sind sie immer noch die alten Schweizer, aber der Patriotismus sowie ein persönlich tapfres Bestreben hat sich so gut als das Pfafftum und Aristokratismus überlebt. Wer wird der beweglichen, glücklich organisierten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen! Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird.

Wenn es Ihnen um Zerstreuung und um allerlei Fremdes an Planen, Aufsätzen und Einfällen zu tun ist, damit kann ich aufwarten; was ich mitbringe, wird nicht viel unter einem Ries Papier betragen.

Nach Ihrer Herreise frage ich also nicht mehr, da Sie nur einen Tag dazu verwenden wollen, so schadet es nichts, wenn ich auch schon

drüben wäre. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und arbeiten Sie so fleißig als möglich sein will.

Weimar, am 17. März 1798. G.

An C. v. Knebel.

Ich schicke Dir, mein werter Freund, eine Berechnung, die etwas umständlicher sein mußte als ich mir vorstellte und zu der ich einige Bemerkungen machen will.

1. Ich hoffe, Du hast die übersendeten 225 rthlr. meistens in Lbthlr. erhalten. Aus den beigefügten Sortenzetteln kannst Du sehen, wie viel ich dagegen Sechser erhalten habe. Da man mir nun die ganze Dir übersendete Post auf meine Besoldung gleichsam als Lbthlr. zurechnete, indem man mir außerdem meine gewöhnliche Portion Sechser zuteilte, so habe ich Dir, indem ich die Rechnung in Kurrentgeld führe, das Agio von 126 Stück Lbthlr. angerechnet.

2. War bei dem Eisenachischen Gelde, wie Du aus dem Beleg sub b sehen wirst, etwas zu wenig, wie ich denn die Pakete selbst eröffnet und gezählt habe.

3. Die Belege f und g kommen nach.

Künftighin müssen wir die Sache simpler behandeln, und zwar ist für das nächste Quartal mein Vorschlag dieser. Du schickst mir

1. die Quittungen wie diesmal; aber zugleich

2. eine Anweisung an Fürstl. Kammer auf so viel, als ich für Dich auszulegen habe, diese lasse ich mir besonders auszahlen, und sie wird Dir zugerechnet. Ich nehme alsdann die Pakete im Ganzen, versiegelt, ein, packe sie zusammen und schicke sie Dir wie diesmal durch den Amtsboten. Da brauchts denn weiter keine Berechnung als die kleine wegen der bezahlten Posten.

Ich bin im Begriff, nach Jena zu gehen, und will sehen, ob ich der Muse dort etwas ablocken kann. Die zweite Hälfte des Winters habe ich hier ganz vergnügt zugebracht. Unser Theater überhaupt, besonders aber die Oper hat mir viel Unterhaltung gegeben. Die von Einsiedel übersetzte Oper Il marito disperato, Musik von Cimarosa, ist fürtrefflich und recht gut gegangen, so wie die heimliche Heirat, Cosi fan tutte immer gewinnen, je mehr man sie hört.

Auch muß ich Dir melden, daß ich das kleine Gut zu Ober-Roßla erstanden habe, wodurch noch ein neues Kapitel in die Mannigfaltigkeit meiner Existenz eingeschoben wird. Ich werde mir zwar nie

einfallen lassen, es zu administrieren, aber wenn ich nur deutlich wissen will, was ich denn eigentlich besitze, so muß ich mich in das geheimnisvolle Feld der Landwirtschaft wagen, das mehr, als man glauben sollte, von denen, die im Besitz sind, sorgfältig verwahrt wird, damit kein Laie diese offenbaren Geheimnisse kennen lerne; da ich aber einmal festen Fuß habe, so will ich ihnen wohl bald auf die Sprünge kommen.

Meinen Cellini habe ich nun bald in einer abermals korrigierten Abschrift neu beisammen. Ich bin nun darüber, die Anmerkungen zusammenzustellen, die jenes Jahrhundert, die genannten Personen, Sitten und Kunst jener Zeit dem Leser näher bringen und so den Wert der Schrift selbst erst recht ins klare stellen sollen.

Übrigens hoffe ich, soll mein jenaischer Aufenthalt mir in mehr als einem Sinne fruchtbar sein. Lebe recht wohl mit der Deinigen und erfreue Dich des Frühjahrs, das in euren Bergen sich in einer eignen Gestalt zeigt.

Schreibe mir doch zunächst, ob von dem berühmten Erdpech schon etwas zu euch gekommen ist? oder ob ich einige Stücke von Jena senden soll?

Nochmals ein Lebewohl. Meyer grüßt schönstens.

Weimar, am 18. März 1798. G.

An J. H. Meyer.

Mein hiesiger Aufenthalt fängt schon an, gesegnet zu sein, ob ich gleich die ersten Tage immer sachte zu Werke gehen muß, damit ich statt guter Stimmung nicht eine falsche Schwingung hervorbringe.

Mit Cellini komme ich immer mehr ins reine und mit den gleichzeitigen Menschen und Umständen immer mehr ins klare. Bald werde ich Ihnen vorlegen können, was ich von Ihnen zu erbitten habe.

Die neue Abschrift Ihres Aufsatzes gehe ich durch und übergebe sie sodann an Schiller. Gestern abend haben wir schon über das erste Stück Konferenz gehalten. Ich bat ihn, seine Erinnerungen schriftlich aufzusetzen, denn ich denke, es wird besser sein, sie dereinst mit abzudrucken als die eigne Arbeit darnach abzuändern. Verschiedene Vorstellungsarten, die sich nicht widersprechen, sondern nur von verschiedenen Seiten auf einen Punkt zielen, werden unserm Werke mehr Anmut geben, als wenn wir sie selbst vereinigen und die Sache gleichsam dadurch abschließen wollen.

Lassen Sie doch um Ihr Madonnenbild einen leichten Kasten machen, damit es gelegentlich herübergebracht werden kann.

Schreiben Sie mir auch den Titel des Buchs, das wir etwa von Göttingen zu erlangen suchen müßten.

Auch wünschte ich, daß Sie, wenn Sie herüber kommen, etwa Rafaels Bibel und noch einige andere Kupfer mitbrächten, damit man Schiller noch etwas Sinnliches vorlegen könnte.

Denken Sie doch auch gelegentlich an das Monument für die Beckern, ich will indessen die Elegie, die ich ihr gelobt habe, auch auszuarbeiten suchen.

Von Wallenstein habe ich nun drei Akte gehört, er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend. Ihn aus seiner jetzigen freiern Form auf die Beschränktheit des deutschen Theaters zu reduzieren, ist eine Operation, von der ich noch keinen deutlichen Begriff habe und die sich nur mit einer grausamen Schere wird machen lassen.

Über manches Theoretische haben wir uns auch schon erklärt, und das mit desto größerer Zufriedenheit, als bei vollkommener Übereinstimmung in den Hauptpunkten nur von einer wechselseitigen lebendigen Ausbildung der Teile die Rede sein kann.

Über die Art und Weise, wie unsere Kunst- und Naturbetrachtungen in die Welt zu schicken seien, ist auch schon manches verhandelt worden.

Sehen Sie Herrn Oberkonsistorialrat Böttiger, so danken Sie ihm für die Übersendung des Schröderschen Briefes. Wir müssen wohl geduldig abwarten, was der eigne Geist dieses wackern Mannes ihm zu unsern Gunsten einflößt. Ich bin überzeugt, daß ihn die Rolle des Wallensteins, wenn er sie einmal gespielt hat, länger auf dem Theater halten wird, als er selbst glaubt. Sie von ihm spielen zu sehen, wäre, glaube ich, das Höchste, was man auf dem deutschen Theater erleben könnte.

Leben Sie recht wohl und fahren Sie in Ihrem Fleiße fort; ich will sehen, ob ich in dieser absoluten Stille des jenaischen Schlosses auch wieder etwas hervorzubringen imstande bin.

Meine beiden epischen Gegenstände, sowohl Tell als Achill, haben Schillers großen Beifall. Nochmals ein Lebewohl.

Jena, am 23. März 1798. G.

An Christiane Vulpius.

Bis jetzt kann ich meinen hiesigen Aufenthalt weder ganz loben noch ganz schelten, ich habe zwar schon manches beiseite gebracht; aber das noch nicht getan, was ich wünschte. Ich muß die guten Stunden abwarten und indessen tun, was sich tun läßt. Das Wetter hat mir die letzten Tage erlaubt, immer einige Stunden des Morgens spazieren zu gehen, wobei ich mich recht wohl befinde.

Hier schicke ich dir eine Rehkeule, die du mit Freund Meyer vergnügt verzehren magst. Mit meinem Essen geht es mir jetzt recht gut, und die beliebten Gemüse werden fleißig aufgetischt. Lebe recht wohl und grüße den Kleinen, für den ich ein Blättchen beilege.

Jena, am 27. März 1798. G.

Sei doch so gut und schicke mir wieder ein Pfund Schokolade herüber.

An Christiane Vulpius.

Mit beikommendem Billett schickst du die zwei Flurkarten von Ober-Roßla an den Leutnant Vent und besorgst die übrigen Einlagen.

Das Wetter ist mir hier gar nicht günstig, und ich habe bisher zwar manches gearbeitet, nur gerade das nicht, was ich wünschte. Indessen wird doch vieles vorbereitet, und man kommt weiter, ohne es selbst zu merken. Ich will noch einige Zeit Geduld haben, zuletzt muß es sich doch geben.

Ich hoffe, du bist wohl und geschäftig; schreibe mir, womit ich etwa dem Kleinen zu Ostern ein Vergnügen machen könnte? Frage Herr Eiserten und kaufe allenfalls das Buch, das er neulich wünschte oder was sonst Kindern für nützlich und erfreulich gehalten wird. Wenn du ein Trinkgeld versprichst, so binden sie dirs vor Ostern auch noch ein.

Wir müssen nun noch die ersten Tage der nächsten Woche abwarten, bis die Erklärungen der Interessenten wegen des Guts eingekommen sind, alsdann denke ich, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, nach Roßla zu reisen und durch eigne Ansicht das Feld- und Hausinventarium gewissermaßen zu supplieren, denn man muß nun einige Schritte tun, um die Sache geschwind ins klare zu setzen, weil man mit dem Entschluß des Verpachtens nicht lange zögern kann. Lebe recht wohl. Schreibe mir, wie es geht.

Jena, am 30. März 1798. G.

An J. G. Herder.

[März oder April.]

Der Herzog hat den Vorschlag wegen Professor Müller genehmigt, und du könntest ihm heute abend vorläufig davon Notiz geben. Dann setztest du einen ostensiblen Brief auf, den man vielleicht im Konzept von Serenissimo signieren ließe. Der könnte ja Montags abgehen. Wäre künftig ein Dekret nötig, so würde es daran auch nicht fehlen. Soviel in Eile. Lebe recht wohl.

G.

An A. W. Schlegel.

[Jena, 4. April?]

Für die Mitteilung der Holzschnitte danke ich recht sehr. Wenn Sie ohnedies spazieren gehen und bei mir gegen zwölfe anfragen wollen, so soll es mir angenehm sein, Sie und Ihre Freunde vielleicht zu sehen. Ich erwarte Gäste von Weimar, und diese könnten vielleicht noch vor Tische eine Promenade wünschen.

G.

An Schiller.

[Jena, 4. April.]

Ich muß doch noch einmal wegen Schlegels anfragen, dessen ich schon in einem Briefe erwähnte. Haben Sie auch für die Zukunft seine Verbannung fest beschlossen, so lassen wir alles ruhen, und ich werde mich darnach benehmen. Möchten Sie aber vielleicht ihm einen sparsamen Zutritt gönnen, so wäre jetzt, da Tischbein Sie zu besuchen wünscht, die beste Gelegenheit, und, da S. nach Ostern fortgeht, für den Sommer keine Zudringlichkeit zu befürchten. Da ich diese Personen sehen muß und Tischbein zu besuchen nicht vermeiden kann, so wünscht ich, Ihre Gesinnungen zu vernehmen, weil man von mir immer eine Mittlerschaft erwartet. Wünsche übrigens gute Fortschritte.

G.

An Schiller.

Hätten mich die kleinen häuslichen Geschäfte, welche jetzt notwendig abgetan sein wollen, nur in Ruhe gelassen, so wäre ich gewiß nicht so bald von Ihnen weggegangen, um so weniger als ich bei Ankunft

des schönen Wetters auch eine recht gute Disposition zu meiner Arbeit fühlte. Ich habe mich nun drein ergeben und denke mich nun nach und nach hier wieder frei zu arbeiten, um desto länger das nächste Mal bei Ihnen bleiben zu können.

Wir haben gewiß alle Ursache, uns unsers Verhältnisses zu freuen, da wir uns nach einer so langen Entfernung nur näher fühlen und die Opposition unserer Naturen eine Wechselwirkung desto wünschenswerter macht, von der wir auch für die Zukunft das Beste hoffen können.

Was Sie von der zunehmenden Materialität unserer Freundin sagen, ist mir auch bei vielen andern Personen merkwürdig. Es scheint, daß die meisten Naturen die kleine Portion der idealischen Ingredienzien durch ein falsches Streben gar bald aufzehren und dann durch ihre eigne Schwere wieder zur Erde zurückkehren.

An Ihren Wallenstein denke ich mit Vergnügen zurück und habe die besten Hoffnungen davon. Die Anlage ist von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beisammen ist, die ideale Behandlung mit einem so ganz irdisch beschränkten Gegenstande in eine bewundernswürdige Übereinstimmung bringen werden.

Ich lege einen derben Amor, von Guttenberg, nach Meyer, bei, mit dem wir ganz wohl zufrieden sind. Obgleich einiges, z. B. das Gesicht, sehr verfehlt ist.

Meyer weiß nun, was und wie er arbeitet, und kann sich in einer nächsten Zeichnung darnach richten. Ist es Ihnen recht, so besorgen wir gleich etwas Ähnliches für den Almanach, und wie dieses mein gewöhnlicher Siegelring ist, so nehmen wir vielleicht einen andern Stein aus meiner Sammlung.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie mit Ihrer lieben Frau Dank für alle Vorsorge.

NB. Das Büchelchen soll nur das Kupfer unbeschädigt hin und wieder bringen.

Weimar, am 7. April 1798. G.

An Friederike Unzelmann geb. Bethmann.

[12. April.]

Sie werden mir wohl glauben, schöne kleine Frau, wenn ich Ihnen sage, daß demjenigen, der Sie einmal gekannt hat, der Wunsch immer übrig bleiben muß, Sie wieder zu sehen, und daß mir daher

Ihre Neigung sehr erfreulich ist, uns wohl einmal in Weimar zu besuchen und durch Ihr Talent die angenehmste Unterhaltung zu verschaffen. Zugleich werden Sie sich versichern, daß es keine leere Ausflucht ist, wenn ich für diesmal Ihre Reise widerrate, indem Sie vielleicht bei Ankunft dieses Briefes schon unterrichtet sind, daß wir Herrn Iffland zu eben der Zeit, welche Sie uns widmen könnten, erwarten.

Lassen Sie uns auf eine andere Epoche die Hoffnung, auch Sie zu sehen und zu bewundern, sowie wir alsdann die Bedingungen, die Ihnen angenehm sein können, vorher klar und deutlich verabreden wollen. Zu dem Honorar, welches ein fremder, auf unserm Theater auftretender Künstler, wie billig, erhält, trägt der Hof unmittelbar nichts bei, sondern es ist bloß eine Sache der Theaterdirektion, und wenn man sich daher bei uns freilich keine außerordentlichen Gaben zu erwarten hat, so ist man doch gewiß, dasjenige zu erhalten, worüber man sich vereinigte. Es versteht sich von selbst, daß wir in solchen Fällen, außer dem bedungnen Honorar, die Reise bezahlen und den hiesigen Aufenthalt freigeben.

Sie sehen aus meinem umständlichen Briefe, der fast einer Punktation zu einem Kontrakte ähnlich sieht, daß es mir Ernst ist, Sie zu irgend einer günstigen Zeit bei uns zu sehen. Da es denn auch übrigens an dem, was sich nicht versprechen läßt, an einer recht gemütlichen Aufnahme Ihrer lieben kleinen Person und einer lebhaften Teilnahme an Ihrem schönen Talente, nicht fehlen soll. Leben Sie recht wohl, haben Sie Dank für Ihren Brief und streicheln den würdigen bemerkenswerten Onyx aufs allerschönste.

An Charlotte Schiller.

Vielmals Dank sei Ihnen gesagt, daß Sie mich zum Schluß der Woche nicht einer Nachricht haben wollen mangeln lassen, ob ich gleich wünschte, von Schillers Gesundheit das Bessere zu hören.

Vor die schöne homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen, und die nordischen Gestalten, Faust und Kompagnie, haben sich eingeschlichen. Das wenige, was ich an dieser Arbeit gegenwärtig tun kann, fördert immer mehr, als man denkt, indem der kleinste Teil, der zur Masse hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden sehr bedeutend vermehrt.

Ich hoffe, mich an Ifflands Erscheinung für die Zeit, die ich ihr

aufopfern muß, reichlich zu entschädigen. Thourets Gegenwart kostet mich allenfalls vierzehn Tage; auf alle Fälle hoffe ich, im halben Mai wieder bei Ihnen zu sein und dann eine längere Zeit in Ihrer Nähe zu genießen. Ist es möglich, so versäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht, es macht in unserm engen Verhältnis immer wieder Epoche.

Hiebei folgt ein Briefchen von August an Carl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Wasser schütten und alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverse Danaidenarbeit entsteht, auch hat er noch ein Püppchen beigelegt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Schillern aufs beste.

Weimar, am 14. April 1798. G.

An Charlotte Schiller.

Ihre liebe Hand war mir heute auf dem Kuvert nicht erfreulich zu sehen, noch weniger der Inhalt Ihres Briefs.

Fast sollte ich glauben, daß der hohe Barometerstand Schillern ebensosehr zuwider sei, als ihm der niedere günstig ist, wie ich bemerken konnte, da ich in Jena war. Möchte er doch bald wieder hergestellt sein.

Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade, daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie rot vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte, sie sich von Schillern in einer leidlichen Stunde diktieren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist.

Faust rückt alle Tage wenigstens um ein Dutzend Verse.

Gestern habe ich meine camera obscura wieder zurechte gestellt und bei Betrachtung des Apparats meinen Gang in diesem Teile der physikalischen Wissenschaft bezeichnet. Man sieht recht die Umwege, die man gemacht hat, wenn man die Mittel und Werkzeuge, deren man sich zu seinem Zweck bediente, noch alle vor sich sieht.

Ich richte mich ein, bei Ifflands Hiersein zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück zu sehen, wozu Sie auch schönstens eingeladen sind, die Jahrszeit ist günstig, da er fünf Wochen später kommt als das vorigemal, und mein Haus ist groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendessen aufgeben.

Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roßlaer Gut und Professor Thouret in die hiesige Schloßdekoration einzuführen, ist das geschehen, so werde ich nach dem Beispiel des Kaiser Assverus sagen:

Beschlossen hab ich es, nun gehts mich nichts mehr an!

und zu Ihnen hinübereilen. Möchte ich Sie doch beide recht wohl mit den Kindern im Garten finden.

August grüßt Carln auf das schönste.

Man sagt, Richter werde auch zu gleicher Zeit mit Iffland eintreffen, nicht weniger bedrohen manche fürstliche Personen unsern theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart.

Leben Sie recht wohl und versäumen unsere geistreichen Frühstücke nicht.

Weimar, am 18. April 1798. G.

An Charlotte Schiller.

Haben Sie Dank, daß Sie mir nochmals an Schillers Statt ein Briefchen senden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entsage ich der Hoffnung, Sie beide die nächste Woche zu sehen, denn Iffland spielt wirklich Dienstag zum erstenmal.

Daß sich die vielen Irrsterne diesmal im zehenten Hause versammeln, ist freilich eine bedeutende Konstellation, wir wollen sehen, was für Witterung daraus entsteht.

Faust hat diese Tage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat, wieder daran zu gehen, war die Schwierigkeit, den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf cellinische Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Schillern schönstens und überstehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines blütenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der ersten Vorstellung.

Weimar, am 21. April 1798. G.

An Schiller.

Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich mich freue, wieder einen Brief von Ihrer Hand zu sehen. Möchte sich Ihre Gesundheit doch immer zunehmend bessern.

Iffland hat seinen Essigmann fürtrefflich gespielt. Naturell, Studium, Überlegung, alte und gewohnte Übung dieser Rolle, Mäßigkeit, Mannigfaltigkeit, Lieblichkeit und Kraft war an ihm zu bewundern. Das Stück ging im ganzen nicht fließend genug, weil unsere Schauspieler es erst vor kurzem gelernt hatten und nicht einmal so gut spielten, als sie fähig gewesen wären, daher ihm selbst manches verloren ging und er statt eines freien Spiels hie und da Contenance brauchte, wobei er sich aber selbst meisterlich zeigte.

Heute ist der Hausvater, was den Freitag gespielt wird, wissen wir noch nicht.

Es ist wirklich der Pygmalion von Benda, der noch gegeben wird, ich bin äußerst neugierig darauf. Das Stück kenn ich und habe es mehrmals gesehen, es ist ein sehr sonderbares Unternehmen, indessen ist doch Iffland viel zu klug, als daß er etwas wählen sollte, wo er nicht eines gewissen Effektes sicher wäre. Sie haben nächstens wieder Nachricht von mir.

Weimar, am 25. April 1798. G.

An Schiller.

Ich bin, um mit Leutnant Wallen zu reden, *sozusagen* in *Verzweiflung*, daß Sie diesmal an unsern theatralischen Abenteuern keinen Anteil nehmen können, sowohl weil Sie eines hohen Genusses entbehren, als auch, weil alles zur Sprache kommt, was uns im dramatischen Fache interessieren kann und worüber man doch nur eigentlich mit dem sich zu unterhalten imstande ist, der das unmittelbare Anschauen davon gehabt hat.

So war gestern eine äußerst interessante Repräsentation. Pygmalion macht Anspruch an die höchste theatralische Würde und Fülle, und so wie Iffland den Wallen nimmt, ist es die personifizierte Weltleerheit, durch einen pudelnärrischen Humor ausgestopft und ausgestattet. Was er in beiden Rollen geleistet hat, wird durch keine Worte auszudrücken sein; doch müssen wir abwarten, was Freund Böttiger leisten wird. Mündlich geht es eher an, daß man darüber sich einigermaßen erkläre.

Montag wird Benjowsky sein, Mittwoch der taube Apotheker, was er Donnerstags zum Schlusse gibt, weiß ich noch nicht. Sobald er fort ist, eile ich, mein Haus zu bestellen, um wieder bald bei Ihnen zu sein.

Für Cottas Erklärung danke ich, doch halte ichs für besser, ehe man sich näher bestimmt, ein paar Bände Manuskript völlig rein fertig zu haben. Was einen etwas mannigfaltigern Inhalt betrifft, darüber habe ich schon selbst gedacht, es wäre eine Gelegenheit, manches, wo man sonst nicht mit hin weiß, anzubringen und was dem Buchhändler nutzt, nutzt auch in jedem Sinne dem Autor: wer gut bezahlt wird, wird viel gelesen, und das sind zwei löbliche Aussichten.

Ebenso will ich meinen Faust auch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß. Freund Meyer wird es auch für keinen Raub achten, zu dieser barbarischen Produktion Zeichnungen zu verfertigen. Wir haben den Gedanken, die Umrisse auf graubraun Papier drucken zu lassen und sie alsdenn auszutuschen und mit dem Pinsel aufzuhöhen, eine Operation, die vielleicht nirgends so gut und wohlfeil als hier gemacht werden könnte. Es sollen bald einige Versuche der Art zum Vorscheine kommen.

Ich will nun auch Freund Humboldt antworten und ihn besonders ersuchen, mit Brinkmann einen prosodischen Kongreß über Hermann und Dorothea zu halten, sowie ich Ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.

Indem Sie nur der Ilias erwähnen, fühle ich schon wieder ein unendliches Verlangen, mich an jene Arbeit zu machen, von der wir schon soviel gesprochen haben. Hoffentlich gelingen mir dieses Jahr noch ein paar Gesänge, indessen muß man alle Chorizonten mit dem Fluche des Bischofs Ernulphus verfluchen und wie die Franzosen auf Leben und Tod die Einheit und Unteilbarkeit des poetischen Wertes in einem feinen Herzen festhalten und verteidigen. Leben Sie recht wohl. Ich muß mich schon wieder anziehen, weil die Zeit eines musikalischen Frühstücks herannahet. Die schönen Morgen sind diesen Festen günstig, da auch der Garten von der Gesellschaft mit genossen werden kann, denn fast ist mein Haus vor den Zufluß zu klein.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und schicken Sie uns dieselbe wenigstens Montags.

Übrigens darf ich wohl mit einigem Triumph bemerken, daß ich

als Impresar richtig gerechnet habe. Denn ohnerachtet der erhöhten Preise ist das Haus noch immer voller als das vorigemal gewesen, so daß wir, wenn es so fortgeht, diesmal auf die sieben Vorstellungen fast soviel als auf die vorigen vierzehen einnehmen. Sollte Schröder kommen, so kann man aufs Doppelte gehen, und selbst wenn Iffland künftig wiederkommen sollte, steigre ich wieder, denn das Geld wird immer noch wohlfeiler werden. Leben Sie nochmals recht wohl, genießen Sie der schönen Tage in der Stille, indes ich noch acht recht unruhige auszudauern habe. Indessen wirds auch im Saaltale recht schön grün und wir beginnen unser altes Leben.

Weimar, am 28. April 1798. G.

An A. W. Schlegel.

Durchlaucht der Herzog haben mir befohlen, Sie, wertester Herr Rat, morgen früh in das sogenannte Römische Haus zu führen, um Sie mit Herrn Melish bekanntzumachen, dem großen Verehrer Shakespeares und Bewundrer Ihrer Übersetzung.

Wollten Sie deshalb gegen 11 Uhr bei mir sein?

Ich hoffe, Sie heute abend in der Komödie zu sehen.

Den 1. Mai 1798. Goethe.

An Schiller.

Iffland fährt fort, seine Sache trefflich zu machen, und zeichnet sich als ein wahrhafter Künstler aus. An ihm zu rühmen ist die lebhafte Einbildungskraft, wodurch er alles, was zu seiner Rolle gehört, zu entdecken weiß, dann die Nachahmungsgabe, wodurch er das Gefundne und gleichsam Erschaffne darzustellen weiß, und zuletzt der Humor, womit er das Ganze von Anfang bis zu Ende lebhaft durchführt. Die Absonderung der Rollen voneinander, durch Kleidung, Gebärde, Sprache, die Absonderung der Situationen und die Distinktion derselben wieder in sensible kleinere Teile, ist fürtrefflich. Von allem übrigen, was wir schon im einzelnen kennen, will ich jetzt schweigen.

Indem er als ein wirkliches Natur- und Kunstgebilde vor den Augen des Zuschauers lebt, so zeigen sich die übrigen, wenn sie auch ihre Sache nicht ungeschickt machen, doch nur gleichsam als Referenten, welche eine fremde Sache aus den Akten vortragen; man

erfährt zwar, was sich begibt und begeben hat, man kann aber weiter keinen Teil daran nehmen.

Sehr wichtig war mir die Bemerkung, daß er die reinste und gehörigste Stimmung beinah durchaus vollkommen zu Befehl hat, welches denn freilich nur durch das Zusammentreffen von Genie, Kunst und Handwerk möglich ist.

Das Publikum ist sich in seiner Assiduität ziemlich gleich. Die Anzahl schwankte bisher zwischen 380 und 430, und es läßt sich voraussehen, daß wir keine so starke und keine so geringe Vorstellung haben werden, als das vorigemal. Der erhöhte Preis hat nur einen gewissen Zirkel von Zuschauern eingeschlossen. Wir können mit der Einnahme zufrieden sein, und ich freue mich, über den ungläubigen Hofkammerrat gesiegt zu haben.

Übrigens habe ich, außer einer ziemlich allgemeinen, reinen Zufriedenheit, nichts Tröstliches von einem besondern Urteil gehört. Wie wenige verhalten sich gegen den Künstler auch wieder produktiv! Dagegen habe ich mitunter einige sehr alberne Negationen vernommen. Morgen erleben wir noch den tauben Apotheker, und dann will ich mich der eintretenden Ruhe wieder freuen, ob ich gleich nicht leugnen will, daß mir sein Spiel diesmal mehr als das vorigemal Bedürfnis geworden ist. Er hat in jedem Sinne gut auf mich gewirkt, und ich hoffe, wenn ich zu Ihnen hinüberkomme, sollen der Mai und Juni gute Früchte bringen.

Ich habe heute keinen Brief erhalten und wünsche nur, daß kein Übel Ursache an Ihrem Stillschweigen sein möge.

Freund Böttiger brütet, wie ich merke, an einer Didaskalie über Pygmalion. Es wird wahrscheinlich wieder ein sauber Stückchen Arbeit werden.

Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen. Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen, das nächste Stück wird zeigen, ob der gute Alte gehorcht.

Der arme Verfasser des goldnen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun in den Zeiten der Freiheit, da Herr Posselt täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr Gentz mit der liberalsten Zudringlichkeit

einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schoßkinder seines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen.

Vor 14 Tagen ohngefähr kam er nach Weimar, um für diese Produktionen, mit denen er sich im stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuernten; er las sie in allen Etagen unsers Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er für Ungeduld bald wieder aufs Land flüchtete. Indessen hielt man Rat, und jetzt, hör ich, ist ihm angekündigt, diese Mestizen eines aristo-demokratischen Ehebandes in der Stille zu erdrosseln und im Keller zu begraben, denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden.

Weimar, am 2. Mai 1798. G.

Vorstehendes war geschrieben, als ich Ihren lieben Brief erhielt. Möge das gute Wetter Sie bald in den Garten locken und Sie draußen aufs beste begünstigen.

Über Pygmalion wollen wir methodisch zu Werke gehen, denn wenn man bei der großen Einigkeit in Grundsätzen einmal über Beurteilung einer Erscheinung in Opposition ist, so kommt man gewiß auf schöne Resultate, wenn man sich verständigt.

Ich glaube, wir werden bald einig sein, denn man kann von diesem Monodram nur insofern sprechen, als man die Manier des französischen tragischen Theaters und die rhetorische Behandlung eines tragischen oder hier eines sentimentalen Stoffs als zulässig voraussetzt; verwirft man diese völlig, so ist Pygmalion mit verworfen, läßt man sie aber mit ihrem Werte oder Unwerte gelten, so kann auch hier Lob und Tadel eintreten. Man kann jeden Manieristen loben und das Verdienst, das er hat, auseinandersetzen, nur muß ich ihn nicht mit Natur und Stil vergleichen. Das wäre ohngefähr, wovon ich ausgehen würde. Ich werde Ihnen erzählen, was ich auf die Zweimal gesehen habe, am liebsten aber wünsche ich, daß Sie Meyern drüber hören, doch wird die ganze Untersuchung vor der Erscheinung der Didaskalie nicht geschlossen werden können.

Wegen Schröders kann ich Ihnen weiter nichts sagen. Er hat sich in dieser Sache kokett betragen, ohnaufgefordert einen Antrag getan und, wie man zugreifen wollte, zurückgezogen. Ich nehm es ihm nicht übel, denn jedes Handwerk hat eigne Methoden, ich kann nun aber keinen Schritt weiter tun.

Wahrscheinlich bin ich in 10 Tagen bei Ihnen, es sollte mir lieb sein, Cotta wiederzusehen.

Die Stelle in der Odyssee scheint sich freilich auf eine der unzähligen Rhapsodien zu beziehen, aus denen nachher die beiden überbliebenen Gedichte so glücklich zusammengestellt wurden. Wahrscheinlich sind jene ebendeswegen verloren gegangen, weil die Ilias und Odyssee in ein ganzes koaleszierten. So haben wir unzählige Epigramme verloren, weil man eine Epigrammensammlung veranstaltete, so sind die Werke der alten Rechtslehre zugrunde gegangen, weil man sie in die Pandekten digerierte usw. Verzeihen Sie mir diese etwas chorizontische Äußerung, doch scheint mir täglich begreiflicher, wie man aus dem ungeheuren Vorrate der rhapsodischen Genieprodukte mit subordiniertem Talent, ja beinah bloß mit Verstand, die beiden Kunstwerke, die uns übrig sind, zusammenstellen konnte; ja, wer hindert uns anzunehmen, daß diese Kontiguität und Kontinuität schon durch die Forderung des Geists an den Rhapsoden im allerhöchsten Grade vorbereitet gewesen, sogar will ich einmal annehmen, daß man nicht alles in die Ilias und Odyssee, was wohl hineingepaßt hätte, aufgenommen habe, daß man nicht dazu, sondern davon getan habe.

Doch das sind Meinungen über einen Gegenstand, über den alle Gewißheit auf ewig verloren ist, und die Vorstellungsart, die ich äußere, ist mir bei meiner jetzigen Produktion günstig, ich muß die Ilias und Odyssee in das ungeheure Dichtungsmeer mit auflösen, aus dem ich schöpfen will.

Noch ein Wort wegen Schröders. Nach meiner Überzeugung steht Ihr Wallenstein und seine Hierherkunft in solcher Korrelation, daß man eher sagen könnte: schreiben Sie ihn, so wird er kommen, als: wenn er kommt, so machen Sie ihn fertig.

Und hiermit leben Sie wohl. Es geht wieder zu einem Frühstück, morgen ist das letzte bei mir, wozu Ihre liebe Frau eingeladen ist, wenn sie zeitig kommt.

Die englische Übersetzung meiner Dorothea, welche Herr Melish unternommen hat, ist, wie er mir gestern sagte, fertig, er will mir die vier ersten Gesänge zeigen, die er mit hat. Ich selbst kann so was gar nicht beurteilen, ich will veranlassen, daß Schlegel sie zu sehen kriegt, der das Verhältnis beider Sprachen mehr studiert hat. Ich schließe, obs gleich noch viel zu sagen gibt.

Weimar, den 2. Mai 1798. G.

An Schiller.

Iffland hat nun gestern mit dem Amtmann in der Aussteuer geschlossen, nachdem er mir in dem Laufe seiner Vorstellungen gar manches zu denken gegeben, das im ganzen mit dem, was Sie äußern, übereinstimmt. Wir werden darüber manches zu sprechen haben.

Wegen des Wallensteins weiß ich Ihnen nicht zu raten, ob ich gleich selbst glaube, daß, in betracht Ihrer Art zu arbeiten, des Stücks, soweit ich es kenne, und der äußern Umstände Ihr Vorsatz, den Sie mir äußern, wohl der beste sein möchte. Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit abermals näher kennen gelernt.

Ich habe fast keinen andern Gedanken als mich mit den homerischen Gesängen, sobald ich zu Ihnen komme, näher zu befreunden, ein gemeinschaftliches Lesen wird die beste Einleitung sein.

Meinen Faust habe ich um ein Gutes weiter gebracht. Das alte noch vorrätige, höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt. Nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen.

Ein sehr sonderbarer Fall erscheint dabei: Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke in Verhältnis gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird.

Leben Sie recht wohl. Von der Witterung sagen uns die guten Barometer nur immer das nächst Bevorstehende, freilich sollte man glauben, daß nun eine Regenzeit eintreten müsse, doch wer will das voraussagen.

Weimar, am 5. Mai 1798.

Fichte hat mir den zweiten Teil seines Naturrechts geschickt, ich habe aus der Mitte heraus einiges gelesen und finde vieles auf eine beifallswürdige Art deduziert, doch scheinen mir praktischem Skeptiker bei manchen Stellen die empirischen Einflüsse noch stark einzuwirken. Es geht mir hier, wie ich neulich von den Beobachtungen sagte:

nur sämtliche Menschen erkennen die Natur, nur sämtliche Menschen leben das Menschliche. Ich mag mich stellen, wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität, und grade das, was am allgemeinsten als wahr anerkannt wird, ist gewöhnlich nur ein Vorurteil der Masse, die unter gewissen Zeitbedingungen steht und die man daher ebensogut als ein Individuum ansehen kann. Leben Sie wohl und lieben mein liebendes Individuum trotz allen seinen Ketzereien.

G.

An Schiller.

Zu Ihrer Gartenwohnung wünsche ich Ihnen Glück, die Jahrszeit wie die Witterung ist außerordentlich schön, und ich hoffe, Sie bald auf Ihrem Grund und Boden zu besuchen.

Den Verlust der vergangnen Tage konnten mir nur die Ifflandischen Abende ersetzen. Es ist übrigens für unsereinen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung wird nicht gegeben, vielmehr zerstört.

Lust zu einer Arbeit hat mir Iffland zurückgelassen. Er erfuhr, daß ich an einem zweiten Teil der Zauberflöte gearbeitet hatte und bezeigte den Wunsch, das Stück für das Berliner Theater zu besitzen, mit einiger Lebhaftigkeit, sowohl gegen mich als andere. Darüber ist mir der Gedanke wieder lebhaft geworden, ich habe die Akten wieder vorgenommen und einiges dran getan. Im Grunde ist schon soviel geschehen, daß es törig wäre, die Arbeit liegen zu lassen, und wäre es auch nur um des leidigen Vorteils willen, so verdient doch auch der eine schuldige Beherzigung, um so mehr als eine so leichte Komposition zu jeder Zeit und Stunde gearbeitet werden kann und doch noch überdies eine Stimmung zu was Besserm vorbereitet.

Herr Thouret bleibt noch immer aus, da wir schon hofften, daß er mit Cotta kommen würde, und ich wünsche, mich so bald als möglich zu Ihnen hinüber zu begeben, denn die Tage fliehen ungenutzt hinweg, und man weiß nicht, wo sie hinkommen. Bei dem vielen Zeug, das ich vorhabe, würde ich verzweifeln, wenn nicht die große Ordnung, in der ich meine Papiere halte, mich in den Stand setzte, zu jeder Stunde überall einzugreifen, jede Stunde in ihrer Art zu nutzen und eins nach dem andern vorwärts zu schieben.

Meyer hat seine Abhandlung über die Familie der Niobe voll-

endet, die sehr lobenswürdig ist, ich bringe sie mit. Er ist zufrieden, daß wir seine Abhandlung über die Wahl der Gegenstände nach unsrer Überzeugung modifizieren und auch vielleicht in Stellung der Argumente nach unserer Art zu Werke gehen. Wir lesen sie vielleicht nochmals zusammen durch, und dann wird ihr mit wenigem geholfen sein. Er ist gegenwärtig an den Rafaelischen Werken und wird immer so weiter gehen. Ich sehe schon ein paar Bändchen in kurzem vor mir. Womit wir zum Troste des Buchhändlers diese ernsten und nach unserm Begriff guten Aufsätze würzen wollen, damit sie, wo nicht belohnt, doch wenigstens vergeben werden, sollen Sie erfahren, wenn ich komme. Für diesmal leben Sie wohl, ich erwarte Herrn von Retzer und bin neugierig, wie sich die K. K. Bücher-Zensur in Weimar ausnehmen wird.

Leben Sie recht wohl mit Ihrer lieben Frau und den Kindern und genießen der schönen Morgen und Abende.

Weimar, am 9. Mai 1798. G.

An Schiller.

Ihr Brief hat mich, wie Sie wünschen, bei der Ilias angetroffen, wohin ich immer lieber zurückkehre, denn man wird doch immer, gleich wie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben, und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraume, in welchem die Götter hin und her schwebten. Ich fahre im Schematisieren und Untersuchen fort und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben. Die Ausführung wäre ganz unmöglich, wenn sie sich nicht von selbst machte, so wie man keinen Acker Weizen pflanzen könnte, da man ihn doch wohl säen kann. Ich sehe mich jetzt nach dem besten Samen um, und an Bereitung des Erdreichs soll es auch nicht fehlen, das übrige mag denn auf das Glück der Witterung ankommen.

Das Wichtigste bei meinem gegenwärtigen Studium ist, daß ich alles Subjektive und Pathologische aus meiner Untersuchung entferne. Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darinne folgen, worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und der Gleichnisse, glaube ich im reinen zu

sein, wegen des letzten habe ich wohl schon etwas gesagt. Mein Plan erweitert sich von innen aus und wird, wie die Kenntnis wächst, auch antiker. Ich muß nur alles aufschreiben, damit mir bei der Zerstreuung nichts entfallen kann.

Die nächste Zeit, die ich bei Ihnen zubringe, soll alles schon weiter rücken, und einige Stellen, von denen ich am meisten gewiß zu sein glaube, will ich ausführen.

Es war nicht uninteressant, mich einige Tage mit der Zauberflöte abzugeben und die Arbeit, die ich vor drei Jahren angefangen hatte, wieder aufzunehmen und durchzukneten. Da ich nur handelnd denken kann, so habe ich dabei wieder recht artige Erfahrungen gemacht, die sich sowohl auf mein Subjekt als aufs Drama überhaupt, auf die Oper besonders und am besondersten auf das Stück beziehen. Es kann nicht schaden, es endlich auch in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen.

Der Herzog ist noch nicht wieder von Leipzig zurück, Thouret noch nicht hier, meine Abreise bleibt also noch einige Tage ausgesetzt, lange aber werde ich nicht verweilen. Denn da ich um Johanni wieder hier sein muß und diesmal wenigstens vier Wochen bei Ihnen zuzubringen wünsche, so darf ich nicht zaudern.

Krüger ist ein entsetzlicher Windbeutel. Sein Ballett soll nicht übel sein; hier zu spielen wird, er schwerlich die Erlaubnis erhalten, es sei denn nur auf einigemal.

Der Edle von Retzer war eine Erscheinung, die man mit Augen gesehen haben muß, wenn man sie glauben soll. Hat er Ihnen denn auch sein Gedicht an Gleimen vorgelegt?

Unger hat mir beiliegende neue Schriftprobe geschickt und verlangt, daß ich ihm etwas in diesem kleinen Format zu drucken geben soll. Ich weiß jetzt gar nichts, und das dringendste Bedürfnis wird immer der Almanach bleiben.

Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

Möchten Sie doch auch Stimmung finden, in Ihren Arbeiten weiter zu rücken! Ich will indes suchen, die reisefertigen Tage so gut als möglich zu benutzen.

Weimar, den 12. Mai 1798. G.

An C. v. Knebel.

Ich habe dir lange nicht geschrieben und auch lange nichts von dir gehört; hier sende ich eine Schachtel mit der Bitte, die inliegenden hölzernen Modelle, nebst dem Billet, Herrn Bergrat Voigt zu übergeben, er wird die Gefälligkeit haben, mir diese Körper in Eisen gießen zu lassen, ich brauche sie zu magnetischen Versuchen und hoffe dadurch einige artige Resultate zu gewinnen. Zugleich liegt auch etwas Mineralisches für dich bei, Gipskristallen von Montmartre und der sogenannte kristallisierte Sandstein von Fontainebleau. Ich habe von Humboldt einige Stücke dieser Art erhalten, welche ich der Gefälligkeit Dolomieus verdanke. Dieser lebt noch immer wenigstens ruhig und leidlich in Paris. Humboldts befinden sich auch recht wohl.

Wir haben indessen Iffland hier gehabt, der uns acht sehr vergnügliche Abende verschaffte, er ist und bleibt ein sehr schätzbarer Künstler.

Von dem, was ich bisher getan, kann ich nicht viel rühmen, ob ich gleich immer fortgearbeitet und manches vorbereitet habe.

Am ernsthaftesten und anhaltendsten hat mich das Studium der Ilias beschäftigt, das ich auch noch eine Zeitlang fortzusetzen denke.

Da mein erster epischer Versuch gut aufgenommen worden, so ist es mir eine Art von Pflicht, diese Dichtungsart noch näher zu studieren, um mich noch weiter drinne zu wagen, denn ich finde sie sowohl meinen Jahren, als meiner Neigung, so wie auch den Umständen überhaupt am angemessensten, ja vielleicht dürfen wir Deutsche in keiner Dichtart uns so nahe an die echten alten Muster halten als in dieser, und es kommen so viel Umstände zusammen, die ein schwer, ja fast unmöglich scheinendes Unternehmen begünstigen. Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyssee gehalten, so möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern; sollte aber auch ein solches Unternehmen zu kühn sein, so gewinne ich doch schon unglaublich beim bloßen Studio, und eine Aussicht auf einen künftig praktischen Gebrauch, wenn sie auch nur ein frommer Wahn wäre, begünstigt doch unglaublich jede theoretische Untersuchung, und selbst die klare Einsicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt schon einen unaussprechlichen Genuß, ja es ist jetzo gewissermaßen einem jeden, der sich mit ästhetischen Gegenständen beschäftigt, die höchste Angelegenheit, sich über diese alten Meisterstücke, wenigstens mit sich selbst, in Einigkeit zu setzen, da man von allerlei Seiten so manches Sonderbare darüber hören muß.

Bergrat Scherer ist am Sonnabend zurück, und wir haben also auch ein chemisches Orakel in der Nähe, welches um so wünschenswerter ist, als diese Wissenschaft nicht allein vorschreitet, sondern auch hin und wieder schwankt, so daß ihr nur derjenige folgen kann, dessen eigentliches Geschäft sie geworden ist.

Unser guter Meyer fährt fleißig fort, seine Bemerkungen sowohl als seine Grundsätze über bildende Kunst zusammenzuschreiben. Ich werde auch einiges dazu tun, und wir wollen mit dem Druck nicht lange säumen. Ich freue mich, dadurch mit dir und andern entfernten Freunden einen neuen Kommunikationsweg eröffnet zu sehen.

Da Johanni wieder herannaht, so schicke mir doch etwa deine Quittungen und eine besondere Assignation auf die Summe, die ich für dich auslegen soll, nebst dem Verzeichnis, wohin ich es zu zahlen habe. Diese Assignation wird dir alsdann zugerechnet, und wir brauchen nicht so umständlich wie das vorige mal zu sein.

Lebe recht wohl und genieße der schönen Jahrszeit und laß mich bald hören, daß du dich wohl befindest.

Weimar, den 15. Mai 1798. G.

No. 1. Chaux sulfatée Crystallisée ou Gypse crystallisé, de Montmartre près Paris.

No. 2. Gres à pate calcaire, affectant les formes du Spat calcaire, de Fontainebleau.

An Schiller.

Ihr Brief trifft mich wieder bei der Ilias! Das Studium derselben hat mich immer in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt.

Ich bin mehr als jemals von der Einheit und Unteilbarkeit des Gedichts überzeugt, und es lebt überhaupt kein Mensch mehr und wird nicht wieder geboren werden, der es zu beurteilen imstande wäre. Ich wenigstens finde mich allen Augenblick einmal wieder auf einem subjektiven Urteil. So ists andern vor uns gegangen und wird andern nach uns gehn. Indes war mein erstes Aperçu einer Achilleis richtig, und wenn ich etwas von der Art machen will und soll, so muß ich dabei bleiben.

Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, man mag sagen, was man will, daß nichts dazu noch davon getan werden kann. Das neue

Gedicht, das man unternähme, müßte man gleichfalls zu isolieren suchen, und wenn es auch der Zeit nach sich unmittelbar an die Ilias anschlösse.

Die Achilleis ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht.

Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser doppelten Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualifizieren, und eine ganz realistische Behandlung würde jene beide innern Eigenschaften ins Gleichgewicht setzen. Ferner enthält der Gegenstand ein bloßes persönliches und Privatinteresse, dahingegen die Ilias das Interesse der Völker, der Weltteile, der Erde und des Himmels umschließt.

Dieses alles sei Ihnen ans Herz gelegt! Glauben Sie, daß nach diesen Eigenschaften ein Gedicht von großem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen, denn über das Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig, werde aber nach meiner alten Weise daraus ein Geheimnis machen, bis ich die ausgeführten Stellen selbst lesen kann.

Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahndung noch Mutmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungnes Gute begegne. Vor Sonntag kann ich leider nicht kommen.

Grüßen Sie Cotta schönstens und danken ihm noch für alle mir so liberal erwiesene Gefälligkeiten. Ich bin noch wegen einigem in seiner Schuld, welches abzurechnen ja wohl bald Gelegenheit sein wird.

Übrigens gedenke ich wegen unserer theoretisch empirischen Aufsätze den Gang, den ich neulich anzeigte, zu befolgen. Sobald etwa ein Alphabet rein abgeschrieben parat liegt, wird man leicht übereinkommen.

Ich will künftig soviel als möglich kein Manuskript versagen, bis es zum Abdruck fertig ist, und besonders bei diesem kommt so mancherlei zusammen.

Schlegeln kann die Professur wohl nicht fehlen, der Herzog ist ihm wegen der Shakespearischen Übersetzung günstig, es ist auch schon beifällig deshalb nach Gotha kommuniziert.

Leben Sie recht wohl. Ich verlange herzlich, Sie zu sehen und etwas Bedeutendes zu arbeiten. Es wird nun bald ein Jahr, daß ich nichts getan habe, und das kommt mir gar wunderlich vor. Grüßen

Sie Ihre liebe Frau und erfreuen sich des schönen Wetters unter freiem Himmel.

Weimar, am 16. Mai 1798. G.

An Schiller.

Zu dem ersten Blatt Ihres lieben Briefes kann ich nur Amen sagen, denn es enthält die Quintessenz dessen, was ich mir wohl auch zu Trost und Ermunterung zurief. Hauptsächlich entstehen diese Bedenklichkeiten aus der Furcht, mich im Stoffe zu vergreifen, der entweder gar nicht oder nicht von mir oder nicht auf diese Weise behandelt werden sollte. Diesmal wollen wir nun alle diese Sorgen beiseite setzen und nächstens mutiglich beginnen.

Humboldts Arbeit erwartete ich wirklich nicht und freue mich sehr darauf. Um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand wenigstens auf eine Weile entziehen würde. Es ist kein geringer Vorteil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerate.

Ich sage heute früh nichts weiter, indem ich noch zu guter Letzt sehr zerstreut bin.

Morgen abend bin ich bei Ihnen und hoffe schon im voraus auf die Fruchtbarkeit der nächsten vier Wochen. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

Weimar, am 19. Mai 1798. G.

An Christiane Vulpius.

Es freut mich sehr, wenn du in meiner Abwesenheit tätig bist und dich dabei des Lebens und des Zustandes erfreust, in dem du dich befindest und der nur insofern für uns beide angenehm ist, als du überall gute Ordnung halten magst, damit man die übrige Zeit desto freier und sorgloser leben könne.

Ich habe die wenigen Tage, die ich hier bin, schon sehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Du wirst lachen, wenn ich dir erzähle, durch welche zufällige Kleinigkeit ich wieder einen schnellen und besondern Antrieb zum Fleiße bekommen habe, indessen ist es recht merkwürdig, wie sehr mich die vorjährige

Reise ganz aus dem Geschicke gebracht hat und wie ich jetzt erst wieder anfange, mich zu finden.

Mit meiner leiblichen Nahrung geht es nun auch schon besser, die Trabitius bereitet die Spargel sehr gut, sowie auch gelegentlich einen Eierkuchen, Schillers versorgen mich mit Braten, und dein Öl macht mir den Salat wieder schmackhaft, wodurch ich nun für den Mittag völlig geborgen bin. Abends bin ich bei Schiller im Garten, wo wir bisher viel Interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben, nur wird mir abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich habe eine völlige Viertelstunde zu gehen.

Dafür schlafe ich auch recht wohl, indem ich mir überdies noch des Tags viel Bewegung mache und ohnerachtet des üblen Wetters jederzeit ein paar Stunden im Freien bin.

Herr Geheimderat Voigt ist nicht verreist, Fischer kann ihm also das Geld gelegentlich bringen. Wegen einem kleinen Spaße, den man den jungen Leuten in Roßla bei der Übergabe machen könnte, will ich dir meine Gedanken schreiben. Ich wünschte entweder an diesem Tage oder vielleicht noch schicklicher den Sonntag darauf, welches zugleich das Johannisfest ist, die Leute mit einem Fest nach meiner Art zu überraschen. Doch davon nächstens mehr.

Nun lebe wohl. Für den Kleinen lege ich ein Briefchen bei. Die Seife soll nächstens ankommen, übrigens muß noch viel getan werden, ehe ich dich wiedersehe. Lebe indessen recht wohl und versorge unsern Meister aufs beste.

Jena, am 25. Mai 1798.

Dazu sende ich dir eine Rehkeule und wünsche, daß ihr sie zusammen recht vergnüglich verzehren möget.

G.

An Cotta.

Das Werk, welches wir herauszugeben gedenken, enthält Betrachtungen harmonierender Freunde über Natur und Kunst.

Was aus Naturgeschichte und Naturlehre ausgehoben wird, soll dem Gegenstand und der Behandlung nach vorzüglich von der Art sein, daß es für den bildenden Künstler brauchbar und zu seinen Zwecken wenigstens in der Folge anwendbar werde, unter Kunst wird für die erste Zeit vorzüglich die bildende verstanden, über deren Theorie, Ausübung und Geschichte manches vorrätig liegt; doch wird

man die Kunst im allgemeinen jederzeit im Auge haben, daß, wenn nach unserm Wunsche sich auch Freunde der Dichtkunst und Musik anschließen, sie, was die Grundlagen betrifft, genugsame Vorarbeit finden sollen.

Man kann sich nicht verbinden, ein sogenanntes Lesebuch zu liefern, aber ein lesbares, kultivierten Personen willkommenes Werk, das vorbereiten, wirken und nützen soll, gedenkt man zu stellen. Indessen soll an der Form des Vortrags nichts versäumt werden, so wenig es an Artikeln vom allgemeinsten Interesse fehlen soll.

Eine Beilage zeigt, was man allenfalls zu erwarten hat.

Wegen der Ausgabe selbst tue ich folgende Vorschläge:

Ohne daß es eine Zeitschrift würde, näherte man das Werk einer so beliebten und der Zerstreuung des Publikums so gemäßen Art.

Man gäbe einzelne Stücke heraus, jedes zu 11 Bogen, so daß zwei einen Band ausmachten.

Es würde geheftet ausgegeben, man würde für einen in Kupfer gestochnen anständigen Umschlag ohne großen Aufwand sorgen.

Das Format wäre Groß-Oktav, mit einer mäßigen Zeilenzahl.

Dem ersten Stück würde eine allgemeine Einleitung vorgesetzt.

Jedes Stück erhielte eine besondere Einleitung, worin ich Schemata aufzustellen hoffe, nach welchen der denkende Leser die fragmentarisch eingeführten Aufsätze ordnen und näher beurteilen kann.

Längere Abhandlungen würden teilweise gedruckt, aber gleich im nächsten Stücke fortgesetzt.

Überhaupt in jedes Stück etwas allgemein Reizendes und Nachfrage Erregendes eingemischt.

Manuskript zum ersten Stücke könnte bald nach Johannis abgeliefert werden und so dasselbe Michael herauskommen.

Man könnte vierteljährig fortfahren.

Doch wird, sobald die Sache im Gange ist, die Konvenienz des Herrn Verlegers entscheiden, ob er mehr Stücke des Jahrs ausgeben will.

Vielleicht gäbe man künftige Ostern zwei und brächte also zwei Bände zur Messe.

Für acht Stücke ist gegenwärtig Vorrat, der nur mehr oder weniger durchgearbeitet und redigiert werden muß. Könnte Herr Hofrat

Schiller zum dritten oder vierten Stücke etwas auf Poesie Bezügliches ausarbeiten, so würde dadurch das Unternehmen sehr gewinnen, auch die Dauer, sowie die weite Ausdehnung desselben außer Zweifel gesetzt werden.

Jena, am 27. Mai 1798. Goethe.

Arbeiten

die teils fertig, teils mehr oder weniger in kurzer Zeit zu redigieren und auszuarbeiten sind.

1. Einleitung in das ganze Werk.
2. Schema über das Studium der organischen Natur.
3. Schema über das Studium der bildenden Kunst.
4. Schema über die Forderungen, welche der Maler an denjenigen machen würde, der sich anmaßte, ihm eine Farbenlehre vorzulegen.
5. Gutachten an einen jungen Maler, daß er sich in die Schule eines Bildhauers begeben möge.

   (In dieser Form wird unverfänglich gerügt, was den Malerschulen zu fehlen pflegt.)
6. Über Dilettantism, seinen Nutzen und Schaden. Rat an Dilettanten und Künstler.
7. Über die Gegenstände der bildenden Kunst.

   (Eine wichtige und fundamentale Abhandlung.)
8. Über Heinrich Füeslis Arbeiten, bezüglich auf sein Gemälde in Zürich und die allgemein bekannten Kupferstiche nach ihm.

   (Hier werden die im vorigen Artikel aufgestellten Grundsätze auf die Arbeit eines einzigen Künstlers angewandt.)
9. Über Laokoon.
10. Über Niobe und ihre Kinder.
11. Über etrurische Monumente.
    Erster Brief: über plastische Überbleibsel.
    Zweiter Brief: über architektonische, mit der Beschreibung von Fiesole und der umliegenden Gegend.
12. Über Rafael, seine Logen, Stanzen und andere Gemälde.
13. Mantua und der Palast dell T.
14. Über Restauration
    a) der Statuen,
    b) der Gemälde.

15. Betrachtungen, wie hoch weben, sticken, Mosaik usw. zu treiben sei. Die Grenzen dieser Operationen, und was sich durch sie erlangen lasse.
16. Briefe eines Reisenden und seines Zöglings, unter romantischen Namen, sich an Wilhelm Meister anschließend.
17. Bemerkungen und Betrachtungen über sittliche, politische und militarische Gegenstände während eines Aufenthaltes in Italien 1795, 1796 und 1797.
18. Etwas über die Schweiz, besonders Schilderung von Stäfa.

Ich sage nichts von dem vollständigen Vorrat zur Geschichte der Florentinischen Schule, weil ich zweifelhaft bin, ob man diesen nicht bei einer neuen Ausgabe des Cellini nutzen sollte.

Etwas ferner liegt eine Ausarbeitung, enthaltend:

a) Das ehemalige Italien als Kunstkörper betrachtet.
b) Die jetzige Zerstücklung desselben.
c) Neue Aufstellung in Paris.
d) Besitzungen der übrigen europäischen Länder.
e) Was ein Künstler künftig zu tun habe, um sich auszubilden und die gegenwärtigen, großen Dislokationen, für sich wenigstens, unschädlich, wo nicht gar nutzbar zu machen.

(Dieses letztere könnte ebensogut in unser gegenwärtiges Werk mit eingeschlossen werden, als es eine unterhaltende und brauchbare kleine Schrift gäbe.)

Soviel sei nur gesagt, um zu zeigen, daß ein Unternehmen, das ohnedem aufhören kann, wenn man will, auf einige Jahre gesichert ist. Des Stoffs ist genug, und die Behandlung wird man uns zutrauen.

Ausdrücklich erbitte ich mir, daß von allen diesen Äußerungen, die sowohl das Hauptblatt als die Beilage enthält, nichts ins Publikum gelange.

Das Werk wird nicht eher angekündigt, als bis es erscheint.

Jena, am 28. Mai 1798. G.

Die allgemeine erste Ankündigung, wie auch die jedesmalige besondere, welche etwa in die Weltkunde einzurücken wäre, behalte mir vor.

An Kirms.

Ew. Wohlgeboren haben die Güte, nach unsrer gestrigen Abrede, dem Professor Thouret mittags das Essen aus der Hofküche verabfolgen zu lassen und zwar etwa: Suppe; Gemüs mit einer Beilage; Braten und Salat; eine Flasche Wertheimer.

Die Portion wäre reichlich einzurichten. Was an Bier, Brot, Tischzeug usw. erforderlich wäre, hierüber könnte Heringen der Auftrag gegeben werden, der auch täglich das Essen abholen soll. Den Betrag der Vergütung für diese Gefälligkeit wird man von seiten Fürstlicher Hofkasse der Schloßbaukasse mit Dank erstatten.

Man wünscht, daß die Einrichtung morgen, Sonntags, ihren Anfang nehmen möge.

Weimar, am 2. Juni 1798. J. W. v. Goethe.

An J. H. Meyer.

Meine Tage habe ich hier in allerlei Geschäften und Vorarbeiten zugebracht, wenn ich gleich noch nicht viel aufweisen kann; nun möchte ich auch wissen, wie es Ihnen und Ihren Kunstverwandten ergangen ist. Schreiben Sie mir doch mit wenig Worten, wie Thouret avanciert und was Sie von seiner weitern Arbeit augurieren.

Schiller befindet sich wohl, und unsere Unterhaltungen sind sehr fruchtbar. Leider bringt mich seine Gartenbaukunst ganz zur Verzweiflung. Die neue Küche liegt grade so, daß der N.-W.-Wind, der gerade mitunter an den schönsten Abenden weht, den Rauch und besonders den Fettgeruch über den ganzen Garten verbreitet, so daß man nirgends Rettung finden kann.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir, wie weit auch Sie mit Ihrer Arbeit gekommen sind.

Jena, am 8. Juni 1798. G.

An Schiller.

Ich bitte um das Humboldtische Werk und den eisernen Stab. Heute abend werde ich bei Loders sein, komme wohl aber doch noch vorher auf einige Stunden.

Heute früh habe ich beim Spaziergang einen kursorischen Vortrag meiner Farbenlehre überdacht und habe sehr viel Lust und Mut zu

dessen Ausführung. Das Schellingische Werk wird mir den großen Dienst leisten, mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten.

Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau, wenn sie angekommen ist.

Jena, den 11. Juni 1798. G.

An das Geheime Konsilium.

In gehorsamster Befolgung des von dem verehrten geheimen Konsilio an mich ergangenen Auftrags habe ich mich zu Christian Wilhelm Gabriel, allhier, sogleich begeben, um seine Kupfersammlung und sonstige Effekten, die er zu einem Geschenk für des Herrn Erbprinzens Durchlaucht angeboten hat, zu besehen und ermangele nicht, hierüber meine schuldige Relation abzulegen.

Gedachter Mann scheint, nachdem er sein über der Rasenmühle gelegenes schönes Grundstück vor ungefähr sechs Jahren verkauft, mehr von dem Kapital als von den Interessen zu leben und das Geld, was er in Händen hat, allenfalls durch Ausleihung auf Pfänder zu nutzen; er bewohnt ein unansehnliches, aber reinlich gehaltenes Haus, nicht weit vom Markte hinter dem Rathaus und hat die Grille gehabt, vier kleine, aber artige Zimmer auf eine wunderliche, man darf wohl sagen, abgeschmackte Weise durch Verzierung unbrauchbar zu machen.

Er hat nämlich mit Augsburger und Nürnberger Kupferstichen die Wand regelmäßig tapeziert und den Zwischenraum der einzelnen Blätter mit kleinen Schleifen von Goldpapier bedeckt, so wie er auch auf Tischen und kleinen Wandgestellen viele Gipsbilder, wie sie von den Herumträgern verkauft werden, aufgestellt und auch dabei, so wie an den schwarzen Vorhängen, womit die Türen verziert sind, die goldnen Schleifen nicht vergessen hat. Einige Wachsfiguren von Konditorarbeit finden sich auch mitunter, so wie ein optischer Kasten in der Wand angebracht ist, in welchem alte Prospekte sich zeigen. Sollte diese sonderbare geschmacklose Verzierung dekomponiert werden, so fürchte ich, man würde für ihre einzelnen Teile wenige Laubtaler in einer Auktion lösen können.

Das geschnitzte Bild eines Heiligen und einige geschliffene Trinkgläser allein sind nicht ganz schlecht.

Aus dem Vorgesagten ist leicht zu ersehen, daß das von ihm eingereichte und beiliegend zurückgehende Schreiben wohl keine günstige

Resolution zu erwarten haben möchte, um so mehr, da es mir nicht sowohl seine eigne als seiner Umgebung Spekulation zu sein scheint, bei dieser Gelegenheit irgendein kleines Geschenk zu erhaschen.

Mit schuldiger Verehrung mich unterzeichnend.

Jena, den 11. Juni 1798.

An J. H. Meyer.

Daß wir mit unsern Versuchen, die Holzstocknachahmung in Kupfer zu leisten, mit dem ersten Versuche schon ziemlich weit vorwärts gekommen sind, werden Sie aus den flüchtigen Abdrücken sehen, die ich hiebei übersende. Es kommt nun bei dem nächsten Versuch hauptsächlich darauf an, daß

1. Große weiße Räume vermieden werden, weil man diese wohl jederzeit wird in dem Abguß tiefer stechen müssen, dagegen können wir, grade was am Holzschnitt am schwersten ist, die zartesten Schraffuren mit allen Gradationen leicht und bequem hervorbringen.

2. Müßten die Striche freilich tiefer gegraben sein, der feinste kann trichterförmig ins Kupfer gehen, wenn er nur unten seine gehörige Stärke hat, auch könnte man sich bei wiederkehrenden Zieraten gar wohl, wie schon geschehen ist, stählerner Stempel bedienen.

Lassen Sie ihn doch gleich einen kleinen Versuch etwa auch nur in der Knopfgröße, aber in oben angeführten Rücksichten machen, ich will ihm gern das Billige bezahlen. Legen Sie ihm nur Stillschweigen auf, denn ich wünschte, daß wir mit diesem Spaß zuerst öffentlich erschienen und die Decke unseres Werkes damit auszierten. Ich lege zugleich einen Buchdruckerstock bei, damit Facius, wenn er keinen bei der Hand hat, sehen kann, worauf es eigentlich ankommt. Mit ein paar Versuchen sind wir gewiß am Ziel, die Anwendung zum Not- und Hilfsbüchlein wird nicht außen bleiben.

Es tut mir leid, daß ich den guten Holzschuer versäumt habe, ich hätte ihm gern für seine Freundlichkeit in Nürnberg auch etwas Angenehmes erzeigt.

Meine Elegie auf die Beckern ist fertig und darf sich, hoffe ich, unter ihren Geschwistern sehen lassen. Schiller meint, man solle vor den Almanach etwas auf sie Bezügliches setzen. Wie wäre es, wenn Sie das skizzierte Monument ins reine zeichneten; es hat mir immer sehr wohl gefallen. Es schadet nichts, wenn wir Psyche auch vor übers Jahr vorrätig behalten, da doch mit dem Kupferstecher

immer eine solche Not ist. Schicken Sie mir wenigstens die Skizze herüber, sie liegt entweder auf meinem Glasschranke oder wird nicht weit davon zu finden sein.

Wenn Sie den englischen Holzschnitt in meinem Zimmer auf dem Bücherbrett an der Türe finden können, so legen Sie ihn doch auch bei.

Wegen der Escherischen Sache sagen Sie niemand was, bis wir uns gesprochen haben; ich will Ihnen darüber meine Gedanken sagen. Gerning hat wahrscheinlicherweise die Pretiosa an Zahlen statt angenommen, denn ungefähr so teuer mag ihm die königliche Gunst zu stehen kommen. Leben Sie recht wohl. Schiller grüßt bestens.

Ich hoffe, vor Johanni, wenn die Stimmung so bleibt, noch mein Pensum für den Almanach zu absolvieren.

Die Einleitung zu unserm großen Werke ist schon entworfen, und ich habe überhaupt manches vorwärts gebracht.

Jena, am 15. Juni 1798. G.

An A. W. Schlegel.

Ohne mich lange zu besinnen, will ich Ihnen sogleich auf Ihren freundlichen Brief vom 10. Juni antworten und Sie in Dresden begrüßen.

Haben Sie Dank für das überschickte Athenäum, dessen Inhalt mir schon sehr angenehm und erfreulich gewesen wäre, wenn auch die Verfasser mich und das Meinige nicht mit einer so entschiedenen Neigung begrüßten. Was meine jüngern Freunde Gutes von mir denken und sagen, will ich wenigstens durch unaufhaltsames Fortschreiten verdienen, insofern es mir die Natur nach ihrem gewöhnlichen Gange nicht zuletzt verbietet.

Das Einzelne wird uns manche angenehme Unterhaltung gewähren, wenn wir uns wieder sehen oder ich einige ruhige Stunden finde und etwas weitläufiger schreiben kann. Bei der Energie und Klarheit, mit der Sie zu Werke gehen, bitte ich Sie, Mäßigkeit und Gerechtigkeit immer walten zu lassen. Diese sinds, die auf die Folge unsern Wirkungen immer den größten Nachdruck geben.

Vergangene Woche habe ich mich besonders mit Arbeiten für den nächsten Almanach beschäftigt und wünsche, wenn er Ihnen künftig in die Hände kommt, daß Sie sich unter meinen diesjährigen Produktionen auch einige Günstlinge aussuchen mögen.

Zugleich aber ersuche ich Sie, auch dieses Jahr uns mit einigen Ihrer Gedichte zu erfreuen; wäre es gleich nichts Großes, so wünschte ich doch, daß Sie keine Pause machten. Ich sehe, was mich betrifft, es als eine nähere Verbindung an, wenn ich Ihren Namen im Almanach weiß. Es ist eine Art von geistiger Nachbarschaft, von Zusammenwohnen einer kleinen Kolonie, die dadurch eine Ähnlichkeit der Gesinnungen ausspricht. Auch Schiller sieht einem solchen Beitrage mit Verlangen entgegen.

Danken Sie Herrn Tieck für die überschickten Gedichte, sie werden in die Sammlung dankbar aufgenommen werden.

Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder und danken ihm für die übersendete Schrift, nächstens schreibe ich beiden selbst und wünsche, ihrem Andenken empfohlen zu sein.

Die Bekanntschaft meiner werten Berliner Freundin wird Ihnen gewiß viel Freude gemacht haben. Ich schätze beide Frauenzimmer sehr hoch und habe alle Ursache, für die Gesinnungen dankbar zu sein, die sie für mich hegen.

Die übrige Sozietät, hoffe ich, werden Sie mir schildern, wenn wir uns wiedersehen.

Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntschaft eines Individuums war, so bin ichs auf Herrn Zelter. Grade diese Verbindung zweier Künste ist so wichtig, und ich habe manches über beide im Sinne, das nur durch den Umgang mit einem solchen Manne entwickelt werden könnte. Das Originale seiner Kompositionen ist, so viel ich beurteilen kann, niemals ein Einfall, sondern es ist eine radikale Reproduktion der poetischen Intentionen. Grüßen Sie ihn gelegentlich aufs beste. Wie sehr wünsche ich, daß er endlich einmal sein Versprechen, uns zu besuchen, realisieren möge.

Übrigens wird über allerlei gebrütet, sobald die Küchlein auskriechen, sollen Sie gleich Notiz davon haben.

Professor Meyern, der jetzt in Weimar ist, habe ich Ihren Gruß überschrieben. Sie sollen bald seine Gedanken über das bewußte Werk vorläufig erfahren.

Leben Sie recht wohl, grüßen Ihre werte Gattin, gedenken mein und lassen bald wieder von sich hören.

Jena, am 18. Juni 1798.

An C. G. Voigt.

[Jena, 21 Juni.]

Recht herzlichen Dank, daß Sie mir von Ihrem Befinden Nachricht geben und mich einen Blick in Ihre Zustände tun lassen. Alles, was sich auf ein beschränktes Lokal gründet, ist und bleibt unveränderlich. Genau an der gleichen Lebensweise nahm ich vor soviel Jahren teil und freue mich, wenn die Anlage, zu der ich damals beitrug, nicht ganz mißraten ist.

Empfehlen Sie mich unserm gnädigsten Herrn aufs allerbeste und versichern ihn meiner lebhaftesten Freude über sein Wohlbefinden. Seine Erhaltung sowie seine Zufriedenheit muß uns immer das Wünschenswerteste für ihn und andere bleiben.

Mein hiesiger Aufenthalt war diesmal sehr fruchtbar, ich habe mein Kontingent zum Almanach gestellt und kann nun wieder an andere Arbeiten gehen, auch ist in natürlichen Dingen mancher Vorschritt geschehen.

Schellings kurzer Besuch war mir sehr erfreulich; es wäre für ihn und uns zu wünschen, daß er herbeigezogen würde; für ihn, damit er bald in eine tätige und strebende Gesellschaft komme, da er in Leipzig jetzt ziemlich isoliert lebt, damit er auf Erfahrung und Versuche und ein eifriges Studium der Natur hingeleitet werde, um seine schönen Geistestalente recht zweckmäßig anzuwenden. Für uns würde seine Gegenwart gleichfalls vorteilhaft sein; die Tätigkeit des jenaischen Kreises würde durch die Gegenwart eines so wackern Gliedes um ein Ansehnliches vermehrt werden; ich würde bei meinen Arbeiten durch ihn sehr gefördert sein, besonders aber glaube ich, daß er Scherern sehr nützlich werden könnte, indem der eine das Besondere, der andere das Allgemeine behandeln und so beide zum Ganzen arbeiten könnten. Er hat mir persönlich in dem kurzen Umgang sehr wohl gefallen; man sieht, daß er in der Welt nicht fremd ist, die Tübinger Bildung gibt überhaupt etwas Ernsthaftes und Gesetztes, und er scheint als Führer von ein paar jungen Edelleuten selbst gefälliger und geselliger geworden zu sein, als diejenigen zu sein pflegen, die sich in der Einsamkeit aus Büchern und durch eigenes Nachdenken kultivieren.

Ich nehme mir die Freiheit, sein Buch „Von der Weltseele" Ihnen als eigen anzubieten, es enthält sehr schöne Ansichten und

erregt nur lebhafter den Wunsch, daß der Verfasser sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge.

Vielleicht interessiert unsern gnädigsten Herrn der meteorologische Teil, besonders die Kritik der gewöhnlichen Begriffe über diesen Gegenstand Seite 136.

Wenn man sich entschlösse, zu seinen gunsten etwas bei den übrigen Höfen für ihn zu tun, so würde man sich auf diese beiden Schriften beziehen können und ihn in der Qualität eines denkenden jungen Mannes, von dessen hellem Blick und guter Methode man sich in den Erfahrungswissenschaften als die Physik und Chemie usw. künftig viel zu versprechen habe, mit guten Gewissen aufführen können.

Wegen Schlegels hat Meinungen Bericht von der Akademie gefordert, worin man von den Verdiensten eines Mannes unterrichtet zu sein verlangt, von dem Uns bisher gar nichts bekannt geworden ist.

Herr von Hendrich, der gestern wegen des Hofgerichts hier war und sich im Klub befand, fühlte einige Verlegenheit, als man, vielleicht nicht ganz bescheiden, dieser freilich nicht sehr geistreichen Anfrage erwähnte.

Heute abend gehe ich nach Roßla und wünschte freilich recht herzlich, dort mit Ihnen zusammenzukommen. Nehmen Sie indessen meinen besten Dank, daß Sie mir an Rühlemann einen so bedeutenden Assistenten zugewiesen haben. Der Wetterschaden wird so arg nicht sein. Da Fama tausend Zungen hat, so setzt sie gewöhnlich dem Übel drei Nullen zu. Wenn die Übergabe vorbei ist, gebe ich einige kurze Nachricht.

Möchten Sie übrigens sich bei Bewegung und einiger Zerstreuung, da die Geschäftsorge Sie nicht ganz verlassen kann, leiblich und geistig recht wohl befinden und glücklich nach Weimar zurückkehren, ich kann auf jeden Wink gleichfalls eintreffen und erfreue mich zum voraus wieder Ihrer Nähe. Leben Sie recht wohl und gedenken mein. G.

An Wieland.

Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben, morgen gegen Mittagszeit, Sich aus

Euro Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen. Ebenso ist die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen.

In Hoffnung einer günstigen Antwort.

Oberroßla, den 22. Juni 1798.

An Schiller.

Sobald ich mich von Jena entferne, werde ich gleich von einer andern Polarität angezogen, die mich denn wieder eine Weile festhält. Ich hatte mehr als eine Veranlassung, nach Weimar zurückzukehren, und bin nun hier, um des Herzogs Ankunft zu erwarten und wieder auf eine Weile verschiednes zu ordnen und einzulenken; indessen denke ich, daß ich heute über 8 Tage wieder bei Ihnen sein werde. Da ich gar nichts bei mir habe, sondern alles in Jena zurückgeblieben ist, so mußte ich mich in meine alten Papiere zurückziehen und habe allerlei gefunden, das wenigstens als Stoff uns zunächst noch dienen kann.

Ich schicke die französische Romanze. Es war recht gut, daß ich sie nicht in der Nähe hatte, denn gewisse sehr artige Tournüren hätten mich abgehalten, meinen eignen Weg zu gehen. In das andere beiliegende Manuskript mochte ich gar nicht hineinsehen, es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Produkte für eine Nativität stellen.

Meine Geschäfte sind in Roßla zu meiner Zufriedenheit abgelaufen, meine Assistenten haben mir Sorge und Nachdenken erspart, und ich brauchte nur zuletzt über gewisse Dinge zu entscheiden, die bloß vom Willen des Eigentümers abhängen.

Mittwoch oder Donnerstag wird unser Herzog wiederkommen, aber nicht lange verweilen.

Leben Sie recht wohl und empfangen mich womöglich mit etwas Lyrischem.

Das zwölfte Stück der Horen habe ich, wie es scheint, noch nicht erhalten, ich bitte darum mit den Botenfrauen. Ich habe von Anfang her noch verschiedne einzelne Stücke, vielleicht können wir uns wechselsweise dadurch einige Exemplare komplettieren, mit denen man

nach dem seligen Hintritt dieser Göttinnen noch immer jemanden einen Gefallen tut.

Grüßen Sie mir bestens Ihre liebe Frau und befinden sich zum besten in diesen Tagen, die, wenn sie gleich nicht die schönsten sind, doch die Vegetation trefflich begünstigen.

Wieland war in Oberroßla sehr munter. Das Landleben macht ihm noch immer viel Freude, doch hat ers eigentlich noch nicht angetreten. Die Vorbereitungen dazu kommen mir vor wie das Kollegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medizin gelockt hat. Mich sollen, wills Gott, die Wiesen, sie mögen noch so schön grün sein, und die Felder, sie mögen zum besten stehen, nicht auf dieses Meer locken.

Nochmals ein Lebewohl. Mittwochs sage ich wieder einige Worte.

Weimar, am 24. Juni 1798. G.

An Schiller.

[28. Juni.]

Zufälligerweise oder vielmehr, weil ich voraussetzte, Sie wüßten, daß Elpenor von mir sei, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe, nun ist es mir um so viel lieber, da dieses Produkt ganz rein auf Sie gewirkt hat. Es können ohngefähr 16 Jahre sein, daß ich diese beiden Akte schrieb, nahm sie aber bald in Aversion und habe sie seit 10 Jahren gewiß nicht wieder angesehen. Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie so oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befinden mochte, und die Ursache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt sich nun auch denken.

Hierbei zwei kleine Gedichte von Schlegel. Er gibt zu verstehen, daß sie als Manuskript anzusehen seien und allenfalls einen Platz im Almanach verdienen dürften. Vielleicht schickt es sich, sie aufzunehmen, da wir noch verschiedne Gedichte an bestimmte Personen einrücken wollen.

Über die andern Gedichte, die gleichfalls beiliegen, suspendiere ich mein Urteil, sie scheinen mir dergestalt auf der Grenze zu stehen, daß ich nicht weiß, ob sie sich zur Realität oder Nullität hinüberneigen möchten.

Desto entschiedner ist der Brief, den Sie zugleich erhalten, und ein herrliches Muster einer Tollheit außer dem Tollhause. Denn das

Kriterium, warum man einen solchen Menschen nicht einsperrt, möchte schwer anzugeben sein. Das einzige, was vor ihn spricht, möchte die Unschädlichkeit sein, und das ist er nicht, sobald er uns näher kommt. Da ich ihn aber nicht einsperren kann, so soll er wenigstens ausgesperrt werden.

Heute kommt unser Herzog. Es wird sich zeigen, wie lange er hier bleibt. Nach seiner Abreise bin ich gleich wieder bei Ihnen, wenn ich vorher noch einige Tage in Roßla zugebracht habe, wo ich einiges anordnen muß.

Eine Schrift, die mir gestern mitgeteilt wurde, kam mir recht gelegen, sie heißt:

> Versuch die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik mithin a priori zu entwickeln von C. A. Eschenmayer. Tübingen, bei Jakob Friedrich Heerbrandt. 1798.

Ich konnte so recht in die Werkstätte des Naturphilosophen und Naturforschers hineinsehen und habe mich in meiner Qualität als Naturschauer wieder aufs neue bestätigt gefunden. Ich werde die Schrift mitbringen, und wir können sie beim Aufstellen der Phänomene, von welchen Ihnen der erste Versuch noch in der Hand ist, recht gut brauchen.

Leben Sie recht wohl, ich hoffe auf den Augenblick, in dem ich Sie wiedersehen werde.

Noch eins. Meyer, der schönstens grüßt, ist mehr für den Titel Propyläen als für den Ihrigen. Er meint, man solle sich das Feld ja recht unbestimmt lassen, die Welt wolle es nun eimal so. Es wird darüber noch zu sprechen sein.

G.

An Schiller.

Ihr Schreiben an Humboldt ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es druckt nur allzusehr aus, daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen. Ich glaube wirklich, daß zwischen beiden, sobald man sie getrennt ansieht, kein Verbindungsmittel stattfinde und daß sie nur insofern verbunden sind, als sie von Haus aus verbunden wirken, welches bei dem Genie von jeder Art stattfindet.

Ich stehe gegenwärtig in ebendem Fall mit den Naturphilosophen, die von oben herunter, und mit den Naturforschern, die von unten hinauf leiten wollen. Ich wenigstens finde mein Heil nur in der Anschauung, die in der Mitte steht. Diese Tage bin ich hierüber auf eigne Gedanken gekommen, die ich mitteilen will, sobald wir uns sprechen. Sie sollen, hoff ich, besonders regulativ, vorteilhaft sein und Gelegenheit geben, das Feld der Physik auf eine eigne Manier geschwind zu übersehen. Wir wollen ein Kapitel nach dem andern durchgehen.

Mich verlangt recht sehr, wieder bei Ihnen zu sein und mich mit solchen Dingen zu beschäftigen, die ohne mich nicht existieren würden, bisher habe ich nur getan und veranlaßt, was recht gut auch ohne mich hätte werden können.

Die Kautel wegen Schlegels finde ich ganz den Verhältnissen gemäß, wir wollen das Weitere abwarten.

Das Beste, was mir indessen zuteil geworden ist, möchte wohl die nähere Motivierung der ersten Gesänge des Tells sein, sowie die klärere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann. Ich hoffe, daß Sie meine Vorsätze billigen werden.

Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau. Wahrscheinlich bin ich Mittwoch Abend wieder bei Ihnen.

Weimar, am 30. Juni 1798. G.

Hierbei das Älteste, was mir von Gedichten übrig geblieben ist. Völlig 30 Jahr alt.

An Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Wohlgeborner
Insonders hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei das gnädigste Reskript abschriftlich, das Serenissimus Ihrentwegen an die Akademie zu Jena erlassen haben. Indem ich dadurch die Wünsche Ihrer jenaischen Freunde und die meinigen erfüllt sehe, so bleibt mir nichts übrig, als zu hoffen, daß Sie in Ihrem neuen Verhältnis diejenigen Vor-

teile für sich selbst finden möchten, die wir für uns von Ihrer Mitwirkung zu erwarten haben.

Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 5. Juli 1798.

Ew. Wohlgeboren
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

An Vieweg.

Auf Ihren Brief, wertester Herr Vieweg, früher zu antworten, hat mich eine kleine Verlegenheit abgehalten, indem ich wirklich nicht weiß, was ich darauf erwidern könnte. Ich leugne nicht, daß ich bei unsrer Abrede mir eine Oktavausgabe gleichzeitig mit der in Duodez dachte, wenigstens erwarte ich sie auf der Ostermesse. Nun aber will ich auch nicht dagegen sein, daß Sie solche noch nachbringen und wünsche, daß sie Ihnen einigen Vorteil gewähre. Wahrscheinlich nehme ich das Gedicht in bezug auf eine zweite Ausgabe so bald nicht wieder vor, wie ich denn auch gegenwärtig keine Veränderungen mitteilen könnte, doch möchte ich nicht ausdrücklich Ihr Verlagsrecht verlängern, da so manche Umstände eintreten können, unter welchen man nicht gebunden zu sein wünscht.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein geneigtes Andenken.

Weimar, am 12. Juli 1798.

An Schiller.

Diese Tage scheinen also uns beiden nicht die günstigsten gewesen zu sein, denn seit ich von Ihnen weg bin, hat mich der böse Engel der Empirie anhaltend mit Fäusten geschlagen. Doch habe ich, ihm zu Trutz und Schmach, ein Schema aufgestellt, worin ich jene Naturwirkungen, die sich auf eine Dualität zu beziehen scheinen, parallelisiere, und zwar in folgender Ordnung:

Magnetische,
elektrische,
galvanische,
chromatische und
sonore.

Ich werde des Geruchs und Geschmacks nach Ihrem Wunsche nicht vergessen. Die Resultate mögen sein, welche sie wollen, so ist diese Methode äußerst bequem, um die Fragen zu finden, die man zu tun hat.

Die gegossenen eisernen Körper sind auch von Ilmenau angekommen. Die Experimente, um derenwillen ich sie gießen ließ, sind ausgefallen, wie ichs dachte; aber ein paar neue Phänomene, an die ich nicht denken konnte und die sehr merkwürdig sind, haben sich gezeigt.

Das Gedicht folgt hier wieder zurück, das eine ganz eigne Art von Nullität hat. Die jungen Herren lernen Verse machen so wie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! Ob es für den Almanach sei, weiß ich nicht. Es käme, dünkt mich, darauf an, ob Sie Platz haben, denn das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bißchen Herz und Geist darein spenden zu können.

Der Riß zum neuen Theater ist nun bestimmt, ja sogar auf dem Fußboden schon aufgezeichnet, und nächste Woche wird wohl angefangen werden. Der Gedanke ist sehr artig und anständig, und wenn das Ganze zusammen ist, wird es gewiß gefallen. Es gehen etwa zweihundert Menschen mehr hinein als bisher und wird doch bei weniger zahlreichen Repräsentationen nicht leer aussehen. Ich denke, auch wir wollen zur rechten Zeit noch fertig werden.

Ich will nun alles möglichst zu ordnen und einzuleiten suchen und so bald als möglich wieder zu Ihnen hinüberkommen, denn mich verlangt gar sehr, auf dem Wege, den wir einmal eingeschlagen haben, mit Ihnen fortzuschreiten. Leben Sie recht wohl, grüßen Ihre liebe Frau und gedenken mein.

Weimar, am 14. Juli 1798. G.

An Schiller.

Ich habe endlich, obgleich in großer Zerstreuung, meinen Brief an Freund Humboldt und die Elegie kopieren lassen, und da ich eben den besten Willen habe, das Paketchen fortzuschicken, fehlt mir die Adresse. Haben Sie doch ja die Güte, mir dieselbe baldmöglichst zu überschicken.

Der Plan zur Dekoration des Theatersaals ist nun reguliert, morgen geht die Arbeit selbst los. Wenn es beisammen ist, wird es recht artig aussehen und bequem sein, mich aber wird es große Auf-

opferungen kosten, denn das nächste Vierteljahr, wenn es mir auch nicht ganz verloren geht, wird durch dieses Unternehmen doch sehr zerstückt.

Ich will die erste Sendung des neuen Werkes an Cotta indessen hier redigieren und sie alsdenn zu Ihnen hinüberbringen, um Ihr Urteil zu hören. Da alles schon fertig ist und hier und da nur etwas zurecht gerückt werden muß, so kann ich in vierzehn Tagen weit kommen.

Mein Schema, wovon ich Ihnen Sonnabend schrieb, macht mir recht guten Humor, indem ich dadurch in der kurzen Zeit schon manche nähere Wege gewonnen habe. Am Ende kommts vielleicht gar aufs Alte heraus, daß wir nur wenig wissen können und daß bloß die Frage ist, ob wir es gut wissen. Übrigens bin ich in einer Stimmung, daß ich fürchtete, die Musen niemals wieder zu sehen, wenn man nicht aus der Erfahrung wüßte, daß diese gutherzigen Mädchen selbst das Stündchen abpassen, um ihren Freunden mit immer gleicher Liebe zu begegnen.

Leben Sie recht wohl, ich will sehen, was ich jedem einzelnen Tage abstehlen kann, das mag denn Masse machen, wenn es kein Ganzes macht. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und schreiben mir, wenn der Mangold aufgeht, so wie ich auch zu hören wünsche, ob das Gartenhäuschen glücklich gerichtet ist.

Weimar, am 15. Juli 1798. G.

An Carl Wilhelm Friedrich Schlegel.

[Mitte Juli.]

Anstatt eines Dankes komme ich mit einem Wunsche: möchten Sie mir doch die Spuren, die sich vom Margites im Altertume finden, mit Ihrem Geiste zu meinem Privatgebrauch zusammenstellen. Je früher Sie es tun, desto früher wird Ihnen mein praktischer Dank entgegen kommen, denn ich habe keinen andern. Wie sehr wünschte ich eine Hypothese, die ich über den Inhalt dieses Gedichts schon lange hege, bestätigt zu sehen, um sie in einem kleinen Epos nach meiner Art den Kennenden vorzulegen.

Haben Sie indes für so manches andere Dank und beschleunigen Sie, wenn Ihre vielfachen Arbeiten Sie nicht hindern, eine lebhafte Wechselwirkung.

An Johann Ludwig Tieck.

[Mitte Juli.]

Ihre übersendeten Gedichte nimmt Herr Hofrat Schiller mit Dank zum Almanach auf; wir freuten uns beide, Ihr geschätztes Talent darin wieder zu finden.

Mit Freund Sternbald bin ich so wie mit dem Klosterbruder in allgemeiner Übereinstimmung so wie wegen des Besondern im Gegensatz. Jener lenkt ja wohl, wie mich einige Stellen vermuten lassen, zu jenem Ziele zurück, das ich für des Künstlers letztes halte; ganz verfehlen können Sie es niemals. Unangenehm ist es Ihnen ja wohl nicht, wenn ich gelegentlich meine Gedanken darüber öffentlich sage.

Nach allem, was ich von Ihnen kenne, haben Sie so viel Bewußtsein Ihrer eignen Natur, daß nichts wünschenswerter ist, als daß Sie sich in dem angewiesenen Kreise freuen.

Leben Sie recht wohl und glauben Sie, daß es eine meiner angenehmsten Empfindungen ist, wenn ich in jungen talentvollen Männern mich schon an der Aussicht in die Zukunft ergötzen kann und von Rückblicken in die Vergangenheit abgelenkt werde.

An Franz Christian Lerse.

[Mitte Juli.]

Herr von Retzer war bei mir aufs beste empfangen, da er in Gesellschaft Ihres freundschaftlichen Briefes zu mir kam; ich freue mich herzlich, daß Sie meiner bei seiner Abreise gedacht haben und wünschte nur, daß Sie Ihr Versprechen, uns bald wieder zu besuchen, realisieren könnten. Alle Instrumentalmusik sollte sogleich, wie bei einer allgemeinen Landestrauer, verstummen; für die Vokalmusik würden wir dagegen einige Nachsicht hoffen, besonders wenn die Töne der Kehle mit der Anmut der übrigen Personen in einer gewissen nicht zu verkennenden Harmonie stünden, wobei sich unser lieber Herr Graf, dem ich mich schönstens hiermit empfohlen haben will, gewiß am besten befinden würde.

Leben Sie recht wohl, lieber, langerprobter Freund, und gedenken Sie mein, wenn Ihnen irgendein hübsches ungarisches Mineral vor die Augen kommt. Nicht mit Gold oder Silber, sondern nur mit irgendeinem sogenannten hübschen roten Schörl, mit einem Wachsopal (Chrysopal) oder einem andern hübschen Stück gemeinen Opals

und was dergleichen Dinge sind, würden Sie mich erfreuen und Ihr Andenken außer meinem Herzen auch noch in meinen Steinschränken verewigen.

An Cotta.

Über unsere Angelegenheit, welche durch Vermittlung des Herrn Hofrat Schillers zustande gekommen, will ich doch auch selbst einige Worte schreiben:

Vor Ende dieses Monats geht ein Teil des Manuskripts an Sie ab, und der Rest soll bald folgen.

Ich schicke es vorerst durch die reitende Post, ersuche Sie aber, mir anzuzeigen, wie ich Kupferplatten und den Stock zur Decke am besten übersenden kann.

Für mich, für Mitarbeiter und Freunde wünschte ich 16 bis 18 Exemplare, doch würde es sehr gut sein, wenn Sie nach England, Frankreich und Italien einige Exemplare an die Hauptorte zu spedieren suchten, ich würde die Personen allenfalls angeben. Da wir weit und breit Interesse zu erregen gedenken und man überall mehr Deutsch lernt und übersetzt, so wird eine schnelle und weite Verbreitung, wenn sie auch mit einiger Aufopferung verknüpft wäre, immer vorteilhaft sein.

So viel vor heute vorläufig, mit der Sendung ein mehreres.

Weimar, am 16. Juli 1798. Goethe.

An J. C. Kestner.

Wenn Ihr, mein lieber alter Freund, gelegentlich wieder ein Wort hättet von Euch hören lassen, so würdet Ihr wohl auch von mir früher etwas vernommen haben; denn daß ich einmal auf einen Brief nicht antworte und lange schweige, ist bei mir von keiner Konsequenz. Die Tage und Jahre fliehen mit einer so reißenden Lebhaftigkeit, daß man sich kaum besinnen kann, und bergab scheint es noch immer schneller zu gehen. Wenn wir uns wieder sähen, so hoffte ich, Ihr solltet mich dem Innern nach wohl wieder erkennen, was das Äußere betrifft, so sagen die Leute, ich sei nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bei, als das Maß meines Umfangs, damit Ihr messen könnt, ob ich mich von dieser Seite besser gehalten habe als Ihr, denn sonst waren wir ziemlich von einerlei Taille. Ich

befinde mich wohl und tätig und so glücklich, als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann.

Ich wünsche von Euch und den Euren, die Ihr herzlich grüßen werdet, das Gleiche zu hören.

Weimar, am 16. Juli 1798. Goethe.

An W. v. Humboldt.

Ihren freundschaftlichen Brief habe ich seiner Zeit richtig erhalten, sowie mir auch die schönen Mineralien glücklich zugekommen sind, für welche Gabe ich Herrn Dolomieu meinen besten Dank zu entrichten bitte.

Bei meiner Ankunft hier überraschte mich Schiller mit Ihrem Aufsatze über Hermann und Dorothea, wir lasen den größten Teil zusammen, und nachdem wir verschiednemal unterbrochen worden, habe ich den Schluß für mich allein gelesen und nach Anleitung des Inhalts und der Übersicht manche einzelne Teile wiederholt, und nun sei Ihnen dafür sogleich der schönste und beste Dank gesagt.

Daß Sie Ihre Teilnahme für mich und meine Arbeiten auch mit in das merkwürdige Land nehmen würden, durfte ich hoffen, daß Sie aber ein so fortgesetztes Nachdenken meinem Gedichte widmen sollten, daß Sie sich entschließen könnten, eine so große Arbeit, als diese Entwicklung ist, in einer Zeit zu unternehmen, die Ihnen so mannigfaltige andere Genüsse anbot, konnte ich auch nicht zum fernsten ahnden, und diese Erscheinung ist mir nun um so erfreulicher, als sie mir beweist, wie innig Sie der Kunst, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden angehören.

Ich will Ihnen gern gestehen, daß mich Ihr Studium meines Gedichtes, wenn Sie auch nicht ganz so günstig davon zu urteilen geneigt gewesen wären, doch beschämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, daß es Ihnen mit angehört und Sie also eine Art von Neigung, wie zu einer eignen Arbeit, gegen dasselbe fühlen müssen. Es ist nicht eine Höflichkeit, die ich hier sage, denn Sie wissen selbst, wie sehr wir in dem Kreise, in dem wir nun schon eine Zeit lang zusammenleben, uns wechselseitig auszubilden unaufhörlich gearbeitet haben.

Dem sei nun, wie ihm sei, so habe ich Ursache mich zu freuen, daß gerade meine Arbeit Sie veranlaßt hat, diese wichtige Materie

durchzudenken, mit sich selbst darüber einstimmig zu werden und eine lebhafte Kommunikation mit uns und andern zu eröffnen.

Auch diese Ihre neue Schrift, in welcher Sie uns einen solchen Schatz von Ideen und Beobachtungen überliefern, soll Ihnen künftig doppelt wert sein, wenn Sie durch die Tat erfahren, daß sie in mehr als einem Sinne auf mich gewirkt hat. Mein lebhafter Wunsch ist der, bald wieder an eine neue epische Arbeit gehen zu können. Ich habe zeither sehr viel über diese Dichtungsart gedacht, und Ihr Aufsatz hat nicht allein alles wieder aufs neue und von verschiednen Seiten erregt, sondern er hat mich auch auf gewisse wichtige Punkte aufmerksam gemacht, die mir, ob ich sie gleich im Auge hatte, doch erst durch Ihre Ableitung recht wichtig geworden sind. So freue ich mich voraus, daß Sie dasjenige, was Sie billigen und für recht halten, in meinen Arbeiten noch immer mehr ausgedruckt und vollendet finden sollen.

Indem ich Ihnen nun diesen praktischen Dank bereite, so wird Schiller Sie umständlicher unterhalten, wie der Theoretiker Ihre Deduktion aufnehmen möchte, wozu mir von dem Himmel das Organ versagt ist.

Nehmen Sie nun auch meinen Dank für die freundschaftliche Art, mit der Sie meiner Mängel erwähnen. Man mag sich noch so sehr zum Allgemeinen ausbilden, so bleibt man immer ein Individuum, dessen Natur, indem sie gewisse Eigenschaften besitzt, andere notwendig ausschließt.

Alles dieses, wie vorsteht, war schon vor drei Wochen geschrieben, und ich hatte noch manches hinzuzufügen, indessen bin ich zwischen Weimar und Jena wie ein Ball hin und wieder geworfen worden und muß nur schließen, damit der Brief, wie er ist, fortkomme.

Ich lege eine Elegie bei, damit meine Prosa wenigstens einigen Beistand habe. Sie kannten ja wohl unsere junge Schauspielerin, die schöne und angenehme Becker. Sie starb, als ich diesen letzten Herbst in der Schweiz war, und ich widmete ihren Manen dieses Gedicht.

Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrige recht herzlich und strafen Sie mich nicht durch ein allzulanges Stillschweigen.

Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller sehe, der Kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht. Da Sie denn doch einmal ein so erklärter Deutscher sind, so wünschte ich, daß Sie noch mit Brinkmann eine Prosodie unserer Sprache

zustande brächten, die sich auch von Paris her datierte, es wäre kein geringes Verdienst, besonders um Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen.

Übrigens würde mein Brief sich recht bunt endigen, wenn ich von dem, was ich bisher mit Willen und Unwillen getrieben habe, Rechenschaft geben sollte. Sagen Sie mir doch ja bald, wo Ihr Herr Bruder sich befindet und ob man nicht etwas von seinen Fortschritten erfahren kann.

In den Naturwissenschaften scheinen wir uns bald recht gut einzurichten. Scherer, der aus England zurück ist, etabliert sich in Belvedere, er wird wohl Rittern als Mitarbeiter zu sich nehmen, und Schelling kommt als Professor nach Jena. Sie sehen, daß, wenn Sie dereinst aus der Welt der Welten in unser intermundium zurückkehren, Sie uns nicht ganz degarniert von dieser Seite finden können.

Seit einigen Wochen habe ich die magnetischen Phänomene nach meiner Art auf- und zusammengestellt. Schiller nimmt an diesen Studien immer mehr Anteil, und Sie wissen, was sein Anteil heißt.

Soviel für heute, leben Sie wohl und genießen die ganze Fülle des Gastmahls, bei dem Sie sich gegenwärtig befinden, und überzeugen Sie sich, daß unsre magre Kost, zu der Sie denn doch dereinst zurückkommen werden, wenigstens herzlich gern gegeben werde und in manchem Sinne heilsam sei.

Grüßen Sie alles, was Sie umgibt.

Weimar, den 16. Juli 1798.

An Schiller.

Ich habe heute keinen Brief von Ihnen erhalten, doch hoffe ich, daß es kein Zeichen eines schlimmen Befindens sein soll.

Mit unserer Theateranlage geht es lebhaft fort, sie wird gewiß artig und gewiß auch fest. Es scheint ein unverbrüchliches Naturgesetz zu sein, daß sich jeder Tätigkeit eine Negation entgegensetzt. Man wünschte so lange ein beßre Einrichtung, und jetzt, da die Anstalten dazu gemacht sind, werden Zweifel erregt und herumgetragen, um die Menschen, die wenigstens künftig bequem sitzen werden, durch eine Sorge für ihre Hälse zu inkommodieren. Da es aber nur ein altes Märchen ist, das sich repetiert, so kann man es wohl geschehen lassen.

Möchten Sie mir wohl
meine zwei Faszikel Reiseakten,
den Aufsatz über den Magneten,
den ältern Aufsatz über die Kautelen des Beobachters, wenn Sie ihn finden können,
nächsten Freitag herüberschicken. Es geht mit den Aufsätzen zur Zeitschrift ganz gut und muß besser gehen, wenn sie einmal im Gange ist. Die Hauptschwierigkeit bei der Redaktion ist von Anfang, daß man die allgemeinen Zwecke immer im Auge habe und bei allem fragmentarischen Wesen auf ein Ganzes hindenke.

Indessen kommen zwischen mir und Meyer sehr interessante Punkte zur Sprache, und man wird künftig mehr Freude an einzelnen oft kurzen Aufsätzen haben, weil man sie gleich wieder brauchen und mitteilen kann, ohne an strenge Verknüpfung zu denken.

Wenn Sie es nur möglich machen können, vor Ende des Jahres auch noch etwas beizutragen.

Diese Woche will ich hier noch tun, was möglich ist, vielleicht kann ich die andere wieder zu Ihnen hinüber, denn ich finde hier kaum Stimmung zu ein paar leidlichen prosaischen Perioden. Leben Sie indessen recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und schaffen, daß das artige Gartenhäuschen bis zu meiner Ankunft wohnbar sei.

Weimar, am 18. Juli 1798. G.

An Schiller.

Es ist mein herzlicher Wunsch, daß sich die Stimmung zu einer poetischen Arbeit recht bald wieder bei Ihnen finden möchte. Leider ist Ihre Lage im Garten von einer Seite so ungünstig, als sie von der andern günstig ist, besonders da Sie sich mit dem Bauen eingelassen haben. Ich kenne leider aus frühern Zeiten diese wunderbare Ableitung nur allzusehr und habe unglaublich viel Zeit dadurch verdorben. Die mechanische Beschäftigung der Menschen, das handwerksmäßige Entstehen eines neuen Gegenstandes unterhält uns angenehm, indem unsere Tätigkeit dabei Null wird. Es ist beinahe wie das Tabakrauchen. Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte diese Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein.

Da das elegische Silbenmaß sich nach allen Seiten hin bewegen läßt, so zweifle ich gar nicht an einem glücklichen Erfolge einer lyrischen Behandlung. Ich erinnere mich schon selbst, in früherer Zeit eine ähnliche Intention gehabt zu haben.

Aus der Beilage sehen Sie, daß unser erster anaglyphischer Versuch gut genug geraten ist. Der Abdruck ist nur aus freier Hand gemacht, wo das Kreuzchen steht, ist er am besten geraten, und Sie werden leicht sehen, daß sich diese Arbeit sehr hoch treiben läßt. Der Einfall macht mir viel Spaß. Facius ist grade der Mann, um so was auszuführen, und unser Meyer, indem er weiß, was sich in dieser beschränkten Art tun läßt, wird durch seine Zeichnung das Unternehmen heben. Wir wollen zum Almanach eine ähnliche, jedoch sehr reiche Decke besorgen, sie soll alsdann auf farbig Papier abgedruckt und mit harmonierenden Farben illuminiert werden. Das alles zusammen wird nicht teurer zu stehen kommen als eine Kupferdecke mit Stich und schwarzem Abdruck. Ich bin überzeugt, daß, wenn es einmal im Gange ist, so muß es, besonders da nun viele Bücher geheftet ausgegeben werden, sich als Deckenzierat sehr weit verbreiten.

Übrigens habe ich mich diese Zeit mit Redaktion meiner eignen und der Meyerschen Aufsätze beschäftigt. In acht Tagen wird das erste Manuskript abgehen; indem ich mich daran halte, so wird zugleich das nächste Stück fertig, und ich sehe von dieser Seite einen weiten Raum vor mir.

Diese Tage habe ich mehrere Stunden mit Herrn van Marum zugebracht. Es ist eine gar eigne, gute und verständige Natur. Er hat sich viel mit Elektrizität abgegeben, ich wünschte, daß er länger hier bleiben könnte, so würde man auch mit diesem Teil geschwind zu Rande sein, er empfahl mir den dritten Teil seiner Schriften, in welchem die neusten Resultate dieses wichtigen Kapitels der Naturlehre aufgezeichnet seien.

Eins will ich nicht leugnen, daß mich indessen die Redaktion der Meyerschen Arbeiten unglücklich macht. Diese reine Beschreibung und Darstellung, dieses genaue und dabei so schön empfundne Urteil fordert den Leser unwiderstehlich zum Anschauen auf. Indem ich diese Tage den Aufsatz über die Familie der Niobe durchging, hätte ich mögen anspannen lassen, um nach Florenz zu fahren.

Die Romane der Frau von Staël kenne ich, es sind wunderliche passioniert-gedachte Produktionen.

Ich war diese Tage mit Meyern in einer kleinen Differenz, über

die wir uns noch nicht ganz ausgesprochen haben, er behauptete, daß sogar das genialisch Naive in einem gewissen Sinne durch Schule überliefert werden könne, und er mag wohl Recht haben, wenn man den Ausdruck nur so modifiziert, daß die Aufmerksamkeit des Künstlers von frühen Jahren an auf den Wert desselben in der bildenden Kunst gerichtet werden könne und solle. Sonderbar scheint es freilich, daß in unserer Zeit sogar die Idee davon völlig verloren gegangen ist, wie aus dem neulichen Vorschlag Danneckers zu einem Basrelief erhellet und wie uns in Gesprächen mit Thouret, welcher der Repräsentant einer großen Masse ist, indem er Künstler und Publikum zugleich vorstellt, aufs neue so sehr aufgefallen ist. Sein Jahrhundert kann man nicht verändern, aber man kann sich dagegen stellen und glückliche Wirkungen vorbereiten. Einer meiner nächsten Aufsätze soll den Titel führen: Über die Hindernisse, die dem modernen Künstler im Wege stehen, vom Gestaltlosen zur Gestalt zu gelangen. — Der Raum läßt mir nur noch ein Lebewohl zu.

Weimar, am 21. Juli 1798. G.

An Schiller.

Mit Ihrer Ausgleichung der Differenz zwischen Meyer und mir bin ich sehr wohl zufrieden. Sie erlauben, daß ich gelegentlich, wenn ich an diese Materie komme, mich Ihrer Worte bescheidentlich bediene.

Heute geht endlich der erste Transport an Cotta ab. Gern hätte ich das Manuskript Ihnen nochmals zugesendet, indessen ist es mit Meyern als wie in Ihrer Gegenwart nochmals durchgegangen worden. Das wenige, was über plastische und architektonische Reste der Etrurier gesagt werden kann, werden Sie etwa Sonnabends erhalten. Das ganze erste Stück wird in kurzem beisammen sein, und die andern werden sogleich fertig, indem das fertige einen produktiven Einfluß auf das folgende zeigt.

Des schon bearbeiteten Stoffs liegt eine große Masse bereit, und der zu bearbeitende ist unendlich.

Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen. Ich habe niemanden weiter etwas davon gesagt.

Ritters Vortrag ist freilich dunkel und für den, der sich von der Sache unterrichten will, nicht angenehm. Er befindet sich gegen

wärtig in Belvedere bei Scherer, und ich habe nun doppelte Ursache, auf den ganzen Kreis der Versuche acht zu geben, da mein Zweck dabei sein muß, Sie bequemer damit bekannt zu machen.

Das Schlegelsche Ingrediens, in seiner ganzen Individualität, scheint mir denn doch in der Olla podrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, diese Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner. Auch ist Freund Ubique, der das erste Exemplar erhielt, schon geschäftig herumgegangen, um durch einzelne vorgelesene Stellen das Ganze zu diskreditieren. Bei allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt, kann man denn doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen. Ein Dutzend solcher Stücke wird zeigen, wie reich und wie perfektibel sie sind.

Wilhelm schickt mir beiliegendes Gedicht für den Almanach, welches ich aber keineswegs empfehlen, ja nicht einmal verteidigen will. An der Legende selbst ist schon nicht viel. Denn daß ein Sultan ein Mädchen verschenkt, will wohl eigentlich nichts heißen. Ferner sind dem Gegenstande nicht einmal die artigen Motive, die man daraus herleiten könnte, abgewonnen. Der Vortrag ist nicht durchsichtig und klar und was sich sonst noch zu ungunsten der Arbeit sagen ließ. Genau besehen ists wieder ein Pygmalion, wobei sich das falsche Streben abermals zeigt, die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln. Ich will einige freundliche Einwendungen dagegen machen und ihm raten, nochmals Hand daran zu legen, dadurch wird wenigstens interloquiert.

Leider hat er auch ein Gedicht auf die Huldigung des Königs drucken lassen, welches keineswegs glücklich ist, mir aber doch gestern zu einem humoristischen Gespräch Gelegenheit gab, worin ich es gegen jene Partei verteidigte, welche durch den gestiefelten Kater gekrallt worden.

Die anaglyphischen Versuche rücken recht schön zu. Ein Kauz auf einer Leyer, der die Rückseite des Almanachs zieren soll, wird von Freund Meyer nach der Natur gezeichnet und sorgfältig nachgebildet werden, um zu zeigen, was man auch in diesem Fache sich von der neuen Manier versprechen könne.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen. Alle

Tage erliege ich schier der Versuchung wieder zu Ihnen zu kommen, doch der strömende Lauf unserer kleinen Unternehmungen hält mich jedesmal ab. In 14 Tagen soll das innere Gerippe unserer neuen Theatereinrichtung schon stehen, die kannelierten Säulen sind unter der Kondition verdingt, daß sie den 7. August zur Stelle geliefert werden, und was der Späße mehr sind. Thouret und Haidlof malten am Vorhange. Schaffen Sie uns nur jetzt noch den Wallenstein zur Stelle.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar, am 25. Juli 1798. G.

An Cotta.

Hierbei folgt ein Stück Manuskript, wenn Sie etwa nötig fänden, den Druck schon anzufangen.

In dem beiliegenden pro Memoria sind einige Punkte wegen der Einrichtung bemerkt.

Ich wünschte bald zu erfahren, wieviel dieses Manuskript gedruckte Bogen machte. Meiner Rechnung nach sollten es fünfe geben, es folgten alsdann noch drei Bogen ähnliche Abhandlungen und drei Bogen Einleitung.

Herr Professor Thouret nimmt vielleicht die Kupferplatten, für die gegenwärtig gesorgt wird, und einen Teil Manuskript mit. Schicken Sie mir doch den ersten Bogen, sobald er gedruckt ist.

Zur Decke werden wir den Versuch einer neuen Art anaglyphischer Arbeiten dem Publiko vorlegen, ich darf mir schmeicheln, daß diese Erfindung manchen typographischen Vorteil haben wird, indem man die Zeichnungen, die freilich dazu geeignet sein müssen, um einen leidlichen Preis in Buchdruckerstöcke wird verwandeln können. Ich lege hier Probedrücke eines Eckstücks bei. Der Schillersche Almanach soll mit einer ähnlichen Decke verziert werden, die, denk ich, noch reicher und besser ausfallen soll.

Leben Sie indessen recht wohl und grüßen die Ihrigen aufs Beste.

Weimar, am 25. Juli 1798. Goethe.

Bemerkungen
zur ersten Sendung, welche auch zum Teil für künftig gelten.

Ich schicke das Manuskript größtenteils auf gebrochnen Bogen geschrieben und werde künftig so fortfahren. Die allenfalsigen Ver-

besserungen stehen linker Hand am Rande geschrieben und werden in den Text nach ihrem Zeichen eingeschaltet.

Was hingegen gleichfalls linker Hand unter dem Strich steht, sind Noten, die unter den Text kommen, und zwar wie gewöhnlich zu Ende der gedruckten Seite.

Der Bogen A fängt mit Laokoon an, und so geht der Druck fort, wie die Folia des Manuskripts ausweisen.

Die Einleitung wird nachgeschickt und zuletzt gedruckt, sie erhält besondere Bogenzeichen und Zahlen.

Das Werk wird den Titel Propyläen erhalten.

Weimar, am 25. Juli 1798. Goethe.

An Schiller.

Ihr Brief ist mir heute spät zugekommen. Schärfen Sie doch der Botenfrau ein, daß sie die Briefe gleich selbst bringt. Diese Leute machen sichs manchmal bequem und geben die Sachen an kleine Knaben, die sich im Herumtragen verspäten.

Kants Zurechtweisung des Salbaders ist recht artig. Es gefällt mir an dem alten Manne, daß er seine Grundsätze immer wiederholen und bei jeder Gelegenheit auf denselben Fleck schlagen mag. Der jüngere, praktische Mensch tut wohl, von seinen Gegnern keine Notiz zu nehmen, der ältere, theoretische muß niemanden ein ungeschicktes Wort passieren lassen. Wir wollen es künftig auch so halten.

Es freut mich herzlich, daß Humboldt Ihren Brief so gut aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung. Er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie nach Ihrer Vorstellung daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten.

Was noch allenfalls zugunsten der Schlegel zu sagen wäre, wollen wir auf eine mündliche Unterhaltung versparen. Ich wünsche die Fragmente eigens mit Ihnen durchzugehen, als Veranlassung zum interessanten Gespräch werden sie gewiß sehr dienen, selbst indem sie

zum Widerspruch aufregen. Wie glücklich würde ich mich finden, wenn ich schon wieder in Ihrer Nähe wäre.

An Cotta ist die erste Sendung fort, hierbei teile ich die zweite mit und wünsche sie auf den Mittwoch wieder zu erhalten. Zeigen Sie mir ja an, was Sie über den Stoff und über den Vortrag denken.

Die Einleitung vom ersten Stück wird auch nicht lange außen bleiben, sie scheint mir ein klein wenig zu feierlich, doch ist es ja, wie Freund Humboldt sagt, der deutsche Charakter, und die Sache selbst ist, wenn man sie näher besieht, ernsthaft genug. Man muß nachher im einzelnen, wo sichs schickt, desto muntrer und durchaus natürlich heiter sein.

In der Anzeige der neuen Anaglyphik gebe ich ein Beispiel, wie man wohl sogar jedes mechanisch Einzelne an das Allgemeine der geistigen Kunst immer künftig anschließen sollte.

Ich mache auch schon das zweite Stück zurecht und hoffe, bald bis ins dritte und vierte vorgearbeitet zu haben und wenigstens zum Teil die reinlichen Abschriften vor mir liegen zu sehen. Was mich freut, das ist gerade hieran eine Arbeit zu finden, die ich recht bequem in Weimar machen kann.

Ich wünsche bald zu hören, daß Ihr Anteil zum Almanach im Wachsen ist. Vielleicht schicke ich auch noch was. Senden Sie mir doch gleich den ersten gedruckten Bogen.

Weimar, am 28. Juli 1798. G.

An Christiane Vulpius.

Hier schicke ich dir mit einem herzlichen Wunsche zu deinem Geburtstag einiges Obst, damit du es mit August verzehrst und dich dabei meiner Liebe erinnerst. Wie sehr wünschte ich, dieses Fest im stillen mit dir zu begehen, allein ich habe wohl getan, mich nach Jena zu begeben, selbst hier wird es mir schwer, mich wieder völlig zu sammeln, und ich habe bisher eigentlich noch nichts Rechts getan. In der nächsten Woche, denk ich, soll es werden, da ich denn sehr zufrieden sein will, indem die Zeit zu drängen anfängt. Mache deine Sachen in Ordnung und gehe sodann nach Rosla und erfreue dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut, wenn du alles näher kennen lernst. Betrübe dich nicht über das, was außer dir vorgeht! die Menschen sind nicht anders gegeneinander, im großen wie

im kleinen. Denke, daß ich dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe, als dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen.

Tue nur jeden Tag das Nötige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, solange wir beisammen sind.

Ich will mit allem Fleiße sorgen, daß ich das Nötigste wegarbeite, dann sehen wir uns wieder. Lebe recht wohl. Grüße den lieben Gustel und behalte mich lieb.

Jena, den 5. August 1798. G.

An J. H. Meyer.

Graf Moltke sah ich gestern abend bei Schiller, und wie es denn so geht, wollte die Unterhaltung nicht recht interessant werden, ob gleich durchaus der beste Wille vorhanden war. Vielleicht ist es Ihnen besser gegangen! Die Betrachtung von Kunstwerken vermittelt gar manches.

Es tut mir herzlich leid, wenn ich schuld daran bin, daß unsere schöne Göttin-Mutter nicht in Norden verehrt wird. Ich behielt sie hier, weil in der Regel hier immer eher ein Sümmchen Geldes los und locker ist als bei uns. Im ersten Momente, da ich sie herüber brachte, hatten die Porträtmaler so reine Wirtschaft gemacht, daß für das Ideal gar nichts übrigblieb.

Unser Werk fördert gut. Die Etrurischen Briefe sind auch fort, und meine Einleitung muß vor Sonntag fertig sein. Ich fühle schon die bessern Einflüsse der akademischen Luft. Rafael ist ganz abgeschrieben und von mir schon durchgesehen und ajustiert. Heute erhält ihn Schiller. Niobe wird auch ins reine geschrieben. Die Gegenstände sollen zugleich mit in Ordnung, und dann wären wir auf die drei ersten Stücke geborgen.

Ich habe auch ein Verzeichnis der zunächst zu behandelnden Materien aufgesetzt, davon ich Ihnen eine Abschrift mitteilen will, damit Sie über das Aufgezeichnete gelegentlich denken und das Register aus Ihren Schätzen vermehren mögen. Wenn nur das erste gedruckte Heft in unsern Händen ist, dann werden Sie sehen, wie lustig und gut die Sache gehen soll. Durch die Unterhaltung darüber mit Schiller habe ich wieder neuen Mut bekommen, und er muß früh

oder spät auch mit heran, obgleich auf seine Mitwirkung bei seiner sonderbaren Lage nicht zu zählen ist.

Nächsten Sonntag, den 12., hoffe ich Sie mit Professor Thouret hier zu sehen. Gehen Sie doch diese Woche ein wenig ins Schloß und ins Theater und sehen Sie, wohin die Sache realiter und personaliter etwa hinaus will, damit wir bei der Konferenz ohngefähr wissen, was zu erwarten und zu tun steht, und daß Sie mir Ihr eigenstes Gutachten in der Stille eröffnen können. Leben Sie recht wohl und erfreuen sich der hübschen kühlen halbumwölkten Tage, die auf den einen heißen erfolgt sind.

Jena, am 7. August 1798. G.

An den Herzog Karl August.

[19. August.]

Seit gestern bin ich wieder hier, um unsere architektonischen Arbeiten zu revidieren; es geht verhältnismäßig gut und geschwind, besonders ist die große Theaterumwälzung gegründet, die, wie ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit gereichen soll. Nur kann ich Thouret noch nicht fortlassen, denn bei menschlichen Unternehmungen folgt auf das werde nicht gleich das und es ward, und die Gegenwart des, der die erste Idee konzipierte, ist besonders bei einer Arbeit aus dem Stegreif, wie diese ist, nötig, weil denn doch bei jedem Schritt neue Rätsel zu lösen sind. Ich habe ihm daher Mut gemacht zu bleiben und ihm versprochen, ein Entschuldigungsschreiben von Ew. Durchlaucht zu verschaffen. Wahrscheinlich ist jenes Danksagungsschreiben an den Herzog, warum ich bat, noch nicht erlassen; wollten Sie daher wohl die Gnade haben, sobald es sein könnte, das Außenbleiben Thourets durch den unternommenen Theaterbau zu entschuldigen, dessen Ausführung sich um einige Wochen verzogen und die Anwesenheit des Künstlers, der den Plan angegeben, höchst nötig mache.

Übrigens hoffe ich, Sie sollen künftig mit mehr Zufriedenheit dem Schauspiele beiwohnen. Außer der Fürstlichen Hauptloge ist noch eine Seitenloge im und am Proszenio menagiert, welche aufgespart bleibt, wenn Sie Lust haben sollten, sich dem Theater zu nähern. Wenn alles beisammen ist, wird es anständig und lustig aussehen. Übrigens bitte ich, daß Sie die Gnade haben, nicht früher hinein zu gehen, als bis es wenigstens auf einen gewissen Grad fertig ist.

Lustig ist es, zu sehen, wie die Weimeraner nun hineinspazieren und jeder sich ängstlich nach seinem alten Plätzchen umsieht, das er nach einer völligen Veränderung der Dinge gerne wieder besetzen möchte.

Bei meinem letzten Aufenthalt in Jena habe ich die Angelegenheit wegen der Prorektoratsveränderung durchgedacht und viel durchgesprochen; man vermutet im allgemeinen, daß Preußen einen Schritt tun werde, und man versieht sich akademischerseits darauf, daß die Sache zur Sprache kommen wird. O. C. R. Gedike von Berlin war zum Besuch da, in dessen Gegenwart die Sache ventiliert wurde. Paulus, der jetzt Prorektor ist, äußerte öffentlich, daß er gern die Last des Prorektorats austragen wolle, wenn er überzeugt sein könne, der letzte Prorektor zu sein. Mir scheint es, wenn man etwas tun wollte, der günstigste Zeitpunkt, da die Menschen zufällig auf eine Veränderung vorbereitet sind.

Ich habe wegen des Personals zum Anfang einige Gedanken, die, wie ich hoffe, ausführbar sein sollen; wenn Sie zurückkommen, sollen Sie alles vorbereitet finden; wünschten Sie aber darüber nähere Nachricht, ehe Sie zurückkehren, so kann ich gleich damit aufwarten.

An Schiller.

Die Musen und Grazien von Oberroßla hatten Ihre Gegenwart mehr gewünscht als gehofft, das Wetter war gar zu übel, und in regenlosen Momenten war doch kein Spaziergang als auf den Gänserasen möglich. Vielleicht finden wir bald wieder Gelegenheit, uns dort anzutreffen. Über Wallenstein habe ich indessen vieles gedacht und mir die ersten Akte wieder ins Gedächtnis gerufen. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, dächt ich, fingen wir von vorn an, weil ich nun das Ganze weiß, besonders da es Sie an der Ausführung nicht hindert, wenn jemand mitspricht. Ich wünsche, je eher je lieber eine klare Übersicht darüber zu haben, noch mehr aber, es vollendet zu sehen. Es wird sehr hoch stehen, wenn es fertig ist; ich wünsche Ihnen zum Nachsommer noch gute Stimmung.

Wenn Sie recht klopfen, sägen, hämmern, hobeln hören wollen, so sollten Sie sich jetzt tags ein paar Stunden ins Theater setzen. Es geht sehr rasch und wird recht artig werden.

Ich habe wieder neue Grillen über das Tragische und Epische, die ich Ihnen bei der nächsten Zusammenkunft mitteilen will. Bis auf den Sonnabend weiß man wohl, wann Durchl. der Herzog

kommen wird. Verzieht sich seine Ankunft bis in den September, so bin ich bald wieder bei Ihnen.

Der erste Bogen Laokoon ist angekommen, der Druck nimmt sich ganz heiter aus, die Einleitung habe ich nochmals durchgegangen, der Inhalt ist ausgezogen. Auf den nächsten Brief Cottas schicke ich den Überrest fort, und so wäre denn auch dies Schifflein vom Stapel gelaufen.

Meyer grüßt schönstens und hat wieder mancherlei Gutes in der Arbeit. Ich freue mich über den plastischen Einfluß der zurückgelaßnen Bilder, mir scheint er täglich unentbehrlicher. Leben Sie recht wohl, mich verlangt recht herzlich wieder nach der gewohnten täglichen Unterhaltung. Grüßen Sie Ihre liebe Frau aufs beste.

Weimar, am 22. August 1798. G.

An Schiller.

Herzlichen Dank für das Andenken, das Sie meinem Geburtstag widmeten, und schon für den Gedanken, daß Sie mich hätten besuchen mögen. Der Tag ist mir zerstreut und fruchtlos hingegangen, ich hoffe mich bald in Ihrer Nähe zu sammeln. Hygin hat mir auch, sooft ich ihn aufgeschlagen, Freude gemacht; es wird mir sehr lieb sein, ihn einmal im Ganzen mit Ihnen durchzugehen. Auf die Argonauten hatte ich auch immer ein Zutrauen, und nach der neuen Lehre, da man von der Epopöe keine Einheit fordern will, wäre das Sujet seiner rhapsodischen Natur nach äußerst bequem. Es liegen herrliche Motive darin und gewiß ließen sich noch manche daraus entwickeln.

Freitags will ich nun die letzten Hefte des Manuskripts abschicken. An der Einleitung habe ich noch manches getan, das ihr hoffentlich nicht schaden soll, und würde immer noch mehr daran ausputzen, wenn ich sie nicht fortschicken müßte. Nun geht aber eigentlich eine neue Ansicht der Dinge an, denn schon in den Aushängebogen hat das Wesen eine andre Gestalt als in dem Manuskript. Ich hoffe, es soll nicht fehlen, gleich aus den vier ersten Stücken eine Art von harmonierender Komposition zu machen. Wenn wir nur noch etwas dazu von Ihnen erhalten könnten, das weiter hinaus deutete. Der Druck zum Almanach nimmt sich recht artig aus, freilich fordert die kleine Schrift sorgfältigen Druck und glattes Papier.

Es freut mich, daß die Herren Conz und Bürde ein wenig liederlich

werden und sich an verbotnen Liebschaften ergötzen; wenn ich es noch von Matthisson erleben könnte, würde es mir noch größern Spaß machen. Es ist kuriös, wie sich die Leute vor gewissen An- und Nachklängen nicht retten können. So tönt der alte Hexenmeister in der alten Wundergerte doch einigermaßen nach.

Vielleicht erhalten Sie gegen das Ende doch noch etwas von mir. Der Deckel ist fertig, und man wird nun sehen, wie es mit dem Aufhöhen und Aufputzen der Zierate gehen kann. Sie sollen ehestens davon ein Pröbchen haben. Leben Sie recht wohl und fleißig, indem ich auch mich hier loszuarbeiten suche. Die erste Hälfte Septembers möchte ich gar gerne bei Ihnen zubringen.

Nutzen Sie das neue Verhältnis zu Fichten für sich, so viel als möglich, und lassen es auch ihm heilsam werden. An eine engere Verbindung mit ihm ist nicht zu denken, aber es ist immer sehr interessant, ihn in der Nähe zu haben.

Weimar, am 29. August 1798. G.

An Cotta.

Die zwei ersten Aushängebogen sind angekommen, und ich überschicke hierbei sogleich den Rest des Manuskripts. Wie viel, um einen gedruckten Bogen zu füllen, nötig ist, darüber entscheidet freilich am Ende der Setzer in der letzten Instanz, und wenn man sich hier um etwas verrechnet hat, so wird deshalb doch alles seinen Gang fortgehen.

Im Durchschnitt genommen, brauchen wir zehn unserer beschriebenen Quartblätter oder gebrochnen Folioblätter auf einen gedruckten Bogen. Titel, Einleitung und Inhaltsanzeige, die hier folgen, werden deshalb drei Bogen geben. Doch wünschte ich, daß die Einleitung etwa mit größeren Lettern oder weiter die Inhaltsanzeige mit kleineren Lettern und enger gedruckt würde, damit beide nach ihrer verschiednen Bedeutung und Würde sich voneinander ausnähmen. Sie werden hiervon die typographische Möglichkeit überlegen.

Zugleich folgen 20 Blätter, für die zwei noch erforderlichen Bogen am Schlusse des Stücks, Rafaels Werke besonders im Vatikan betreffend.

Zwar wünschte ich sehr, um an einer schicklichen Stelle abzubrechen, daß man Fol. 17 unten mit den Worten: vorzüglich gut drappiert aufhörte und den Übergang in ein anderes Zimmer auf der folgenden

Seite in das nächste Stück brächte; sollte aber zu viel noch fehlen, so könnte man allenfalls bis Fol. 19b gehn und den Aufsatz im folgenden Stück mit Heliodor anfangen. Einige Bemerkungen für den Setzer habe ich zu dem Manuskript selbst gelegt.

Die Anzeige des Inhalts und der Kupfer wünschte ich in die Weltkunde, so wie jene Rezension der Herderischen Humanitätsbriefe, eingeschaltet zu sehen. Ob Sie solches bald tun wollen oder ob Sie die Zeit abzuwarten gedenken, wenn das Stück völlig gedruckt ist und zum Ausgeben parat liegt, solches überlasse ich Ihnen gänzlich. Nur wünsche ich, daß Sie weiter kein Wort des Lobes oder der Empfehlung hinzutun. Ob ich gedachten Inhalt in den Anzeiger der Literaturzeitung gleichfalls in extenso soll einrücken lassen, darüber erwarte ich noch erst Ihre Gedanken. Es kommt darauf an, ob Sie eine solche Bekanntmachung merkantilisch nützlich halten, denn im Anzeiger muß man sie, wie Sie wissen, teuer bezahlen.

Einen Wechsel auf Leipzig würde man hier um eine leidliche Abgabe diskontieren.

Da Herr Professor Thouret einen Teil seines Honorars, das man ihm hier zudenkt, in jener Gegend angewiesen wünscht, so werde ich ihm eine Anweisung auf 50 Carolin an Sie mitgeben. Sie hätten alsdann die Güte, wegen des übrigen mir meine Rechnung zu stellen und das, was ich Ihnen schuldig bleibe, allenfalls Herrn Hofrat Schiller zuzurechnen, mit dem ich alsdann schon übereinkommen will.

Ist das erste Stück in der Ordnung und die Sache im Gange, so kann man alsdann einen Kontrakt aufsetzen, der auf denen Papieren, die Sie schon in Händen haben, beruht. Er braucht unter uns nicht umständlich zu sein.

Die Stöcke zu dem Umschlag sollen auch nächstens abgehen.

Soviel für heute! Sollte mir noch etwas einfallen, so schreibe ich nach, sonst warte ich bis auf Nachricht, daß Gegenwärtiges angekommen. Leben Sie indessen recht wohl.

Weimar, am 31. August 1798. Goethe.

An Schiller.

Meine heutige Botschaft sei vorzüglich der Decke des Almanachs gewidmet, davon ich hier ein paar Proben übersende.

Die auf weiß Papier zeigt, wie sauber sie gestochen sei, einige Tausend können abgezogen werden, ohne daß man es merklich spüren

wird, denn alles ist mit dem Grabstichel gemacht. Auf gefärbtem Papier nimmt sie sich, dünkt mich, besonders gut aus, eigentlich aber ist darauf kalkuliert, daß ein bißchen Farbe drauf kommen soll, wie die eine Hälfte zeigt.

Das Ries von dem Schreibpapier, wie eine Probe mitkommt, soll 3 rh. 12 gr. kosten, es würde sich gefärbt ganz gut ausnehmen, und das Ries würde nicht gar 2000 Decken geben.

Das Hundert mit erwärmter Platte und sehr sorgfältig zu drucken verlangt man 16 gr.

Das Buch Papier zu färben 5 gr.

Für ein Exemplar zu malen würde man allenfalls 18 Pfennige geben müssen. Es käme darauf an, wieviel gemalte Sie etwa haben wollten? Ich glaube, mancher wird ein paar Groschen fürs bunte Exemplar gerne mehr geben.

Schicken Sie mir das gemalte Exemplar sowie das Papiermuster zurück und bestimmen Ihre Bestellung, so kann alles hintereinander gemacht und die Decke zur rechten Zeit fertig werden.

Wenn Sie uns besuchen, so können Sie recht gut neben Meyern logieren. Erfüllen Sie nur womöglich Ihr Versprechen.

Weimar, am 1. September 1798. G.

An Schiller.

In der Hoffnung, Sie morgen zu sehen, schreibe ich nur wenig. Die Balladen folgen zurück, sie sind beide sehr gut geraten. Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig. In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemütstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wandrer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein, die beiden andern von außen durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt sind recht gut gefunden.

Wollten Sie wohl die Güte haben, beiliegenden Zettel an Professor Lenz zu schicken und mir das Buch mitzubringen. Treten Sie ja von Ihrem guten Vorsatz nicht zurück. Ihre Reise wird Ihnen

gewiß wohlbekommen. Den vortrefflichen Sternbald lege ich bei, es ist unglaublich, wie leer das artige Gefäß ist.

Weimar, den 5. September 1798. G.

An Schiller.

Wir haben Sie mit Sehnsucht erwartet und, was den Schnupfen betrifft, so hätten Sie ihn nach unsers Fürsten erprobter Theorie eben dadurch kuriert, wenn Sie sich der Luft ausgesetzt hätten.

Mich hält das Theater fest, bei dessen Bau und Einrichtung alle Tage etwas zu ordnen vorkommt, sonst wäre ich schon wieder zu Ihnen hinüber gekommen.

Hiebei liegt das Gedicht an die Herzogin. Finden Sie nun aber auch einen Titel dazu!

Das kleine Lied, das ich zurückschicke, ist allerliebst und hat vollkommen den Ton der Klage.

Ich habe in den Bogen des Almanachs, die ich besitze, drei nicht unbedeutende Druckfehler gefunden:

pag. 20, vorletzte Zeile gereeht statt gereiht,
,, 27, im Matthissonischen Gedicht zweiter Pentameter Singt statt Siegt.

Der dritte fällt mir gegenwärtig nicht ein.

Wegen des Umschlags wollten wir gerne mündlich sprechen. Haben Sie nur die Güte, so bald als möglich das bessere Papier herüberzuschicken, damit wir es können färben und die Exemplare drucken und malen lassen.

Der Umschlag zu den Propyläen ist auch fertig geworden, Sie sehen einen Probedruck aus der Beilage. Was für mechanische Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren und noch sind, ließ sich gar nicht voraussehen. Indessen hat sie der echt deutsche Geist unsers Facius mit aller Treue bekämpft, und ich hoffe noch manchen Spaß davon zu erleben.

Ich habe in allen meinen Papieren herumgedacht und finde nichts, womit ich Ihnen zum Almanach zu Hilfe kommen könnte. Noch zu der Voigtischen Hochzeit hatte ich ein Gedicht ganz disponiert, das leider nicht fertig ward, und selbst im Almanach würde es noch immer zur rechten Zeit kommen. Aber woher die Stimmung nehmen!?!?

Denn da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in

seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien, er brauche nur Kaffee zu trinken, um so grade von heiler Haut Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke.

Dieses und seine fernere Versicherung, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir denn das Duplum und Triplum von Produktionen wohl an das Tageslicht fördern werden.

Übrigens wird dieser edle Freund sich künftigen Winter gleichfalls in Weimar niederlassen und hat schon ein Quartier über unserer kleinen Matizek gemietet. Ich bin recht neugierig, wie ihm dieses theatralische Hausamalgam bekommen wird.

Übrigens habe ich noch mancherlei Kuriosa aufgespart, weil ich Sie hüben oder drüben zu sehen hoffte.

Den 6. September 1798. G.

An Cotta.

Mit der heutigen fahrenden Post sind die Druckerstöcke zu den Decken abgegangen, wovon ich hier einen Abdruck beilege und dazu folgende Bemerkungen mache:

1. Wäre nur das Wort Propyläen und die Zahl des Bandes und Stückes, wie ich solche schreiben lassen, einzusetzen, die nähere Bestimmung des Verlegers und Herausgebers steht besser auf dem inwendigen Titel.

2. Ferner bitte ich beim Abdruck auf das sorgfältigste verfahren zu lassen, damit diese Probe unserer neuen Anaglyphik sich Ehre mache.

3. Da es manchmal nötig ist, die Form auszuwaschen, man den Kitt aber zu schonen hat, so nimmt man ein kleines Bürstchen und Terpentinspiritus, um die Form zu reinigen, der Terpentinspiritus wird zuletzt mit lauem Seifenwasser wieder abgebürstet, weil man heißes Wasser und Lauge vermeiden muß.

4. Können Sie ein graulich Papier, wie die Beilage zeigt, etwa zur Decke erhalten, so würde sich der Abdruck noch besser ausnehmen. Es ist in Nürnberg zu haben. Sollte es aber zu spät sein, so kann man auch zum Anfange eine andere Farbe, etwa die rote von den Horen, nehmen. Wir wollen überhaupt von Zeit zu Zeit mit unserer Decke changieren.

5. Wie ich nun mit diesen Stöcken unserm Institut ein kleines Geschenk mache, so wünschte ich Ihnen meine Aufmerksamkeit da-

durch zu bezeigen, daß ich zur Flora ein paar ähnliche Stöcke schicke. Die Zeichnung ist schon gemacht, und ich will sehen, ob ich bis zum neuen Jahrgange die Arbeit kann fördern lassen. Zu dem Schillerschen Almanach mußten wir diesmal noch Kupferstich nehmen.

Es sind indessen fünf Bogen der Propyläen angekommen, und das ganze erste Stück wird nun nicht mehr lange ausbleiben, ich wünsche ihm ein gutes Gedeihen.

Indem ich teil an allem nehme, was Ihnen begegnet, so bedaure ich den Schaden sehr, der Ihnen durch das Verbot der Weltkunde zuwächst. Wäre es dem Redakteur möglich gewesen, auch nur einen Schein von Unparteilichkeit zu erhalten und durch irgend redekünstliche Wendungen gelinde vorzutragen, was diesmal heftig und für den verlierenden Teil schmerzlich und beleidigend hingestellt war, so hätte das Institut, das so viele Vorzüge hat, lange bestehen können. Ich wünsche, daß Sie sich auf irgendeine Weise entschädigen mögen.

Ich werde nach und nach gern zu Ihren andern periodischen Unternehmungen etwas beitragen und erwarte nur, welche Wendung Ihre neue Zeitschrift nehmen wird.

Leben Sie recht wohl, gedenken mein und grüßen die Ihrigen.

Weimar, am 14. September 1798.

Goethe.

An Kirms.

Wenn ich mich nicht in der Physiognomie des Steinbrückischen und Bechtolsheimischen Schreibens äußerst irre, so ist das liebe theatralische Paar wenig oder nicht zu brauchen.

Haben Sie die Güte, die von mir doppelt unterstrichnen Stellen anzusehen, und Sie werden finden, daß nicht viel zu ihren Gunsten gesagt ist. Ich wollte wetten, die Frau ist noch auf keinem Theater gewesen, und er ist ein Hasenfuß.

In meinem Leben habe ich so oft bemerkt, daß Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen, und wir mögen nachher sehen, wie wir sie loswerden.

Wäre unsere Gesellschaft in Weimar, so könnte man einen Versuch machen, unter jetzigen Umständen aber kosten uns die Leute gewiß über 100 rh., bis wir sie wieder loswerden.

Dies ist so meine Meinung; haben Sie aber irgendein Zutrauen zu der hübschen Figur, wie sie beschrieben wird, so will ich auch nicht dagegen sein, denn man muß ja allerlei wagen. Leben Sie recht wohl, ich hoffe, Sie bald wieder zu sehen.

Oberroßla, 19. September 1798. G.

An Schiller.

Mittwochs war ich in Roßla und fand Ihren Brief gestern bei meiner Wiederkehr. Ich wünsche, daß Sie bei Ihrer Arbeit fühlen mögen, welchen guten Eindruck auf uns sie zurückgelassen. Ein Monument einer so besondern Geistestätigkeit als Ihr Wallenstein ist, muß jeden in tätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zusammen, um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben, Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer als aus dem Manuskripte, das Ihnen schon zu lange vor den Augen fixiert steht. Sie sind schon so weit, daß nach meiner Einsicht ein solcher Versuch nur Nutzen bringen kann.

Was Sie an dem Prolog noch tun wollen, muß ich sehr billigen. Ich erwarte ihn mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Taktik alsdann zusammen konferieren.

Heute nichts weiter. Hierbei folgen die Schlüssel. Das Gedicht kann wohl unter dem allgemeinen Titel: *Stanzen* hingehen.

Leben Sie recht wohl, wir grüßen Sie und Ihre liebe Frau aufs beste.

Weimar, am 21. September 1798. G.

An Schiller.

In meinem Briefe habe ich vergessen zu sagen, daß wir *gutes* Schweizer Papier brauchen zum Abdruck des Titelkupfers in den Almanach. Hier findet sichs nicht. *Hertel* hat gewiß welches. Wir bitten solches bald zu schicken.

Weimar, den 21. September 1798. G.

An Schiller.

Sie werden sehr wohl tun, den Prolog in den Almanach zu rücken, er mag in den Posselt und sonst wohin alsdann auch noch wandern, wir müssen uns nach und nach in die Ubiquität auch einrichten, und sie soll uns nicht fehlen.

Haben Sie die Güte, mir den Prolog, sobald er fertig ist, zu senden, die Anlage dazu ist fürtrefflich, und die Ausführung wird nicht zurückbleiben.

Noch vor Abgang dieses Briefs hoffe ich Abdrücke von der Decke und Titelkupfer zu erhalten.

Für heute nichts weiter, denn die Konfusion ist gar groß um mich herum.

Weimar, den 3. Oktober 1798. G.

Was ich von Abdrücken habe erhalten können, sende hierbei mit, es war nicht einmal Zeit sie nachzuzählen, haben Sie die Güte, solches tun zu lassen, und zu schreiben, wie viel Sie noch überdies brauchen, damit man Anstalten dazu macht, denn es ist jetzt hier alles gar sehr beschäftigt. Leben Sie recht wohl.

An Schiller.

Der Prolog ist geraten, wie er angelegt war, ich habe eine sehr große Freude daran und danke Ihnen tausendmal. Ich habe ihn nur erst einigemal durchgelesen, um mich von dem Ganzen recht zu penetrieren, und noch kann ich nicht bestimmen, was vielleicht wegzulassen wäre und ob ich nicht wegen des Theatereffekts noch hie und da einen kleinen Pinselstrich aufhöhen würde.

Morgen abend mit den Botenfrauen sollen Sie meine Edition erhalten, können Sie den Druck noch so lange aufschieben, so wird es gut sein, damit wir einerlei Lesart haben, Montag soll er gleich nach Stuttgart.

Es tut mir nur leid, daß ich ihn nicht selbst sprechen kann, doch wenn sich Vohs hält wie unsere andern beim Vorspiel, so können wir zufrieden sein. Leißring, Weyrauch und Haide deklamieren die gereimten Verse, als wenn sie ihr Lebtag nichts anders getan hätten, besonders hat Haide gegen den Schluß einige Perioden deklamiert, wie ichs auf dem deutschen Theater noch gar nicht gehört habe.

Nach dieser guten Nachricht muß ich aber leider anzeigen, daß es mir unmöglich war, auch nur eine Zeile zu unserm Zwecke beizutragen, deswegen schicke ich einen Band des Pater Abraham, der Sie gewiß gleich zu der Kapuzinerpredigt begeistern wird. So wäre zum Ex. Das Raben Cras als Schlußformel, in Genasts Munde, vielleicht höchst erbaulich, s. die gezeichnete Seite p. 77. Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt.

Das Anfangslied bring ich auch nicht zustande, habe aber etwas Schickliches dafür zu substituieren. Das kann alles bei den folgenden Repräsentationen nachgebracht werden, wie überhaupt das Stück fordert, daß immer etwas Neues und Veränderliches darin vorkommt, damit bei folgenden Repräsentationen sich niemand orientieren könne. Leben Sie indessen recht wohl, Sie erfahren nun bald den Tag, an dem ich Ihre Ankunft wünsche, bis jetzt geht es noch sehr bunt zu. Grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 5. Oktober 1798. G.

An Schiller.

Hier kommt der Prolog zurück, ich habe Ihre Änderungen mit Vergnügen aufgenommen, denn sie sind sehr zweckmäßig, dagegen wünschte ich, daß statt der Stelle, die ich ausgestrichen habe, die andere eingefügt werde, welche hier im Manuskript folgt. Meine Absicht war dabei

1. daß von unsern Schauspielern etwas mehr,
2. von Iffland etwas weniger gesprochen würde,
3. daß irgendeine Stelle auf Schrödern gedeutet werden könne.

Haben Sie die Güte, daß ich einige gedruckte Exemplare vom Prolog Montags bei Zeiten erhalte, so schicke ich gleich eins an Schrödern mit einem artigen Wort und eins nach Stuttgart.

Allenfalls könnten Sie mir durch diesen Expressen den Korrekturbogen, wenn Sie ihn weiter nicht brauchen, wieder herüberschicken und mir nur anzeigen, ob Sie meine Stelle aufnehmen wollen, so lasse ich die beiden Exemplare, die abgehen sollen, gleich schreiben.

Hier kommt ein Teil des Vorspiels! arbeiten Sie ja daran fort, ob ich Ihnen gleich nicht versprechen kann, schon das nächstemal die Veränderungen aufzunehmen. Alles ist jetzt schon so auf Reim und Silbenfall eingerichtet, so auf die Stichwörter eingehetzt, daß ich nichts

zu ändern wage, weil unmittelbar Stockungen zu befürchten sind. Leben Sie recht wohl, es fängt nun an, so bunt zu gehen, daß nur die Hoffnung, es werde bald Abend und alles vorbei sein, mich noch erhalten kann.

Weimar, am 6. Oktober 1798. G.

An Schiller.

Mit der heutigen Abendpost will ich Ihnen nur einige Worte sagen, wie wir ohngefähr stehen:

Von dem Prolog lasse ich zwei Abschriften machen, gleichlautend mit Ihrem gedruckten. Der von mir veränderte Periode, den Sie aufgenommen haben, wird eingeschaltet.

Für die Rezitation hier habe ich eine andere Ausgabe veranstaltet, und die Mimen und Aeren beiseite gebracht, dagegen den Wallenstein ein paarmal genannt, damit man nur irgend ohngefähr verstehe, was wir wollen. Wie anders ist es, was man mit sich und unter Freunden ins Zarteste und Besonderste arbeitet! und was der fremden Masse im allgemeinsten vorgetragen werden soll! Sie werden darüber noch das Wunderbarste bei dieser Gelegenheit erleben und hören.

Übrigens geht noch bis jetzt alles ganz erwünscht. Der Saal sieht sehr artig aus, und der größte Teil ist vergnügt und erfreut darüber, so daß die einzelnen Widersacher ein sehr böses Spiel haben.

Das Vorspiel geht recht artig. Es war heute Probe auf dem Theater. Wir müssen aber auf die geringste Veränderung Verzicht tun. Bei der Schwierigkeit, eine so neue und fremde Aufgabe mit Ehren zu vollenden, klammert sich jeder so fest an seine Rolle, wie ein Schiffbrüchiger ans Brett, so daß man ihn unglücklich machte, wenn mans ihm wacklig macht.

Ich arbeite nur, daß alles Einzelne heraus gehoben werde und sich ans Ganze anschließe.

Das Soldatenlied liegt bei, womit das Stück anfangen soll. Die Musik wird morgen früh in Ordnung kommen, und ich hoffe, bald soll alles wohl im Hause stehen.

Ich will Sie nicht eher herübersprengen als nötig ist, denn es ist noch nicht einmal wahrscheinlich, daß wir Mittwoch spielen. Sobald aber Prolog und Vorspiel so eingelernt sind, daß Sie solche mit Vergnügen hören könnten, so schicke ich einen Expressen. Halten Sie sich daher parat, um abgehen zu können.

Die Kapuzinerpredigt schicken Sie mir ja, sobald sie fertig ist. Sonst ist alles besorgt, und die Abschriften, von denen ich zu Anfang des Briefes sprach, gehen morgen abend an Schröder und Posselt.

Übrigens ist eine Vorrezension der Aufführung, sowie des Effekts, den das Stück gemacht hat, schematisiert und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt.

Indessen bleiben Sie ruhig, bis mein Bote kommt. Sollte sichs morgen zeigen, daß wir Mittwoch nicht spielen, so erfahren Sies Dienstag durch einen Boten.

Übrigens kann ich Sie versichern, daß der Hauptzweck erreicht wird, einige wenige, die dem Prolog zugehört haben, glauben, so wie die Schauspieler selbst, daß sie doch nun so ziemlich wüßten, wie es damals ausgesehen habe.

Leben Sie recht wohl und sein Sie nur so fleißig als möglich.

Wegen der Kupfer wird Meyer das Seinige tun; leider liegt auf diesen Dingen der Fluch, daß sie immer übereilt werden müssen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 6. Oktober 1798. G.

An Schiller.

Hier kommt nun wieder ein Paket Abdrücke, die folgenden von der Decke sollen recht farbig sein, sie kommen etwas teurer zu stehen, sie sehen aber auch dafür recht erfreulich aus.

Wahrscheinlich wird die Eröffnung unsers Theaters erst Freitag sein. Ich ersuche Sie also, sich Donnerstags zu guter Vormittagszeit einzufinden, damit wir noch alles besprechen und abends die Hauptprobe abwarten können.

Die Hauptfiguren machen ihre Sache trefflich und haben schon exzellent memoriert, mit den übrigen stockts noch ein wenig, das wird sich aber alles noch in tätige Harmonien auflösen. Übrigens versteht man an allen Ecken und Enden das leiseste wohl artikulierte Wort.

Übrigens habe ich das Pensum, wie solches die neue Zeitung nunmehr bald bringen wird, bisher öfters zu repetieren Gelegenheit gehabt, und ich hoffe, man wird mir nun bald meine eignen Worte wieder vorsagen.

Leben Sie recht wohl, ich bin vom besten Humor, weil bis jetzt wirklich alles recht gut geht.

Schicken Sie mir doch ein paar Abdrücke des Prologs mit den Botenweibern und die Kapuzinerpredigt, je eher je lieber.

Weimar, am 7. Oktober 1798. G.

An F. L. Schröder.

Dem Senior der deutschen Schaubühne kann es, in der Entfernung von derselben, doch nicht ganz gleichgültig sein, was irgend Bedeutendes darauf geschieht. Dahin dürfen wir Weimaraner wohl rechnen, daß bei der Eröffnung unsers erneuten Theaters Wallenstein durch ein Vorspiel angekündigt wird, von welchem beikommender Prolog das mehrere besagt. Nehmen Sie diese Mitteilung als das Zeichen einer aufrichtigen Verehrung an, die man dem vorzüglichsten Talente schuldig ist, und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich Deutschland so lange freute, nur hinter Wolken und nicht völlig hinter dem Horizonte verborgen sei.

Weimar, am 7. Oktober 1798. Goethe.

An Dannecker.

Der Herr Professor Thouret sollte Ihnen meinen Dank für die Büste und meine Gesinnungen über die Zeichnung mitbringen, seine Abreise hat sich zum Vorteil unseres Schauspielhauses von einer Woche zur andern verzogen, in wenigen Tagen werden wir das Theater eröffnen können und sind soeben in der lebhaftesten Arbeit begriffen.

Verzeihen Sie daher, wenn ich heute nur die glückliche Ankunft der Büste melde und das übrige verspare, bis die größte Unruhe vorüber ist.

Wenn Ihnen das erste Stück der Propyläen, einer Zeitschrift, die ich bei Herrn Cotta herausgebe, in die Hände fällt, so lesen Sie doch das Kapitel von den Gegenständen der bildenden Kunst, ich werde mich künftig darauf beziehen, wenn ich meine Gründe angebe, warum ich die leidende Andromacha, von ihren Verwandten umgeben, für keinen günstigen Gegenstand halte.

Ihren Eifer für Ihre Kunst weiß ich zu erkennen und zu schätzen und erinnere mich oft mit lebhaftem Vergnügen der nützlichen und

angenehmen Stunden, die wir zusammen zugebracht. Warum können wir nicht auf einige Zeit näher beisamen sein, um uns über gewisse Grundsätze zu vereinigen, von denen nach meiner Überzeugung alles abhängt, von denen aber der Künstler durch die Richtung unsers Jahrhunderts leider oft abgelenkt wird.

Leben Sie indessen recht wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Frau, Herrn Rapp und seine werte Gattin.

Weimar, den 7. Oktober 1798.

An Cotta.

Sehr erfreulich war mirs, das erste Stück der Propyläen zu erhalten, mit dessen Druck und Einrichtung man im ganzen recht wohl zufrieden sein kann. Einige kleine Bemerkungen darüber schreibe ich nächstens. Wir wollen nun gelassen und ununterbrochen fortschreiten. Etwa in acht Tagen sende ich den Anfang des Manuskripts zum zweiten Stück. Haben Sie die Güte, mir meine Rechnung auf das Quartal Michael zu stellen und anzunehmen, als wenn die 50 Karolin an Herrn Thouret schon bezahlt wären und mir also solche schon diesmal zuzurechnen. Das Weihnachtsquartal wollen wir nicht angreifen, denn bei unsern Verhältnissen zu Ihren Stuttgarter Künstlern wird es immer gut sein, wenn ich etwas bei Ihnen in Kasse habe.

Unser Theater ist nun eröffnet, und ich hoffe, Freitag die Nachricht davon Ihnen zuschicken zu können. Wie sehr verdient nicht Schillers dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte allgemein gekannt und geschätzt zu werden.

Mit Vergnügen werde ich öfters Beiträge zur Allgemeinen Zeitung schicken. Erhalten Sie darin wenigstens nur einen Schein von Unparteilichkeit. Man erwartet von einem solchen Tagesblatt die die neusten Nachrichten und, wie das Ihrige eingerichtet ist, allgemeine Übersichten; wie kann man aber dazu ein Vertrauen fassen, wenn ein grenzenloser, einseitiger Hang die Verfasser verdächtig macht. Habe doch jeder seine Meinung, neige sich doch jeder zu irgendeiner Partei, allein, wer zu vielen sprechen will, muß sich zu mäßigen wissen, wie man es in jeder guten Gesellschaft tut. Ganz anders ist der Fall der Journalisten und Zeitungsschreiber, die in Frankreich oder England für diese oder jene Partei arbeiten; wir Deutschen sollten aber doch endlich wissen, was uns frommt.

Sehr gern will ich, wie gesagt, an diesem Institut teilnehmen, so-

lange es nicht allzu gewaltsam meinen Zustimmungen und meinen Verhältnissen widerstrebt. Denn es ließe sich freilich, wenn man es recht ernhaft und wacker angriffe, noch gar manches tun, wovon vielleicht künftig mehr.

Der Gedanke, die Einleitung bis Seite IX, bis zur Stelle: mag die Zeit lehren, einstweilen abdrucken zu lassen, ist recht gut. Sobald das zweite Stück da ist, schicke ich Ihnen alsdann einen kleinen Aufsatz für die Allgemeine Zeitung, der die Sache schon weiter führen soll. In den Jenaischen Anzeiger will ich nur eine ganz kurze Anzeige des Inhalts einrücken lassen.

Wegen des Preises haben Sie völlig freie Hand, und ich finde nichts dabei zu erinnern, daß Sie ihn hoch setzen. Ihre Gründe scheinen den Umständen ganz gemäß zu sein.

Für die übersendeten Kalender danke ich recht vielmals. Wenn wir Autoren uns nicht zu sehr hüten müßten, etwas zu versprechen, so würde ich Ihnen zum nächsten Damen- und Gartenkalender einen kleinen Beitrag zusagen. Ich hoffe, daß eine glückliche Stimmung meinen guten Willen sekundieren soll, wir haben ja noch lange bis dahin.

Der ich indes recht wohl zu leben wünsche.

Jena, am 17. Oktober 1798. Goethe.

An Schiller.

Endlich ist denn auch die erste Redoute mit männiglicher Zufriedenheit vorüber und das Lokal zu diesem Zwecke nun auch bestimmt. Ich muß noch einige Tage verschiednen Geschäften widmen, Dienstag nach Roßla gehen, so daß ich glaube, Sonntags, den vierten November, bei Ihnen zu sein und den übrigen Monat mit Ihnen zuzubringen. Mich verlangt es gar sehr nach einer Folge von innerer Tätigkeit, die ich bisher leider so lange nicht genossen habe. Unsere Schauspieler mögen mittlerweile einige Nova, welche, aufrichtig zu reden, von schrecklicher Art sind, lernen und vortragen. Die Rechnung wegen der Auslagen liegt bei, Professor Meyer hat sie gemacht und erwartet deren gelegentliche Wiedererstattung.

Den Betrag für den Musenalmanach, für welchen im voraus danke, wünsche hier zu erhalten, ob es gleich auf eins hinauskommt; denn Cotta hat mir früher oder später etwas zu remittieren.

Von Schrödern habe ich eine Antwort, die, wenn man seine Art kennt, welche freilich unglaublich trocken und abgelebt ist, so ganz freundlich und artig klingt. Es entscheidet sich aber doch dadurch, daß er diesen Winter nicht kommt und wahrscheinlich auch künftigen nicht usw. Es ist mir nur lieb, daß man wenigstens die erste Zeit hierüber Gewißheit hat und seinen eignen Gang fortgehen kann. Hoffen und harren ist gar meine Sache nicht.

Leben Sie recht wohl und fahren fleißig in Ihrer Arbeit fort. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und genießen der schönen Tage, welches mir versagt ist.

Weimar, am 27. Oktober 1798. G.

An Schiller.

Hier schicke ich den Schröderischen Brief zum Zeugnis, daß ich nicht übel gelesen habe. Ich habe nie sonderliche Hoffnung auf sein Kommen gehabt, indessen haben wir das Unsrige getan.

Der Herzog ist nicht wohl, darüber werde ich etwas später kommen, denn ich muß doch noch einmal vorher nach Roßla. Mich verlangt gar sehr zu sehen, wie weit Sie gekommen sind, und fühle ein wahres Bedürfnis, das Farbenwesen endlich einmal loszuwerden. Die Propyläen sind für mich eine wahre Wohltat, indem sie mich endlich nötigen, die Ideen und Erfahrungen, die ich mit mir so lange herumschleppe, auszusprechen. Es freut mich sehr, wenn Ihnen das erste Stück recht freundlich und gemütlich entgegengekommen ist. Leben Sie recht wohl, genießen Sie der schönen Tage, ich habe jetzt nur meine großen Zimmer im Schloß und meinen neuen Ofen im Auge und hege keinen andern Wunsch, als von der Chromatik entbunden zu sein; doch wer kann wissen, was über uns verhängt sei. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und bleiben Sie fest im Bunde des Ernstes und der Liebe, alles übrige ist ein leeres und trauriges Wesen.

Weimar, am 31. Oktober 1798. G.

An Schiller.

Ihren Brief, mein Wertester, habe ich leider erst gestern abend gefunden, als ich von Roßla zurückkam. Professor Meyer wird das Mögliche tun, Ihnen die Abdrücke bald zu schaffen.

Ich gratuliere zum Einzug in die Stadt. Die Nachbarschaft gibt denn doch, besonders den Winter, eine lebhaftere und bequemere Kommunikation.

Schröders Antwort ist, wie es scheint, Ihnen sonderbarer als mir vorgekommen. Bei meinem radikalen Unglauben über die Menschen kommt mir so etwas ganz natürlich vor.

Ebenso möchte ich auch wegen der Aufnahme des Almanachs sagen: wer nicht wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publiko gar nicht abgeben.

Ich wünsche guten Fortgang des Wallensteinischen Gedichtes. Was mich betrifft, so komme ich diesmal mit dem festen Vorsatz zu Ihnen, mir das Farbenwesen, es koste, was es wolle, vom Halse zu schaffen. Ich habe es diese letzten Tage einmal wieder ganz überdacht und die Darstellung meiner Ansichten scheint mir immer möglicher zu werden.

Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau, ich werde nun nicht lange mehr außen bleiben.

Weimar, am 7. November 1798. G.

An Schiller.

Hier schicke ich Abdrücke, soviel fertig geworden sind, ich weiß selbst nicht wieviel.

Morgen gegen Abend bin ich bei Ihnen und hoffe eine Zeitlang zu bleiben. Mögen meine Wünsche nicht vergeblich sein!

Für den Wallenstein danke ich, die zwei ersten Akte habe ich heute früh mit großem Vergnügen gelesen. Den ersten, den ich nun so genau kenne, halte ich fast durchaus für theatralisch zweckmäßig. Die Familienszenen sind sehr glücklich und von der Art, die mich rührt. In der Audienzszene möchten einige historische Punkte deutlicher auszusprechen sein, sowie ich in meiner Ausgabe des Prologs den Wallenstein zweimal genannt habe. Man glaubt nicht, was man deutlich zu sein Ursache hat. Doch wird uns über alles dieses das Gespräch bald aufklären, worauf ich mich sehr freue. Leben Sie recht wohl, ich sage nichts weiter.

Weimar, den 10. November 1798. G.

An Christiane Vulpius.

Ich will dir einmal selbst schreiben, um dir herzlich zu sagen, daß ich dich liebe und mich über deine und des Kindes Gesundheit freue. Wegen des Kopfwehs, worüber August manchmal klagt, müßte man doch den Doktor gelegentlich fragen.

Meine Arbeiten fangen an zu rücken, doch langsamer als sonst. Ich bitte dich daher, nicht unvermutet herüber zu kommen, ich muß es wieder auf meine gewöhnliche Art halten und hier so lange in einem Stücke arbeiten, als ich mag und kann. Alsdann wollen wir wieder vergnügt beisammen sein. Äugelchen gibts hier gar nicht, die alten sind abgestorben, und Neues ist nichts nachgewachsen.

Lebe recht wohl, grüße das liebe Kind. Zur Redoutenfreude wünsche ich im voraus Glück. Lebe wohl und liebe mich.

Jena, den 20. November 1798. G.

An J. H. Meyer.

Für heute nur die Bitte um das Original der nach Tübingen geschickten Aufsätze, soweit es in Ihren Händen ist. Ich will die Propyläen in dem Anzeiger anzeigen und gleich das erste und zweite Stück zusammennehmen. Ich bin sehr fleißig, mache aber gerade nicht das, was ich mir vorgenommen hatte, wie es leider oft zu gehen pflegt.

Heute vor 8 Tagen kam mit Schillern etwas zur Sprache, das wir in einigen Abenden durcharbeiteten und zu einer kleinen Komposition schematisierten. Ich fing gleich an, auszuführen und bringe es wahrscheinlich zustande. Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen. Es heißt: Der Kunstsammler und ist ein kleines Familiengemälde in Briefen und hat zur Absicht, die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können, wenn sie nicht aufs Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Teile halten, auf eine heitere Weise darzustellen. Es kommt bei dieser Gelegenheit gar manches zur Sprache, und ich wünsche, daß Ihnen die Arbeit Vergnügen machen könne.

Leben Sie wohl und lassen Sie uns durch heitern Fleiß diese Wochen der traurigen Sonnenentfernung überstehen.

Schiller ist auch fleißig, aber auf seine Art, wobei ich noch nicht sehe, wie Wallenstein fertig werden soll, doch das nur zu Ihnen gesagt.

Jena, am 27. November 1798. G.

An Christiane Vulpius.

Heute sage ich dir nur einen Gruß und bitte dich, mir die stärkste von den gestreiften Westen zu schicken, damit ich doch zwei habe, wenn ich die eine von meinen gelbgestreiften muß waschen lassen.

Die Würste, die du mir geschickt hast, haben mir recht wohl geschmeckt.

Hast du einen Brief erhalten, den ich dir am Sonntag schrieb? und der dich in Ketschau oder Weimar finden sollte.

Die Schlittenbahn hat nicht lange gedauert, aber sie haben sichs hier die wenigen Tage recht zunutze gemacht, die Philisterpferde haben was ausstehen müssen.

Meine Arbeiten gehen jetzt sehr gut und schnell, es ist nun einmal nicht anders, daß ich mich wenigstens erst acht Tage sammeln muß, ich will nun auch nicht aufhören, bis es entweder nicht mehr geht oder bis ich durch etwas Notwendiges abgerufen werde.

Lebe recht wohl und grüße das Kind.

Ich wünsche, daß die zweimalige Zauberflöte so wie die Redoute gut ablaufen möge.

Jena, am 27. November 1798. G.

An C. v. Knebel.

Ich muß dir, mein lieber Freund, doch nun auch für deine Elegien danken, die ich in demselben Zimmer erhielt, wo du mir die ersten Versuche dieser Übersetzung manchmal vorlasest. Vieles hat sich mit uns, vieles hat sich seit der Zeit in der Welt verändert und doch bleiben diese artigen Werke der Kunst immer das, was Sie waren, und ergötzen noch jetzt wie vormals den, der sie zu empfinden und zu schätzen versteht. Eine öffentliche Meldung dieser verdienstlichen Arbeiten wird, wie man mir versichert, bald erscheinen. Ich erwarte, daß sie der Sache gemäß das heißt ehrenvoll sein werde.

Ich habe den größten Teil der Elegien wieder gelesen, und sie haben eine Erschütterung in meiner Natur hervorgebracht, wie es Werke dieser Art zu tun pflegen, eine Lust, etwas Ähnliches hervorzubringen, und die ich vermeiden mußte, weil ich gegenwärtig freilich ganz andere Dinge vorhabe.

Das zweite Stück der Propyläen ist abgesendet, und das dritte stellt sich schon zusammen. Eine solche vierteljährige periodische Ausgabe

fordert zu anhaltendem Fleiß auf, besonders wenn man es ernstlich nimmt. Doch ist es gut, wenn man ein so bestimmtes Pensum hat, denn man kann immer mehr tun, als man tut. Besonders will ich den Winter zu diesen Arbeiten anwenden und sehen, ob ich das Frühjahr nicht wieder etwas Poetisches hervorbringen kann, es liegt noch so manches Unvollendetes da, das ich seiner Erscheinung langsam entgegenschiebe.

Seit 18 Tagen bin ich nun wieder in deiner alten Stube, in der nichts als der Ofen verrückt ist, der nun aus dem kleinern hintern Zimmer eingeheizt wird, wodurch ich viel Holz erspare und um vieles behaglicher wohne.

Die Steine deines kleinen Schränkchens sind in vier Kästchen nach Weimar abgegangen, die feinern Sachen findest du darin besonders wieder in Schachteln gepackt, und ich wünsche, daß alles wohlbehalten bei dir ankommen mag. Einiges davon ist noch in einzelnen Schachteln in meinen Händen, die ich auch einmal mit einer größern Sendung nachschicken will.

Deine Landkarten sollen nun auch aufgerollt werden, wie du verlangst, und nachfolgen. Inzwischen wird dein Geist und dein Andenken so leicht nicht aus diesem Kreise verschwinden.

Meyer grüßt schönstens und wird selbst schreiben, so dankt auch Schiller für das überschickte Exemplar.

Hier geht alles in seinem gewöhnlichen Fleiße fort, und es ist wirklich interessant, so viele Menschen zu sehen, von denen jeder arbeitet, als wenn er für alle arbeiten müßte, diese Betriebsamkeit hat für mich immer etwas Ansteckendes.

Nun sage mir doch auch, wie du dich in deinen beschneiten Bergen befindest, denn der Schneegott, der uns so früh und reichlich heimgesucht hat, wird es auch wohl bei euch nicht fehlen lassen.

Lebe wohl und schicke mir die Quittungen für Ludecus und die Kammer, so kann ich dir deine Einnahme bald besorgen. Lebe wohl und erhalte mir ein freundschaftliches Andenken.

Jena, am 28. November 1798. G.

An Schiller.

Wie sehr unterschieden ist der Nachklang unserer ruhigen Betrachtungen, den ich aus Ihrem Briefe vernehme, von dem Getöse, das mich die paar Tage meines hiesigen Aufenthaltes schon wieder umgibt.

Doch war er nicht ohne Nutzen für mich, denn Graf Fries hat unter andern ein Dutzend alte Kupfer von Martin Schön mitgebracht, an denen ich zuerst das Verdienst und Unverdienst dieses Künstlers schematisieren konnte. Es ist uns höchst wahrscheinlich, obgleich Freund Lerse die entgegengesetzte Hypothese hat, daß die Deutschen in einer frühern Konnexion mit Italien gestanden.

Martin Schön hat nach Masaccios Tode noch vierzig Jahre gelebt, sollte in dieser Zeit gar kein Hauch über die Alpen herübergekommen sein? Ich habe über diese Sache niemals nachgedacht, sondern sie eben so gut sein lassen, sie interessiert mich aber für die Zukunft mehr.

Die Behandlungsart, die Sie den chromatischen Arbeiten vorschreiben, bleibt freilich mein höchster Wunsch, doch fürchte ich fast, daß sie wie jede andere Idee unerreichbar sein wird, das Mögliche wird durch Ihre Teilnahme hervorgebracht werden. Jedermann hält die Absonderung der Hypothese vom Fakto sehr schwer, sie ist aber noch schwerer als man gewöhnlich denkt, weil jeder Vortrag selbst, jede Methode schon hypothetisch ist.

Da Sie als ein Dritter nunmehr nach und nach meinen Vortrag anhören, so werden Sie das Hypothetische vom Faktischen besser trennen als ich es nun und künftig jemals vermag, weil sich gewisse Vorstellungsarten doch bei mir festgesetzt und gleichsam faktisiert haben. Ferner ist Ihnen das interessant, woran ich mich schon matt und müde gedacht habe, und Sie finden die Hauptpunkte, worauf das meiste ankommt, eher heraus. Doch davon ist jetzt keine Zeit zu reden, ich erwarte Freunde zum Frühstück, und von da wird es bis zur Zauberflöte zwar nicht feenmäßig, doch bunt und unruhig genug zugehen.

Leben Sie recht wohl, grüßen Ihre liebe Frau und gedenken mein, wenn Sie den Braten verzehren, den ich Ihnen hier überschicke.

Weimar, am 1. Dezember 1798. G.

An Schiller.

Ihr Brief findet mich in großer Zerstreuung und in Beschäftigungen, die mit einem ästhetischen Urteil über dramatische Motive nichts Gemeines haben. Ich muß also um Aufschub bitten, bis ich meine Gedanken über Ihre Anfrage sammeln kann. Dem ersten Anblick nach scheint mir die Idee sehr wohl gefunden, und ich sollte denken, daß man dabei akquieszieren könnte. Denn, wie Sie auch selbst

bemerken, so scheint immer ein unauflösbarer Bruch zwischen dieser Fratze und der tragischen Würde übrigzubleiben, und es kann vielleicht immer nur die Frage sein, ob sie etwas Würdiges hervorbringe? und das scheint mir diesmal geleistet.

Ist doch selbst der politische Stoff nicht viel besser als der astrologische, und mich dünkt, man müßte den astrologischen, um ihn zu beurteilen, nicht unmittelbar gegen das Tragische halten, sondern das Astrologische wäre als ein Teil des historisch, politisch, barbarischen Temporären mit in der übrigen Masse gegen das Tragische zu stellen und mit ihm zu verbinden.

Den fünffachen Buchstaben, ob er mir gleich wohlgefällt, weiß ich noch nicht gegen jenes astrologische Zimmer zu bilanzieren; beides scheint etwas für sich zu haben. Und ich muß endigen, wie ich anfing, daß ich heute weder imstande bin, rein zu empfinden, noch recht zu denken.

Nehmen Sie daher nur noch ein Lebewohl und grüßen mir Ihre liebe Frau.

Weimar, am 5. Dezember 1798. G.

An Cotta.

Ihr Brief vom 20. November, wertester Herr Cotta, ist nebst dem darin befindlichen ersten Aushängebogen des zweiten Stücks mir zur rechten Zeit zugekommen. Ich hoffe, daß meine letzte Sendung des Manuskripts, welche den 15. November von Jena abgegangen, schon geraume Zeit in Ihren Händen und zum Abdruck befördert ist, ob ich gleich bisher weiter nichts vernommen habe. Um den Schluß nicht aufzuhalten, schicke ich hierbei, was allenfalls noch nötig sein möchte.

Ich habe ein paar Druckfehler bemerkt. Wenn es keine große Umstände machte, so wünschte ich, daß das letzte Blatt des ersten Bogens umgedruckt würde, da es Seite 16, Zeile 4. 5 heißen muß: wir sagen von einer Statue, anstatt: wir sagen von einer Natur, denn dieses einzige Wort verdirbt an der bedeutenden Stelle dergestalt den Sinn, daß auf einmal die Klarheit des ganzen Vortrags verdunkelt wird und kein Mensch mehr weiß, weder was Diderot will, noch was ich will. Das Schlimmste ist, daß man nicht gleich einen Druckfehler vermutet, sondern sich mit dem dunkeln Sinne herumquält.

Herr Böttiger hat das Eingeschloßne erhalten. Da Sie ihn einmal um eine Anzeige ersucht haben, so würde es unfreundlich sein, dieselbe abzulehnen, um so mehr, da ich gar keine Ursache habe, an der Kompetenz seines Urteils zu zweifeln.

Sagen Sie mir doch gelegentlich, ob es Ihnen nicht zuwider wäre, wenn man die Propyläen hier druckte? Mir wäre es aus mehrern Ursachen wünschenswert, und das Werk selbst würde dabei gewinnen, weil man in den letzten Bogen immer das Neuste vom Tage bringen könnte, welches doch von einer Zeitschrift mehr oder weniger erwartet wird.

Wenn Sie auf diesen Vorschlag reflektieren können und mögen, so schreiben Sie mir doch, welche Präliminarfragen ich etwa hier erst zu berichtigen habe, damit die Sache, wenn Sie auf Jubilate kommen, gehörig vorbereitet sei.

Das Manuskript zur ersten Hälfte des dritten Stückes kann vor Neujahr noch abgehen.

In den jenaischen Allgemeinen Anzeiger wird eine kurze Nachricht wegen der beiden ersten Propyläenstücke eingerückt.

Der Druck dieser Schrift würde sich hier um desto besser besorgen lassen, als Herr Gädicke sich auf Ostern vom Industriekomptoir trennt und eine eigne Buchdruckerei anlegt, von der ich bei seinen Kenntnissen und seiner Tätigkeit viel Gutes erwarte.

Noch eins muß ich bemerken: In der Allgemeinen Zeitung kommen leider viele Druckfehler vor, besonders bei Worten aus fremden Sprachen oder bei technischen Ausdrücken. Machen Sie doch ja den Redakteur und die Korrektoren aufmerksam. Es ist um so mehr nötig, als diese fremde und technische Notizen Ihrer Zeitung Ehre machen und um so mehr verdienen, auch rein überliefert zu werden.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, den 7. Dezember 1798. Goethe.

An Schiller.

Wie sehr wünschte ich grade über die vorliegende Frage mit Ihnen einen Abend zu konversieren, denn sie ist doch um vieles wichtiger als jene Quästion: in welcher Ordnung die Rüstung erscheinen soll. Ich fasse mich nur kurz zusammen und gehe über alles hinaus, worüber wir einig sind.

Ich halte nach vielfältiger Überlegung das astrologische Motiv für besser als das neue.

Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben, man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durchs andere. Ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgendein Glaube.

Nicht allein in gewissen Jahrhunderten, sondern auch in gewissen Epochen des Lebens, ja bei gewissen Naturen, tritt er öfter, als man glauben kann, herein. Hat doch der verstorbene König in Preußen bloß darum auf den Wallenstein gehofft, weil er erwartete, daß dieses Wesen ernsthaft darin behandelt sein würde.

Der moderne Orakel-Aberglaube hat auch manches poetische Gute, nur ist gerade diejenige Spezies, die Sie gewählt haben, dünkt mich, nicht die beste, sie gehört zu den Anagrammen, Chronodistichen, Teufelsversen, die man rückwärts wie vorwärts lesen kann, und ist also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft, an die man durch ihre inkurable Trockenheit erinnert wird. Die Art, wie Sie die Szene behandelt haben, hat mich wirklich im Anfang so bestochen, daß ich diese Eigenschaften nicht merkte und nur erst durch Reflexion darauf kam. Übrigens mag ich nach meiner Theatererfahrung herumdenken, wie ich will, so läßt sich dieses Buchstabenwesen nicht anschaulich machen. Die Lettern müssen entweder verschlungen sein wie die M des Matthias. Die F müßte man in einen Kreis stellen, die man aber, wenn man sie auch noch so groß machte, von weiten nicht erkennen würde.

Das sind meine Bedenklichkeiten, zu denen ich nichts weiter hinzufüge. Ich habe Meyern darüber konsultiert, welcher auch meiner Meinung ist. Nehmen Sie nun das Beste heraus. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß Ihre Arbeit fördern möge.

Meine zerstückelte Zeit bis Neujahr will ich so gut als möglich zu benutzen suchen. Das zweite Stück der Propyläen ist nun ganz

abgegangen. Manuskript zum dritten ist vorrätig, wovon etwa nur noch die Hälfte zu redigieren ist; ich werde mein Möglichstes tun, auch damit in drei Wochen fertig zu werden.

Zu dem vierten Stück habe ich einen besondern Einfall, den ich Ihnen kommunizieren will, und überhaupt denke ich mich so einzurichten, daß mir das Frühjahr zu einer größern Arbeit frei bleibt. Die Schemata zur Chromatik hoffe ich mit Ihrem Beistand auch bald vorwärts zu bringen.

Und so geht ein närrisch mühsames Leben immer fort, wie das Märchen der Tausendundeine Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie die liebe Frau.

Weimar, am 8. Dezember 1798. G.

An Schiller.

Es freut mich, daß ich Ihnen etwas habe wieder erstatten können von der Art, in der ich Ihnen so manches schuldig geworden bin. Ich wünschte nur, daß mein guter Rat zu einer günstigen Jahrszeit hätte anlangen können, damit sie dadurch schneller gefördert wären, denn ich muß Sie wirklich bedauern, daß die Zeit der Vollendung in diese Tage fällt, die eben unsere Freunde nicht sind.

Glücklicherweise habe ich entdeckt, daß mich etwas ganz Neues, d. h. worüber ich noch nicht gedacht habe, in diesen Stunden reizen und mich gewissermaßen produktiv machen kann.

Ich schicke hier Grübels Gedichte, von denen ich schon einmal erzählte, sie werden Ihnen Spaß machen. Ich habe eine Rezension davon an Cotta zur neuen Zeitung geschickt, davon ich Ihnen eine Abschrift senden will. Ich habe die Gelegenheit ergriffen, über diese heitere Darstellungen, die nicht grade immer den leidigen Schwanz moralischer Nutzanwendung hinter sich schleppen, etwas zu sagen.

Übrigens halte ich mich bald an dieses bald an jenes, um nur die Zeit nicht ganz ungenutzt verstreichen zu lassen, und so mögen denn diese vierzehn Tage noch hingehen.

Ob Ihr erstes Stück Weihnachten fertig wird oder nicht, wird meinen Januaraufenthalt entscheiden, im ersten Fall hoffe ich Sie bei mir zu sehen, im zweiten denke ich Sie zu besuchen. Für heute leben Sie wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

Weimar, am 12. Dezember 1798. G.

An A. W. Schlegel.

Ew. Wohlgeboren

übersende die Holzschnitte alter und neuer Art mit vielem Dank, wovon Sie Herrn Unger seinen Teil gefällig abtragen werden. Einige Blätter, die Ihnen angehören, liegen noch wohlverwahrt in Jena; sobald ich hinüber komme, sollen auch diese zurückgegeben werden.

In meinem Aufsatz, den ich zum zweiten Stück der Propyläen bestimme, kann ich mit unserm guten Unger nicht einerlei Meinung sein; doch wird sich zuletzt wohl noch eine Konziliation finden lassen. Das Unglück ist, daß die Engländer in ihrer neuen Manier durch eine viel leichtere mechanische Behandlungsart in gewissen Teilen weit mehr leisten, als die Deutschen nach der alten Weise jemals zuwege bringen können. Diese beiden Behandlungsarten gegeneinander zu stellen, ist eine Aufgabe für künftig, diesmal haben wir nur von den Effekten gesprochen.

Leben Sie recht wohl, da Sie zu Ihren Geschäften Gesundheit und Heiterkeit so nötig haben. Ich muß die letzte Hälfte des Dezembers gewöhnlich nur so hinlavieren, vielleicht habe ich Anfang Januars das Vergnügen Sie wieder zu sehen.

Weimar, den 12. Dezember 1798. Goethe.

An A. W. Schlegel.

Heute komme ich schon wieder, um Sie um das Schloß von Otranto zu ersuchen. Einige Frauenzimmer, die es noch nicht gelesen haben, möchte ich gern in diese Wunder einführen.

Dabei schicke ich die ersten Bogen der Propyläen, die Sie vielleicht nicht ungern etwas frühzeitiger lesen und mir gefällig bald wieder zurückschicken.

Professor Meyer grüßt. Er hat die Rezension von Fiorillo mit viel Sorgfalt gearbeitet. Er läßt den literarischen Verdiensten dieses wackern Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren und trifft in den Hauptpunkten durchaus mit ihm überein. Wo Rezensent abweicht, motiviert er seine Ursachen sehr klar, wodurch diese Anzeige sehr unterrichtend wird.

Herr Unger hat ganz recht, daß sich schon in den frühern Holzschnitten Spuren finden von der Art, welche die Engländer nun so hoch emporgehoben haben, und desto sonderbarer ist es, daß man bisher

davon keinen Gebrauch gemacht hat, und daß den Engländern die Ehre der Wiederentdeckung und Kultur dieser verlornen Insel Ehre macht, ist nicht zu leugnen. Wenn die Sache nur erst recht ins klare ist, gibt uns Herr Unger vielleicht Muster von beiden mit einer kleinen Abhandlung über die Differenz von beiden Behandlungsarten.

An der Endeckung guter und brauchbarer Stoffe in den ältern deutschen Gedichten zweifle ich keineswegs und hoffe künftig auf deren Mitteilung.

Ifflands Bekenntnisse will ich nächstens lesen und wünsche zu allem, was Sie vorhaben, Gesundheit und gute Stimmung. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und gedenken mein.

Weimar, am 15. Dezember 1798. Goethe.

An Schiller.

Es mag mir etwas von Ihrer Meinung vorgeschwebt haben, indem ich, ehe ich den kleinen Aufsatz abschickte, bei mir zu Rate ging, ob ich ihn nicht mutatis mutandis zur Literaturzeitung geben oder die Materie vor die Propyläen aufheben sollte. Indessen mag er zu jenem Pikenick hingehen, das doch nicht auf eine Konsequenz der Schüsseln berechnet ist.

Boufflers hat mir auch, wie Ihnen, und in ebendemselben Sinne recht wohl gefallen; dagegen haben die Franzosen und Vornehmen, soviel ich hier vernehmen konnte, nicht zum besten davon sentiert, da es doch eigentlich für sie geschrieben ist. Auf welches Publikum soll denn der Schriftsteller rechnen und zählen?

Kants Anthropologie ist mir ein sehr wertes Buch und wird es künftig noch mehr sein, wenn ich es in geringern Dosen wiederholt genieße, denn im ganzen, wie es dasteht, ist es nicht erquicklich. Von diesem Gesichtspunkte aus sieht sich der Mensch immer im pathologischen Zustande, und da man, wie der alte Herr selbst versichert, vor dem 60. Jahr nicht vernünftig werden kann, so ist es ein schlechter Spaß, sich die übrige Zeit seines Lebens für einen Narren zu erklären. Doch wird, wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten drinne liest, die geistreiche Behandlung immer reizend sein. Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.

Meinen Zustand in diesen Tagen kann ich auch nicht rühmen. Zu einer solchen Zeit sollte man eigentlich in einer großen Stadt sein, wo man von außen gereizt würde und sich selbst vergäße.

Mechanische Arbeiten gehen nicht vom Flecke und geistige gelingen nicht. Schon diesem Briefe merke ich an, daß ich meine Gedanken nicht wie sonst beisammen habe.

Wegen Wallenstein soll bei den Frankfurtern angefragt werden.

Unsere theatralische Mutter wird in der ersten Hälfte des künftigen Monats erwartet.

Leben Sie recht wohl bis auf bessere Tage, ich will noch sehen, mich von manchem einzelnen zu befreien, damit man nach dem neuen Jahre an irgend etwas Ganzes gehen kann.

Weimar, den 19. Dezember 1798. G.

An C. G. Voigt.

Weimar, am 19. Dezember 1798.

Die Kantische Anthropologie folgt hier mit vielem Dank zurück, der doppelt ist, da sich Ihre Frau Gemahlin dieses Genusses um meinetwillen bisher beraubt hat. Es ist ein Werk, das besonders dem Pädagogen höchst willkommen sein muß, wir mögen nun die Rolle gegen uns selbst oder gegen andere spielen; übrigens sollte man meo voto dasselbe nur im Frühjahr lesen, wenn die Bäume blühen, um von außen ein Gleichgewicht gegen das Untröstliche zu haben, das durch den größten Teil des Buches herrscht, ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten, und da mag es auch noch hingehen, denn von der Vernunftshöhe herunter sieht das ganze Leben wie eine böse Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich.

Bei allem dem Vortrefflichen, Scharfsinnigen, Köstlichen, worin unser alter Lehrer sich immer gleich bleibt, scheint es mir an vielen Stellen borniert und an noch mehrern illiberal. Ein weiser Mann sollte das Wort Narr nicht so oft brauchen, besonders da ihm selbst der Hochmut so lästig ist. Genie und Talent sind ihm überall im Wege, die Poeten sind ihm zuwider, und von den übrigen Künsten versteht er Gott sei Dank nichts. In einzelnen Fällen ist er pedantisch wie zum Beispiel, daß er eine Vermischung des sanguinischen und cholerischen Temperaments nicht leiden will; freilich ist der Ausdruck Vermischung auch in meinem Sinne falsch, aber daß es eine Steigerung des sanguinischen Temperaments bis ins cholerische durch alle Stufen

gebe, lehrt die Erfahrung. Ist denn doch die ganze Trennung in vier Temperamente nur künstlich und zur Bequemlichkeit des Beobachters.

Die Behauptung, daß junge Weiber deswegen allgemein zu gefallen suchen, um sich nach dem Tode ihres Mannes einen zweiten vorzubereiten, die er noch dazu einigemal wiederholt, ist eigentlich so ein Einfall, wie die schlechten Spaßvögel manchmal in Gesellschaft vorbringen, und geziemt sich nur für so einen alten Hagestolz. Die Schilderung der Nationen scheint mir für einen Mann, der so lange in der Welt gelebt, sehr seicht, und, wie schon oben erinnert, das Ganze für eine Anthropologie nicht liberal und artig genug. Sobald ich den Menschen darstellen will, wie er ist, besonders wenn ich allen Augenblick gestehen muß, daß es ja nicht einmal von ihm abhängt, anders zu sein, daß der wünschenswerte Vernunftszustand nur wenigen und denen nur im hohen Alter zuteil wird, so dächte ich, müßte man die Sache freundlicher, einladender und erquickender geben.

Ich kann von einmaligem und zwar sehr flüchtigem Lesen nicht aburteilen, aber es scheint mir auf einige tadelnswürdige, so wie auf einige lobenswürdige Seiten der menschlichen Natur nicht genug Gewicht gelegt, wovon künftig mehr die Rede sein kann.

Genug das, womit ich angefangen habe, glaube ich wiederholen zu können. Der Pädagog kann es nutzen, um sich über verschiedene menschliche Zustände Klarheit zu verschaffen, und indem er durch Liebe diese Kenntnisse belebt und wirksam macht, sehr großen Nutzen stiften.

An Friedrich v. Stein.

Weimar, den 21. Dezember 1798.

Habe ich dir, mein lieber Freund, auf deinen vorigen Brief nicht geantwortet, so will ich bei dem jetzigen nicht säumen und dir für dein Andenken Dank sagen. Ich freue mich, daß dein dortiges Verhältnis sich befestigt und verbessert, so wie ich wünsche, daß du durch Tätigkeit dein inneres, so wie durch Belohnung und Anerkennung derselben dein äußeres Glück gründen und erreichen mögest.

Schreibe mir von Zeit zu Zeit von deinen Beschäftigungen und von der Art derselben, damit ich mir vorstellen kann, wie du lebst, und wir einander nicht zu fremd werden.

Bei mir drängt sichs nun so sehr übereinander, daß ich für Forderungen von innen und von außen fast keine ruhige Stunde vor

mir sehe, und jeden Tag nur das Nötige wegarbeiten muß, ohne mich um den folgenden zu bekümmern. Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bißchen gar zu bunt werden.

Vor einem Jahre besuchte ich die Schweiz noch eben am Rande ihrer alten Verfassung; ich sah sie freilich mit andern Augen als vor zwanzig Jahren, und die Rekapitulation war mir in manchem Sinne wichtig. Doch ist es immer besser, man reise in der Jugend, wo man die Dinge einzeln genießt und oft über ihren Wert schätzt. Die Summa Summarum des Alters ist eigentlich niemals erquicklich.

Freund Meyer, der dich herzlich grüßt, ist mit mir zurückgekommen. Womit wir uns vorzüglich beschäftigen, wirst du vierteljährlich, wenn du magst, in den „Propyläen" sehen. Schreibe mir, wenn dich etwas darin besonders interessiert, oder wenn dir vielleicht etwas dunkel oder unbestimmt scheint, worüber du Aufschluß wünschen möchtest, denn man kann nicht immer beurteilen, ob man für andere deutlich genug war. Es soll mir sehr angenehm sein, wenn ich sehe, daß ich mich durch dieses Werk auch mit dir unterhalte.

Und somit lebe für diesmal wohl, und laß mich mehr von dir hören.

G.

An Schiller.

Die Nachricht von Ihrer baldigen Ankunft erfreut mich sehr und ist die schönste Hoffnung, die mir die wieder rückkehrende Sonne bringt. Auf die Farbenlehre habe ich auch nicht einen Augenblick denken können, ich will diese nächsten Tage noch mancherlei Geschäfte schematisieren und aufs nächste Jahr einleiten, damit ich, wenn Sie herüber kommen, ganz frei bin.

Es ist so ein unendlich seltener Fall, daß man sich mit- und aneinander bildet, daß es mich nicht mehr wundert, wenn eine Hoffnung, wie die auf eine nähere Kommunikation mit Schelling, auch fehl schlägt. Indessen können wir doch immer zufrieden sein, daß er uns so nahe ist, indem wir doch immer gewissermaßen das, was er hervorbringt, werden sehen, auch macht sichs vielleicht mit der Zeit.

Zum l'hombre wünsche ich Glück! Sie werden in der Anthropologie selbst die Apologie des Spiels finden, und ob ich gleich persönlich keine Idee habe, wie man sich dabei zerstreuen oder erfreuen könne, so zeigt es mir doch die Erfahrung an so viel Menschen. Mich entschädigen in solchen Augenblicken mancherlei wissenschaftliche

Spiele, wie Mineralogie und dergleichen. Freilich sind die Abende jetzt sehr lang und unfruchtbar.

Das Thouretische Quartier steht, soviel ich weiß, ganz leer, ist rein und dürfte nur möbliert werden, wofür ich schon sorgen will. Es sind zwei heizbare Zimmer und einige Kammern.

Gern lasse ich Sie nicht aus meiner Nähe, doch ist freilich das Quartier, das ich Ihnen anbieten kann, besonders im Winter nicht bequem. Wir müssen nur eine Einrichtung treffen, denn sonst verlieren wir Zeit und Gelegenheit.

Wegen des Thouretischen Quartiers erfahren Sie Mittwochs mehr.

Könnten Sie mir die Rolle für Wallensteins Gemahlin gleich senden, so schickte ich sie unsrer neuen Actrice nach Regensburg. Sie hätte auf der ganzen Herreise Zeit, daran zu lernen, und, da sie den 14. kommt, so träfe sie noch eben zur rechten Zeit ein, daß das Stück auf den 30. gegeben werden könnte.

Leben Sie recht wohl; in Hoffnung Sie bald wieder zu sehen, werde ich noch manches, was uns hindern oder stören könnte, wegarbeiten.

Weimar, den 22. Dezember 1798. G.

An Schiller.

Viel Glück zu der abgenötigten Vollendung der Arbeit! denn ich will Ihnen gar nicht leugnen, daß mir in der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing. Bei der Art, wie Sie diese Jahre her den Wallenstein behandelt haben, ließ sich gar keine innere Ursache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, so wenig als das Wachs gerinnen kann, solange es an dem Feuer steht. Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an.

Ihr Quartier im Schlosse soll aufs beste besorgt werden, und ich denke, es soll an nichts fehlen, auch was Sie sonst an den ersten und letzten Bedürfnissen nötig haben möchten, soll parat sein. Lassen Sie sich ja nicht abhalten, sondern resolvieren sich kurz und gut, den zweiten zu kommen, denn wir haben übermäßig zu tun, wenn wir bis den 30. fertig werden wollen, wobei das Schlimmste ist, daß sich der Termin nicht verschieben läßt. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und sein Sie zum voraus schönstens willkommen.

Weimar, am 25. Dezember 1798 G.

An C. G. Voigt.

Ich habe mir in diesen letzten Tagen zur Pflicht gemacht, die Geschäfte, in die ich Einfluß habe, zu überdenken, um das nächste Jahr, soviel es bei der Unsicherheit der menschlichen Dinge möglich ist, planmäßig zu verfahren. Sie erlauben, wertester Freund, daß ich mich nach und nach mit Ihnen berate, und diesmal sei die Rede vom Schloßbau, besonders aber von der Dekoration desselben.

Wir sind mit dieser Dekoration leider in dem Falle wie mit dem Hauptbaue, daß nämlich der Künstler, der die Zeichnungen dazu macht, abwesend ist, und die Situation ist hier noch schlimmer. Dort kommt es auf große Partien, auf Proportionen im ganzen an, die leicht zu übersehen sind und man kann in kurzer Zeit einen Riß machen, an dem der ausführende Baumeister mehrere Jahre zu tun hat.

Bei der Dekoration beruht alles auf sehr kleinen Teilen, deren Zusammenstimmung sich, selbst bei großer Übung, nicht immer mit der Imagination fassen, nicht genau auf dem Papier beurteilen läßt.

Der Dekorateur, der spät zu einem Baue berufen wird, ist überhaupt übel dran, weil ihm die festen Punkte gegeben sind und er nun nicht immer machen kann, was er will, sondern was die Umstände mit sich bringen. Auch kommt bei der Ausführung so manches Hindernis vor, das sogleich wieder einen erfinderischen Entschluß verlangt, um aus einem Übel womöglich wieder eine vorteilhafte Partie zu ziehen und den geringsten Bruch des Mißstandes zu wählen. Hierüber konnte ich bei dem Theaterbau die lebhaftesten Erfahrungen machen, wo Rat und Tat beständig miteinander Hand in Hand gehen mußten.

Es haben sich bei dem Schloßbau schon Fälle dieser Art gezeigt, wo Professor Thouret einiges angab, das eine Modifikation litt und das er bei seiner Gewandtheit, solange er gegenwärtig war, sehr leicht zurecht zu stellen wußte. In seiner Abwesenheit wird die Sache schwieriger, von unserm Baumeister Steiner fordern wir nur die mechanische Ausführung, Herr von Wolzogen, dem es an gewissen Kenntnissen gar nicht fehlt, hat aber gerade vielleicht die Eigenschaft nicht, sich in die Idee eines andern zu versetzen und sie mit der wenigsten Abweichung nach den Erfordernissen umzubilden.

Was mich betrifft, so kommt es darauf an, ob ich eben einen glücklichen Einfall habe, der aber nicht immer bei der Hand ist, teils weil man in jeder Sache vom Metier sein muß, um in allen Fällen

bereit und gewandt zu sein, teils weil meine Existenz gleichsam ins Unendliche geteilt ist und meine Aufmerksamkeit nicht immer gerade auf den Punkt, der vor mir steht, gerichtet sein kann.

Ich habe daher Freund Meyern gewöhnlich privatim zu Rate gezogen und mich dabei ganz wohl befunden.

Da Sie selbst mit ihm manches verhandelt haben, so ist Ihnen seine Art und Weise zu wohl bekannt, als daß ich noch etwas dazu zu tun brauchte.

Wir haben nunmehr verschiedne Fremde, hierhergezogene Arbeiter, die alle nach Thourets Zeichnung zu einem Zwecke wirken sollen. Der Maler Haidlof, der Tischler Kronrath, der Bildhauer Schmidt, der Quadrator Müller, es werden noch mehrere nach und nach sich nötig machen, als Stukator, Vergolder und dergleichen! Geben wir diesen zusammen nicht eine Einheit der Aufsicht, in Rücksicht auf das Kunsterfordernis, so kann man voraussehen, daß unzählige unangenehme Fälle vorkommen werden.

Professor Meyer wird ohnedies sobald als möglich mit Haidlofen das runde Zimmer zu malen anfangen, er wird den Sommer über viel im Schlosse sein, und so wäre es der Sache um so angemeßner, daß man ihm einen legalen Einfluß auf das Kunstmäßige der übrigen Arbeiten gebe, wovon wir gar bald den vorteilhaftesten Einfluß spüren würden.

Auch selbst um Serenissimi willen wünschte ich, daß ein denkender Künstler immer die Folge der Arbeiten gegenwärtig hätte. Unser Fürst hat einen trefflichen Blick über das Schickliche und Bequeme, das Anständige und Lebensgemäße; nur ist er zu schnell geneigt, das Schöne der Form dagegen aufzuopfern. Ich möchte folgenden Grundsatz festsetzen: wenn der Bauherr das, was er zu seiner Bequemlichkeit, zum Anstande, zur Schicklichkeit verlangt, erklärt hat, so ist es die Sache des Künstlers, diese Forderungen mit der Form zu verbinden, denn er ist ja deshalb da, daß er wie ein geschickter Schachspieler für alle Fälle ein Auskunftsmittel ersinne.

Führte man Professor Meyern dergestalt in das Ganze ein, so entstünde daraus noch der große Vorteil, daß, wenn Professor Thouret diesen Sommer wiederkäme, er mit einem Kunstgenossen über die Arbeiten zu konferieren hätte. Auch würde Meyer, wenn ihm die Ausführung aufgetragen wäre, bei den Entwürfen und Zeichnungen etwas mitzureden haben, welches in jeder Rücksicht vorteilhaft sein möchte. Seine verträgliche Klugheit würde die Sache fördern und

was eine Remuneration betrifft, so würde man, da man ihm ohnehin für seine Künstlerarbeiten ein Honorar schuldig wird, seine bescheidnen Erwartungen leicht befriedigen können. Ich bitte um Überlegung dieser meiner vertraulichen Äußerungen, damit man etwa baldmöglichst, besonders da schon einige bedeutende Fälle eintreten, Serenissimo deshalb Vortrag tun könnte.

Der ich von Herzen wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 26. Dezember 1798. G.

An Schiller.

Überbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern. Euere Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu tun. Die wir uns zu allen angenehmen Gegendiensten erbieten.

Weimar, am 27. Dezember 1798.

Melpomenische zum Wallensteinschen Unwesen
gnädigst verordnete Kommission.
Goethe und Kirms.

An A. W. Schlegel.

Ew. Wohlgeboren

sende die Burg von Otranto in einer neuen Hülle zurück. Wenn auch diese gleich der vorigen wird abgelesen sein, so möchte wohl vom Buche selbst nicht viel übrig bleiben.

Die Rezension von dem Knebelschen Properz scheint mir sehr gut und zweckmäßig geraten, und der Gedanke, den Verfasser mit sich selbst zu vergleichen, ist freundlich und fruchtbar. Ein Mann, wie Knebel, verdient eine zarte Behandlung, da er von Natur zum Umändern und Ausbessern so sehr geneigt ist.

Was ich für ihn wünschte, wäre, daß er sich mit Ihnen in Konnexion setzte, um Ihres Rates bei der Übersetzung des Lucrez, auf die er eine unsägliche Arbeit verwendet, zu genießen. Er liegt, wie Sie aus seiner Vorrede bemerkt haben, noch an einer kleinen grammatisch prosodischen Opposition krank. Es würde ihm bei seiner

Arbeit zum größten Vorteil gereichen, wenn wir ihn davon heilen könnten, so daß er die unleugbaren Fortschritte, die man in den letzten Zeiten gemacht hat, anerkennte, gewisse Grundsätze zu befolgen sich entschlösse und dadurch seinem Vers gewiß manchen Vorteil verschaffte. Ich mache ihn hierauf in einem Briefe aufmerksam, so wie ich mich darüber bald mit Ihnen zu unterhalten hoffe.

Soeben empfange ich den zweiten Teil von Sternbald, worüber ich nächstens mehr schreibe oder spreche.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 28. Dezember 1798. Goethe.

An Schiller.

Wenn Sie uns, werter Freund, bei der Bestimmung Ihrer Dekoration um Rat gefragt hätten, so hätten wir freilich einiges einzuwenden gehabt. Denn statt des Symbols die Sache zu geben, ist freilich eine schwere Aufgabe, doch soll alles, was zur Verherrlichung der theatralischen Erscheinung geschehen kann, mit Vergnügen besorgt werden. Freund Meyer wird die Cartone selbst zeichnen, wie denn schon der Anfang zu einem kleinen Entwurf gemacht ist.

Nun aber verzeihen Sie, wenn ich auch wie Iffland den Direktor spiele, auf den sich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häufen.

Morgen früh kommt ein Bote, von dem ich hoffe, daß er mir gegen Abend einen Teil des Stücks und auf alle Fälle die Rolle der Herzogin bringen wird.

Werden Sie ja nicht ungeduldig! denn wenn Sie nicht bald kommen sollten, so werden noch öfters Boten erscheinen. Es wird ohnedies für uns einen saueren Januar geben, da man am Ende desselben ein solches Stück erwartet und an den übrigen Lustbarkeiten während desselben doch nichts entbehren will. Montags sollen die vier bedeutendsten Soldatenkostüms des Vorspiels an Iffland abgehen. Ich wünsche Ihnen zur Reise einen Tag, wie der heutige ist, und grüße Sie herzlich, sowie Ihre liebe Frau.

Weimar, am 29. Dezember 1798. G.

An Siegmund August Wolfgang Herder.

[Dezember.]

Deinen Brief, mein lieber Freund, habe ich mit besonderer Zufriedenheit erhalten, da er ein früheres Verhältnis wieder anknüpft,

das nun um desto dauerhafter sein kann, als wir beide im Leben indes vorgerückt sind und manches erfahren haben. Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeitlang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselsweise mitteile, was man tut. Denn die Menschen treffen vielmehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken.

Ich danke dir daher, daß du mir hast wollen die Zeichnungen zukommen lassen, die mir von einer so merkwürdigen Erfindung einen Begriff geben. Teile mir von Zeit zu Zeit etwas mit und gib mir Nachrichten von deinen Fortschritten, und wenn gleich das Fach der Künste, in dem ich arbeite, sehr weit von dem deinigen entfernt ist, so findet sich auch wohl, was dir zur Freude gereicht.

Deine guten Eltern sehe ich selten, denn da dein Vater wenig aus dem Hause geht und ich das meinige auch nicht oft verlasse, so bleiben wir getrennt wie die Häuser selbst. Die Meinigen grüßen dich. August hat sich vorgenommen auf deinen Gruß dir ehestens zu schreiben.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München in Ungerschen Schriften von der Offizin W. Drugulin in Leipzig im September und Oktober 1911. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.





